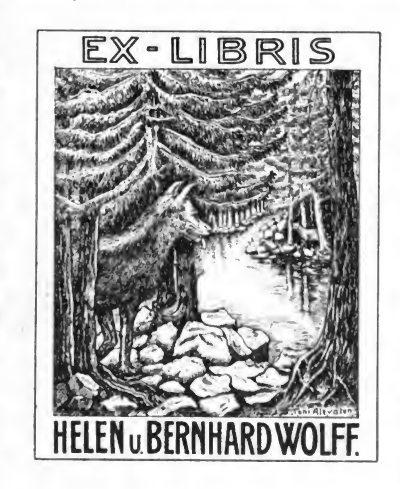
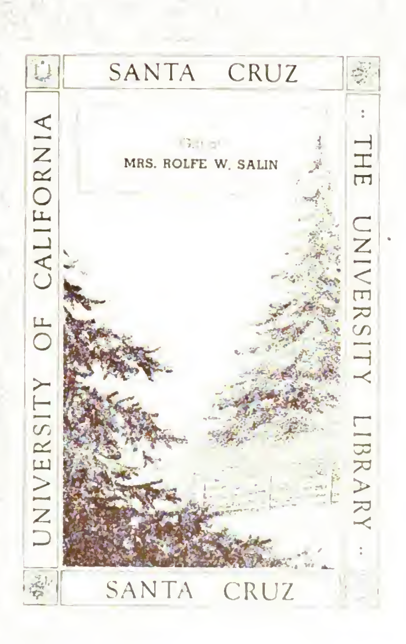

UC-NRLF
B 3 984 209
DES
DUNKELN
IN


EX-LIBRIS
HELEN u. BERNHARD WOLFF.




SANTA CRUZ
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
MRS. ROLFE W. SALIN
: THE UNIVERSITY LIBRARY :
SANTA CRUZ

~~Ihon~~

Rolf Wolff



Major Gaetano Casati

Im Herzen des dunkeln Weltteils.

Zehn Jahre in Äquatoria

von

Gaetano Casati

Für weitere Kreise und die reifere Jugend bearbeitet

von

Heinrich Berthold y.

Mit 32 Vollbildern, 91 Textbildern und 3 Karten.

Gera.
C. B. Griesbachs Verlag.
1895.

Vorwort.

Das große Reisewerk Casatis über die Länder und Völker Innerafrikas und des Forschers Schicksale daselbst geht in der Fülle seines Inhalts wie im Ton der Darstellung über den Gesichtskreis der Jugend und die Teilnahme weiterer Kreise hinaus. Und doch liefert es der Phantasie des deutschen Knaben und der Wissenslust an einem gebildeten Herde einen Stoff von unauslöschlichem und gegenwärtig brennendem Interesse. Darum bietet der vorliegende Band den Versuch eines Casati für Jugend und Haus.

Wir haben zuerst nach Vereinfachung des Stoffes getrachtet; damit der Leser in die bunte fremde Welt sich einzuleben vermöge, ist der weite und dunkle, alle Aussicht und Übersicht erschwerende Wald von Namen und Daten gelichtet, ist die Schilderung von verwirrendem Detail, die Handlung von beschwerendem Beiwerk befreit worden. Hand in Hand damit geht eine Auswahl des Stoffes, die an Wort und Bild alles getilgt hat, was für Jugend und Familienkreis nicht taugt. Weiter ist danach getrachtet, alles zu ergänzen, was im Hauptwerk für das Verständnis stillschweigend vorausgesetzt wird, und den Stil von den Härten, die einer Übersetzung notwendig eigen, zu befreien.

So ist unser Wunsch, dem jungen Leser und weiteren Kreisen wahre Anregung und Freude, willkommene Belehrung und Erhebung zu bieten.

Am 2. September 1894.

H. B.

Inhalts-Übersicht.

Einleitung.

Wenn wir eine Karte von Afrika aus den siebziger Jahren gegen eine Karte aus der Gegenwart halten, so zeigt uns ein einziger Blick die in der Kenntnis des dunkeln Erdteils gemachten Fortschritte; der große weiße Fleck, in den die Väter ein „Unerforscht" hineinzusetzen pflegten, ist zusammengeschmolzen wie Märzenschnee vor der Sonne. Auch hat die „Teilung der Erde" in Afrika schon begonnen, und ein deutscher Knabe braucht nicht mehr wie vordem unwillig den Vater zu fragen, warum denn nur die Engländer, die Franzosen auswärtige Besitzungen hätten, um ein Achselzucken als Antwort zu empfangen.

Die nachfolgenden Blätter sollen uns in das Herz des dunkeln Erdteils einführen, in ein Gebiet, von dessen wilder Schönheit und paradiesischer Fruchtbarkeit, von dessen Menschen und Tieren sich's wie im Märchen liest.

Vor dreißig Jahren bekam man Kunde von einem großen Flusse, der im Süden des Gazellenflußgebietes seinen Lauf von Osten nach Westen nehme. Seitdem beschäftigte der geheimnisvolle Fluß die Aufmerksamkeit der geographischen Welt in Europa. Der erste europäische Reisende, der den Uelle oder Maqua oder Kibali mit Augen schaute, war unser Dr. Georg Schweinfurth im Jahre 1870. Er hielt ihn für den Oberlauf des Schari, der in den Tsadsee fällt. Dr. Gustav Nachtigal dagegen hielt den Maqua für den Oberlauf des Kuta, der mit dem kleineren Bahr-el-Ardhe dem Schari zufließt. Stanley wiederum identifizierte den Maqua mit dem Aruwimi, der unter 1 Grad nördlicher Breite dem Kongo von rechts her zuströmt. Die Belgier Roget

und Becker, der Deutsche Dr. Wilhelm Junker erforschten das in Betracht kommende Gebiet noch weiter und dazu that der Italiener Casati das Seine, so daß wir nun wissen, daß der Uelle nichts anderes ist als der große Strom, der als Obandschi in den noch gewaltigeren Kongo fällt.

Der Uelle hat seinen Ursprung in der Gebirgskette, die sich im Westen von Wadelai, etwa hundert Kilometer von dieser Ortschaft, erhebt. Mit nordwestlicher Richtung durchfließt er das Land Kalikà, von da biegt er nach West und durch den Dungu, Gadda und andere Zuflüsse wasserreich geworden, berührt er das Land Mambettu und durchströmt dann das Land der Sandeh. Von den Völkern Mambettus Kibali genannt, heißt er Maqua bei den Sandeh, und diesen Namen behält er eine sehr lange Strecke.

Schon an dieser Stelle hat der Maqua eine beträchtliche Wassermasse; er läuft zwischen hohen Ufern, macht vielfache Krümmungen und wird immer breiter, wobei er Inseln bildet. Doch wird er auch wieder, von festeren Ufern zusammengedrängt, stellenweise enger. Am linken Ufer ist er fast ganz von Wäldern umsäumt, während das rechte Ufer offen ist und oft ausgedehnte Ebenen aufweist. Sein bedeutendster Nebenfluß von links her ist der Bomokandi, der mit dem Maqua zusammen entspringt.

Seinen westlichen Lauf unter 4 Grad nördlicher Breite behält der Fluß bis zum 20. Grad östlicher Länge von Greenwich, dann biegt er nach Süden um und geht unter dem Äquator in den Kongo. Die Gesamtlänge seines Laufes beträgt weit über 2000 Kilometer, er ist somit dreimal so lang wie die Weser, doppelt so lang wie die Elbe.

Das Maqua-Bomokandi-Gebiet ist eine der Oasen Afrikas. In weiten Strichen besteht Afrika bekanntermaßen zum größten Teil aus ödem Steppenland. Da findet sich nur in der kurzen Regenzeit einiger Pflanzenwuchs, aber in der langen heißen Zeit tötet die Glutsonne alles frische Leben, so daß die weiten Ebenen eine unbebaute, rotbraune Einöde darstellen. Am Maqua und Bomokandi aber giebt es ausdauernde Wasser in Überfluß, so daß der fruchtbare Boden eine üppige Vegetation

erzeugen kann. Da dehnen sich Jahrhunderte alte Wälder in immer neuem Wechsel der Baumgattungen, dazwischen giebt es grasreiche Wiesen mit Blumen in den lebhaftesten Farben. An den Flußufern ziehen sich die malerischen „Galerien“ hin, die aus unentwirrbaren Verschlingungen von Lianen, die sich um die höchsten Bäume klammern, gebildet sind, dann kommt wieder dichtes, fest verwachsenes Gebüsch voll Dornen und Stacheln. Die Felder der Eingebornen tragen eine Fülle der nutzbarsten Produkte.

Am Tage werden Wald und Feld belebt durch den Flug überaus lieblicher Vögel und das Gaukeln buntbemalter Schmetterlinge, des Nachts aber streifen die wilden Tiere umher; mit Grausen vernimmt der Mensch ihr Brüllen und Heulen. Der Löwe, der Leopard und die Hyäne sind hier ganz allgemein, Büffel, Antilopen und Gazellen finden sich in wirklich außergewöhnlicher Menge, in der Nähe der Wasserläufe wohnen die Elefanten in Herden. Das wichtigste Haustier ist neben dem Hunde, der auch hier seinem Namen als Freund des Menschen Ehre macht, die Ziege. Rindvieh kann der mörderischen Tsetsè-Fliege halber nicht mit Erfolg gehalten werden.

Es giebt hier kein Salz, und man hilft diesem Mangel dadurch ab, daß man die Wasserlösungen der Asche, welche sich beim Verbrennen der Bananenblätter, der Wasserkräuter und der Palmenäste ergiebt, abklärt und filtriert.

Unter den Metallen ist das Eisen in mehr oder minder großer Menge über das ganze Land hin verbreitet. Es findet sich in dem roten, eisenhaltigen Boden, der weite Landstriche bedeckt, und wird von Schmieden bearbeitet, die eine besondere Klasse von Handwerkern bilden, deren Gewerbe in einzelnen Familien erblich ist. Man kann sagen, daß das Eisen die alleinige Währung der Zentralländer bildet; mit ihm zahlen die Bewohner ihre Tribute, erlegen sie den Eltern die Mitgift für die Frauen, mit ihm erwerben sie sich die zum Dasein unentbehrlichen Gegenstände.

Das Klima ist milde und sehr gesund; die Luft balsamisch infolge des Reichtums der Vegetation; keine miasmatische Ausdünstung, kein

Übermaß von Hitze macht hier das Dasein lästig oder schmerzhaft. In diesem glücklichen Klima erfordern die Kinder keine übermäßige Pflege; die Liebe zur Kunst ist instinktiv, die Leidenschaft für die Musik ist allgemein.

„Ein irdisches Paradies" hat Schweinfurth das Land genannt, und es könnte wirklich eine Stätte irdischen Glücks sein, wenn seine Menschen anders wären oder anders würden.

Major Gaetano Casati ist im September 1838 in Lesmo bei Monza in der Lombardei geboren. Er machte den Krieg gegen Österreich von 1859 im Korps der Bersaglieri, der Scharfschützen, mit, die in ihren malerischen Trachten nicht nur einen höchst fesselnden Anblick gewähren, sondern eine in hohem Grade leistungsfähige Infanterie sind. Auch 1866 zog er ins Feld und zeichnete sich weiter in inneren Kämpfen, bei der Unterdrückung des Räuberunwesens in den südlichen Provinzen aus. Auch seine mit solcher praktischer Tüchtigkeit verbundene wissenschaftliche Begabung blieb nicht unbekannt, er wurde Lehrer an der Normalschule der Bersaglieri und dann Mitglied des Instituts zur Anfertigung der großen Militärkarte Italiens. Aber 1879 nahm er, weil er andere Ideale in seinem Busen nährte, den Abschied. Die Bitten seines Obersten und sogar des Kriegsministers vermochten nicht, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Er warf sich ganz auf das Studium der geographischen Wissenschaften und trat in die Redaktion der Zeitschrift L'Esploratore (Der Forscher) ein.

Unerwartet früh sollte es Casati vergönnt sein, seinem Drang in die Ferne Genüge zu thun. Ende 1879 schrieb Gessi Pascha, der hochverdiente Italiener im Generalstabe Gordons, des Generalgouverneurs im ägyptischen Sudan, um einen Landsmann zu seiner Unterstützung. Es handle sich um die Aufgabe einer vollständigen Erforschung des ganzen Uellethals. Denn das Maqua-Bomokandi-Gebiet gehörte damals in die ägyptische Interessensphäre, jetzt ist es dem Kongostaate zugesprochen.

Zehn lange Jahre hat der starke Mann in Afrika geweilt. Nach einem Jahr (1880) der Reise vom Roten Meer bis an den Maqua hat

er in $3^1/_2$ Jahren (1881—1884) ständigen Aufenthalts das ihm zur Durchforschung zugewiesene Gebiet nach allen Richtungen und Beziehungen erkundet, hat dann zwei Jahre (1884—1886) mit Emin Pascha auf dem verlorenen Posten am obern Nil ausgeharrt, hat endlich in den letzten $3^1/_2$ Jahren (1886—1889) das Seengebiet kennen gelernt und ist mit Emin aus der Wildnis nach Bagamoio zurückgekehrt. Casati war lange Zeit ohne Gefolge, ohne Hilfsmittel, gezwungen, sich wie die Eingebornen zu nähren, dann sogar von einem mißtrauischen Häuptling zum Tode verurteilt, so daß es ihm nach den schmählichsten Mißhandlungen kaum gelang, das nackte Leben zu retten. Was ihm ein Freund vorausgesagt hatte: „Afrika, Sie wissen es ja, ist eine schöne Sirene, die ihre Liebhaber oft tötet. Die Duldungen jeglicher Art! — Das Leben, das Sie im Kampfe gegen das Brigantentum führten, ist ein Nichts im Vergleiche zu dem eines Afrikaforschers," ist völlig wahr geworden. Aber dem harten und steilen Wege fehlte nicht der Gipfel des Ruhms: der Name des unbekannten Offiziers ist seit 1891 in aller Gebildeten Mund. Im Jahre 1891 erschien sein zweibändiges Reisewerk: Dieci anni in Equatoria e ritorno con Emin Pascha (Zehn Jahre in Äquatoria und die Rückkehr mit Emin Pascha). Man hat der Darstellung das Zeugnis gegeben, daß es vor allem die Wahrheit ist, was hier durchleuchtet, nur die Wahrheit; das Buch erinnere an den alten Bersagliere, es gleiche dem Bericht eines Offiziers an seinen Vorgesetzten. Aber Casatis Schicksale haben auch der Ausschmückung durch die Phantasie in keiner Weise bedurft, schon im Kleid der schlichtesten Wahrheit erwecken sie die ungeteilte Aufmerksamkeit des Lesers.

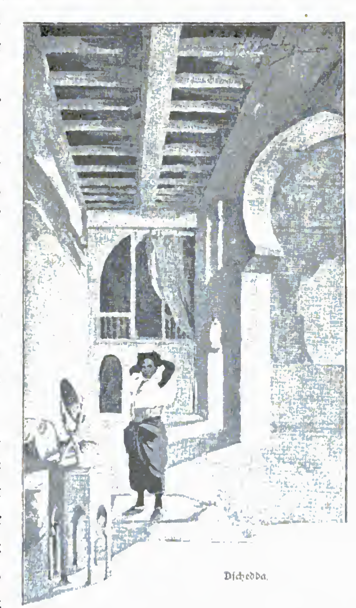
Erstes Kapitel.

Casati bestieg den Dampfer, der ihn einer ereignisvollen, ungewissen Zukunft entgegentragen sollte, an dem Tage, da nach deutschem Gefühl ein Scheiden vom heimischen Herde am schwersten fällt, am Christabend des Jahres 1879. Sieben Tage dauerte die Fahrt von Genua an der Westküste von Italien hin durch die Straße von Messina und über das Mittelmeer nach Port-Said; sanft und ruhig war das Meer, das in dieser Jahreszeit doch gewöhnlich allerlei Tücke verübt. „Nicht ohne einige Erregung“ nahm der Passagier mit dem weitgesteckten Reiseziel wahr, wie nach der Abfahrt von Messina die letzten Punkte seines schönen Heimatlandes immer kleiner wurden — ging er doch einer schweren, von Abertausenden unverstandenen Aufgabe entgegen; würde die Kraft des Geistes und des Körpers, die Begeisterung für die übernommene Mission standhalten gegenüber den unausweichlichen Mühsalen und Gefahren?

Port-Said, die kleine Stadt an der Mündung des Kanals von Suez in das Mittelmeer, liegt auf dürrem Sande, die Bedingung ihrer Existenz ist einzig durch jene Wasserstraße gegeben; regelmäßige Straßen, zierliche Häuser, ein überaus lebhafter Verkehr zeichnen die Stadt aus; die arabische Vorstadt aber mit ihrem Schmutz und der Regellosigkeit ihrer Anlage malt ein Bild des Orients mit bezeichnenden Farben vor das Auge.

Der Suez-Kanal, das große Werk des „großen Franzosen“ Ferdinand von Lesseps, der 1892 als Greis am Rande des Grabes wegen des verkrachten Unternehmens der Durchstechung der Landenge von Pa-

nama vor den Geschworenen erscheinen mußte, ist 160 Kilometer, also etwa 30 Wegstunden lang. Mit einer mittleren Tiefe von 8 Metern gestattet er auch schweren Lastschiffen den Durchgang, doch kann von Hafen zu Hafen immer nur ein Fahrzeug auf einmal unterwegs sein, da die schiffbare Breite der Wasserstraße so groß nicht ist, daß ein Ausweichen stattfinden könnte. In Ismailia, ungefähr in der Mitte zwischen dem Mittelländischen und Roten Meer gelegen, hat die Verwaltung des Kanals ihren Sitz, an der Mündung des Kanals ins Rote Meer liegt Suez. Die 4 Kilometer von ihrem Hafen entfernte Stadt ist heute tot, unreinlich und arm an Bevölkerung, sie macht den Eindruck einer zurückgekommenen Größe.



Dschedda.

Die Weiterfahrt von Suez nahm Casati, wie es die Dampfergelegenheit mit sich brachte, über Dschedda und Hodeida an der asiatischen Küste des Roten Meeres. Dschedda lebt von den mohammedanischen Pilgern, die von hier in zwei Tagereisen nach Mekka hinaufsteigen; Hodeida ist das Emporium für Mokka-Kaffee, der von hier in seiner Hauptmasse nach Marseille geht. In Hodeida haben sich viele Banianen (indische Kaufleute) aus Handelsrücksichten angesiedelt. Von Hodeida ging die Fahrt wieder nordwärts

nach Massaua und Suakin an der afrikanischen Küste. Die Schiffahrt im Roten Meere ist reich an Gefahren und schwierig wegen der zahlreichen Korallenbänke, die das ganze Wasser entlang sich vorfinden. Besonders gefährlich sind die noch in der Bildung begriffenen Bänke. Auch finden sich nur drei Leuchttürme.

Suakin zählt etwa 4000 Einwohner; es hat wenig Häuser, die zum größten Teile den hier ansässigen Fremden als Wohnung dienen, und viele und verschiedenartige Hütten, die auf Pfählen ruhen und mit Matten verkleidet sind. Eine große Anzahl Griechen hat hier ihren Wohnsitz, und zu bestimmten Zeiten strömen neue zu vorübergehendem Aufenthalte in Handelszwecken herbei.


Baniane.

Das nächste Reiseziel war Berber am Nil. Der Weg erhebt sich von Suakin allmählich bis zur Höhe von 800 Metern über dem Meer, um sich nach Überschreitung der Wasserscheide zwischen Meer und Nil allmählich wieder gegen diesen Strom zu senken. Dem Auge des Reisenden stellt sich die Gegend, ein Vorsprung des äthiopischen Massivs, als eine Reihe von Amphitheatern dar, von denen eins auf das andere folgt und die durch mehr oder minder lange und enge Pässe aneinandergekettet sind. Anfänglich belebt den Weg eine kräftige Vegetation, später hat der Reisende ein richtiges Wüstenbild vor Augen. Der Weg wird von einer Anzahl Wadis durchschnitten, jenen tiefgefurchten Betten der Flüsse im Orient. In der Regenzeit schäumen sie über von der Fülle des in ihnen dahinschießenden Wassers, und jede Kommunikation ist schlechterdings unmöglich, die übrige Zeit des Jahres halten sie oft kaum hinlängliche Feuchtigkeit, um einer verkrüppelten Vegetation das Dasein zu geben.



Casatis Karawane.

Das Beförderungsmittel ist das „Schiff der Wüste“. Die Lastkamele gehen des Tags 10 Stunden mit sechs Zentnern Ladung in mäßigem Marschtempo, so daß der von Suakin bis Berber in zehn Tagen absolvierte Weg auf 400 Kilometer geschätzt werden kann. Mit Sattelkamelen — hagin, Läufern — mag die Dauer der Reise auf etwa sieben Tage sich beschränken. Man bricht des Morgens um 7 Uhr auf, rastet von 11—2 Uhr und schlägt um 8 Uhr des Abends das Nachtlager auf. Genächtigt wird unter freiem Himmel. Im Monat Februar findet man überall genügend Wasser, nur einmal liegen zwischen den beiden auf einander folgenden Brunnen zwei Tagemärsche.

Die landläufige Vorstellung von der außerordentlichen Leistungsfähigkeit und Ausdauer, von der unglaublichen Genügsamkeit der Kamele wird von Casati, wenigstens für jene Gegend, zerstört. Es kommen ihrer viele zu Fall und verwesen am Wege, sei es daß die Rasse entartet ist, oder ihre Ernährung allzu dürftig, oder das Wasser ungesund, mit dem sie getränkt werden müssen.

Viel Not und Verdruß bereiten dem Reisenden die Kameltreiber. Sie sind ein unzuverlässiges, faules Volk, fleißig nur im Essen und Schlafen. Unreinlich wie sie auch sind warfen sie sich eines Tages über Magen und Gedärm einer geschlachteten Ziege her und verschlangen diese Stücke noch warm und zuckend samt dem Inhalt, wozu ihnen der Leser mit Grauen „Guten Appetit“ wünscht. Aber auf die Pflege des Haupthaars verwenden sie einen guten Teil der Freizeit des Tages. Hinter einander aufgestellt wie weiland die preußischen Grenadiere, wenn es den Zopf zu ordnen galt, entwirren sie sich gegenseitig mit Holzstiftchen das Haar und ordnen es dann in kleine Flechten, die den Hals hinabhängen und bei einigen sogar über die Schultern. Salbung mit Schaffett und aufgestreute rote Erde bringen die kuriose Frisur zur Vollendung. Daß man die Treiber wecken muß und anhalten, die des Nachts auf der Weide gehenden Kamele zusammenzubringen, anzuschirren und zu belasten, ist die Morgenerquickung des Reisenden, und der Tag vergeht unter beständig nötigen Ermahnungen an die Edlen, sich nicht un-

nötig zu verhalten. Als jagdbares Wild bietet sich dem Reisenden das Rebhuhn, erfolglos aber ist es, den flüchtigen Gazellen nachzustellen, die den trübseligen Weg anmutig beleben.

Berber ist eine kleine Stadt von etwa 5000 Einwohnern; sie liegt unter 18 Grad nördlicher Breite und 34 Grad östlicher Länge von Greenwich am rechten Ufer des Nils. Die Häuser sind von Ziegeln gebaut, die an der Sonne getrocknet wurden, außen mit Kot beworfen, nur aus einem Stockwerk bestehend; das Dach ist mit dem Laube der Palme Dum bedeckt. Berber für sich hat keinerlei Hilfsquellen; es ist gleichsam der Übergangspunkt des Handels, der vom Sudan über Chartum sich nach dem Roten Meere richtet. Wie Suakin wird es von einem Gouverneur verwaltet und hat ein Post- und Telegraphenamt.

Nach Chartum nilaufwärts ist es von Berber gerade so weit, wie von Suakin nach Berber. Der Weg wird entweder zu Lande gemacht auf dem Rücken des Kamels, oder zu Wasser auf Segelbarken. Zwar gelangt man reitend schon in sieben Tagen etwa ans Ziel, aber Casati hatte diese Art zu reisen als zu unangenehm und mühselig erprobt, um sich ihr abermals auszusetzen. Freilich brauchte das Schiff vierzehn lange Tage, um die Strecke von etwa 400 Kilometern zurückzulegen — welche Geduldsprobe für europäische Eilfertigkeit, wenn der Schnellzug beispielsweise die direkte Linie Berlin-Danzig von 458 Kilometern in $9^1/_2$ Stunden, der Personenzug in 16 Stunden durcheilt! Dazu ließen sich auf jener langen Fahrt gute Studien machen, wie ein unwissender Kapitän und eine undisziplinierte Mannschaft es fertig bringen können, ein Fahrzeug bei gutem Wasserstand und günstigem Winde möglichst oft auflaufen zu lassen, und wie viele Anlässe sich zu unnützem Verweilen gewinnen lassen, sei es Besuch bei Verwandten für den Kapitän, oder ein Tag des Zeitvertreibs für die Mannschaft, Einkauf von Proviant, Unterhaltungen ohne Ende über die Ufer des Flusses oder das Richten der Segel. Entschädigt für solchen Ärger über eine ebenso unverschämte wie unwissende, dazu diebische und gierige Bevölkerung wird der Reisende durch die wechselvolle, heitere Scenerie der Landschaft. Den Fluß be-



Chartum.

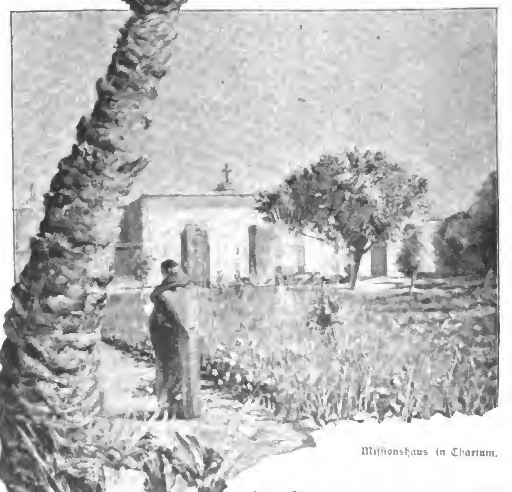
leben Krokodile, ungeheure Nilpferde, zahllose Scharen von Enten und andern Vögeln, am Ufer folgen Dörfer und Gehöfte, Äcker und üppig wuchernder Wald, immer neue Panoramen gestaltend, auf einander.

Der Nil hat auf der Strecke von Chartum bis Berber namhaftes Gefälle, aber er bildet nur einen Katarakt, den sechsten, der für die Schiffahrt immer schwierig und während der Periode der Ebbe auch gefährlich ist. Das Gewässer des Stroms wirkt vermöge des mitgeführten Schlamms in hervorragendem Maße befruchtend, aber das Bewässerungssystem ist so wenig ausgedehnt, daß wo weite Landstrecken von fleißigen Anwohnern in blühende Gärten verwandelt sein könnten, nur der dem Wasser nächstgelegene Strich kultiviert ist. Gebaut werden Korn (durra) [1], Hirse (dokon), Tabak und verschiedene Hülsenfrüchte. Das Land ist in seiner Gesamtheit eben, nur stellenweise treten kleine Berge von beschränkter Ausdehnung auf. — Wenn wir hier noch einige Temperaturangaben anfügen, so beobachtete Casati in Suakin 27 Grad Celsius, auf dem Wege von Suakin nach Berber ein Maximum von 36 Grad im Schatten, ein Minimum von 7 Grad bei der Morgendämmerung des 7. Februar 1880, auf der Nilfahrt des Morgens um 6 Uhr 15 Grad, um 9 Uhr 20 Grad, zu Mittag 29 Grad im Durchschnitt.

Chartum ist eine der Großstädte Afrikas, unter 16 Grad nördlicher Breite und 33 Grad östlicher Länge von Greenwich gelegen, da wo der Bahr-el-Azrak oder der Blaue Fluß aus Abessinien und der Bahr-el-Abiad oder der Weiße Fluß aus dem Herzen des schwarzen Erdteils sich zum Nilstrom vereinigen. Die Stadt ist mit ihren etwa 60000 Seelen der Sitz des Handels im ägyptischen Sudan, aus Sennaar, Kordofan, Darfur und dem ägyptischen Äquatoria strömen die Vorräte an Elfenbein und Edelgestein, Straußenfedern, Tamarinde, Kautschuk als die Haupterzeugnisse des Sudan nach der Hauptstadt an der Nordgrenze zusammen. Die Häuser sind aus Schlamm und an der Sonne getrockneten Ziegeln erbaut, kostspielige Luxusbauten sind die wenigen Häuser aus gebrannten

[1] Durra (sorgum vulgare) ist die Hauptbrotfrucht Afrikas und wird von Ägypten an bis zum Kap in verschiedenen Arten gebaut; sie verlangt einen feuchten Boden.

Ziegeln, denn es mangelt an Kalk. Neben den Regierungsanstalten findet sich eine katholische Missions-Niederlassung. Ausgezeichnet ist die Stadt durch einen weiten Park, ein Eigentum



Missionshaus in Chartum.

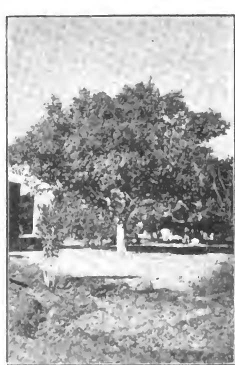
des Staates, der reich an schönen Pflanzen ist und von bequemen Pfaden durchkreuzt wird.

Die Geschichte des Sudan unter ägyptischer Herrschaft ist eine nur selten sich lichtende Nacht von rohen, blutigen Gewaltthaten seitens des Eroberers, denen die Eingebornen ebenso roh und blutig begegneten.

Da nur Haß gesät wurde, konnte nimmer Vertrauen wachsen, auch konnte der Abschaum der ägyptischen Truppen und Beamtenschaft, der nilaufwärts zog, nur in elementarster Weise als Kulturträger auftreten.

Mehemed Ali Pascha, der erste Vizekönig von Ägypten, ging im Jahre 1827 an die Eroberung des Sudan. Sein Sohn Ismail Pascha drang bis in die Gegend zwischen Berber und Chartum vor. König Nemr (Tiger), der gedemütigte Herr jener Strecken, lieferte bereitwillig Lebensmittel, Holz und Stroh; aber nicht absichtslos häuften die Unterworfenen





Garten- und Parkanlagen in Chartum.

jene Massen rings um das Lager auf. Ein Wink des Tigers entflammte in den Vorräten ein mächtiges Feuer und verwandelte das Lager in einen einzigen Scheiterhaufen. Der Pascha ging mit allen seinen Leuten elend zu Grunde. Ein Racheheer konnte den geflohenen König nicht finden, so übte es Vergeltung durch ein unerhörtes Morden auch der Wehrlosesten und setzte die Grenzen Ägyptens durch Henkersarbeit bis Kordofan. Anfänge von Liebe und Hochachtung errang sich nur einer der von Mehemed Ali eingesetzten Statthalter, Abdul Hatif Pascha; streng genug war freilich auch er. Ein Häuptling wurde zu Stockprügeln ver-

urteilt, welche Strafe in Ägypten noch immer in Ehren ist. Der Unglückliche weigerte sich hartnäckig, Gnade und Verzeihung zu erbitten, und ertrug die Marter ohne Klage. Als der Gouverneur die Masse des fließenden Blutes und die zahlreichen Wunden sah, befahl er, die Prügel einzustellen. Da stand der Bestrafte langsam auf, und nachdem er ein Messer aus der Tasche gezogen hatte, schickte er sich an, die an seinem Körper herabhängenden Haut- und Fleischfetzen wegzuschneiden. So hatte ein wilder Stoicismus des Besiegten über die blutige Brutalität des Eroberers gesiegt.

Said Pascha, der zweite Nachfolger Mehemed Alis, entschied sich 1857 bei persönlicher Anwesenheit angesichts der noch immer wachsenden Schwierigkeiten für die Aufgabe des Sudan, aber die eingeborenen Häuptlinge erbaten die Fortsetzung der ägyptischen Okkupation als Vergünstigung; sie war zur Sicherung der Ordnung und des Eigentums immerhin bereits unerläßlich geworden.

Das beste für den Sudan haben aber später edle Fremdlinge in ägyptischen Diensten gethan, die Engländer Baker und Gordon.

Zweites Kapitel.

Bei Casatis Ankunft in Chartum hatte Gordon, der Generalgouverneur des Sudan, seine Entlassung eingereicht und der Untergouverneur führte interimistisch die Geschäfte. Dazu hatten jene gewaltigen Pflanzenansammlungen, wie sie im Nil vorkommen, die natürliche Straße nach den südlichen Provinzen, den gewaltigen Fluß vollständig gesperrt. Als der kühne Reisende dennoch die Absicht verlautbaren ließ, nach der Provinz Bahr-el-Gazal vorzudringen und zwar auf dem Landweg über Kordofan, verbot ihm die Regierung aus Gründen der Politik direkt die Abreise. Erst nach der Ankunft des neuen Gouverneurs Rauf Pascha erhielt Casati Reiseerlaubnis nach den Provinzen Bahr-el-Gazal und Äquatoria, am 4. Juli 1880 begann er an Bord eines Dampfers auf dem Weißen Flusse seine Reise.

Der Fluß ist mit vielen Inseln bedeckt, bildet zahlreiche Buchten und hat viele Seitenarme, die sich erst in weiter, weiter Ferne verlieren. Die Natur ringsum zeigt sich in großartiger Üppigkeit und überreicher Fruchtbarkeit. Die Wälder empfangen ihren Charakter durch die Nilakazie und bunte Mimosen, daneben kommen Palmen und Tamarinden vor. Die Felder sind mit Korn und Papyrus bestanden. Zahllose Scharen von Gänsen, Enten und Kranichen mit buschigem Kopf beleben den Fluß, die Wälder beleben die flüchtigen Antilopen, die Wiesen aber Herden von Rindern und Kühen mit buckeligem Rücken. Auch erblickt der Reisende mit Abscheu die Riesenschlangen mit ihren hervorstehenden Köpfen, die sich um die Baumstämme gewunden haben; nicht ohne daß

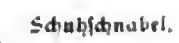
sich dieses Gefühl des Abscheus mit dem Eindruck von der Großartigkeit des geschauten Naturgemäldes merkwürdig mischt.

Da naht sich der Dampfer der Insel Aba. Die Maschine arbeitet langsamer, die Dampfpfeife ergellt drei bis viermal in langgezogenen Tönen. Der Kapitän und seine Leute, auch die Passagiere wenden das Angesicht gegen die Insel und beten. So begrüßt man den großen Heiligen, der da wohnt, Mohammed Achmet, der als Mahdi so großes Unglück über den Sudan bringen sollte. Von dem Erscheinen des Mahdi d. h. des von Gott Geleiteten, der mit dem Beginn des mohammedanischen 14. Jahrhunderts = unserm 12. November 1882 erwartet wurde, hofft der Islam eine neue Blütezeit und Weltherrschaft. Der Eremit von Aba galt schon damals, ehe er den Anspruch erhob, der Mahdi zu sein, als unsterblich, schon einmal sei er, ohne das Todeslos zu teilen, zu Gott emporgestiegen, von dem er vor siebenhundert Jahren zurückgekehrt sei; auch wurden Wunder von seiner Hand berichtet; so habe er beispielsweise Besucher der Insel mit dem üblichen Zuckerwasser und süßer Milch bewirtet. Die beiden Gefäße gingen im Kreis bei den Besuchern herum, die ihrer mehr als vierzig waren; jeder trank, bis er satt war, und trotzdem wurden die Gefäße um gar nichts von ihrem Inhalte entleert.

Aus dem Weißen Flusse ging es weiter in den Bahr-el-Gazal hinein. Nun änderte sich das Bild der Landschaft. Der Wald, die Baumvegetation überhaupt hörte auf, auch Felder und Dörfer waren nicht mehr zu sehen. Der Fluß hat versumpfte Ufer, die von hohen Kräutern bestanden sind, das Wasser ist von dunkler Farbe. Die Reisenden wurden des Nachts durch zahllose Fliegen belästigt, am Tage wurden diese Quäler bis über Mittag hinaus von Wespen abgelöst, die rasch und unermüdlich im Bogen umherfliegend auf Gesicht, Hände und Hals ihre Angriffe ausführten. Ihre Stiche waren nicht gerade gefährlich, aber zur Erheiterung trug ihr tückisches Spiel nicht bei. Die Langeweile der Fahrt wurde unterbrochen durch die Jagden, die man von Bord aus auf Nilpferde versuchte. Die Dickhäuter ließen sich in ihrem Phlegma durch die ungewohnte Erscheinung des Schiffes nicht stören, nur die Köpfe aus dem

Wasser streckend grunzten sie es neugierig an. Mancher Flintenschuß wurde auf die harten Schädel abgebrannt, aber die Tiere tauchten nur unter, um unversehrt wieder an die Oberfläche des Wassers zu kommen. Nicht so arglos waren die an den Ufern weidenden Elefanten. Vor dem Stampfen der Maschine und dem Lärm der Besatzung nahmen sie schleunigst Reißaus, mit einer Leichtigkeit und Schnelligkeit des Laufs, die man diesen Kolossen nicht zutraut. Hielten sie dann wieder still, so trennte sich immer ein einzelnes Tier von der Herde, um als Beobachtungsposten das feindliche Schiff noch länger im Auge zu behalten. In einigen Exemplaren zeigte sich jener seltsame Vogel, der gewaltig von Gestalt nach der Bildung seines Schnabels Abu-markub, der Vater des Schuhs (balaeniceps rex) genannt wird.

Sehr verzögert wurde die Reise durch den Umstand, daß in siebzehn Tagen wohl sechsundsechzig jener



Schuhschnabel.

Pflanzenbarren zu überwinden waren, die die Araber Sed nennen und so mächtig werden können, daß sie auf Monate die Flüsse überhaupt sperren. Sie stehen meist mit beiden Ufern der Flüsse in Verbindung, sind von verschiedener Tiefe, aber selbst die Kraft eines Dampfers ist gegen die elastische und doch so unendlich zähe Masse machtlos. Da muß ein Teil der Schiffsmannschaft denn mit Sicheln ins Wasser springen, Vorderteil und Räder werden von den Pflanzen, zu denen die Papyrusstaude einen Hauptbestandteil liefert, befreit, das abgeschnittene und in Garben gebundene Gras läßt man den Fluß hinabschwimmen, dann versuchen die im Wasser stehenden durch die Kraft ihrer Rücken und die an Bord befindlichen durch eingestemmte lange Stangen unter dem Gesang eines Liedes die Bewegung des Schiffs nach vorwärts. Dur! ruft der Kapitän, und alles steht still. Nach einer Pause beginnt dieselbe Arbeit von neuem, bis der Dampfer frei gemacht ist. Ein einstimmiges, triumphierendes Freudengeschrei beantwortet den Befehl des Kapitäns, mit dem er die Wiederaufnahme der Fahrt unter der Kraft des Dampfes anordnen kann.

Die Reise von Chartum nach Mesrha-el-Rek nahm sechsunddreißig Tage in Anspruch, sechzehn davon waren Regentage, die Temperatur im Schatten erreichte einen Mittelstand von 23 Grad um sechs Uhr morgens, von 30 Grad um neun Uhr vormittags, von 35 Grad um zwölf Uhr mittags, von 36 Grad um drei Uhr nachmittags, von 27 Grad um neun Uhr abends.

An den Ufern des Nils wohnen die Baggara und Schilluk, mit Mesrha-el-Rek war das Gebiet der Dinka betreten.

Das weitverzweigte Volk der Dinka besteht aus vielen Stämmen, die sich von einander in Sitten und Gebräuchen unterscheiden. Die Dinka sind Leute von sanfter Gesinnung, doch ist ihnen die Jagd auf die wilden Tiere ihres Gebiets eine Lust. Im Verkehr mit Fremden sind sie schüchtern, aber gefälligen Wesens. Ihr Leib ist kräftig gebaut und gelenkig, sie sind schnell und gut zu Fuß und führen Lanze und Bogen mit überraschender Geschicklichkeit. Sie bilden streng genommen politisch



Mesrha = el = Rek.

keine Gemeinschaft, sondern leben unter patriarchalischer Oberherrschaft; jedem Dorfe steht ein Häuptling mit allerlei ererbten Vorrechten vor. Die Wohnungen sind Strohhütten mit kegelförmigem Dache, zwei Vorkammern sollen zur leichteren Abwehr von Eindringlingen dienen. Die Wohnungen sind geräumig und, was man in Afrika nicht vermutet, von wunderbarer Sauberkeit.

Die Männer bekleiden sich mit einem Ziegenfell, das um die Hüfte gegürtet wird, viele jedoch ziehen es vor, überhaupt nackt zu gehen. Die Frauen sind durchweg mit zwei Ziegenfellen bekleidet, die von der Hüfte bis zu den Knieen reichen. Die Nacht über kriechen die Dinka zum Schutz gegen das zahlreiche Geschmeiß und gegen die fühlbare Wirkung der gesunkenen Temperatur in die Asche des Herdes. Seltsam, überraschend, ja schreckenerregend ist dann am Morgen der Anblick der langen, weißgrauen Gespenster. Der Schmuck des Körpers besteht in Eisenringen, die in den an mehreren Stellen durchbohrten Ohren hängen, und in Elfenbeinringen am Arm der Männer und Eisenringen an den Hand- und Fußgelenken der Frauen. Nach weitverbreiteter Sitte der Schwarzen ziehen sie sich auch zwei Schneidezähne des Unterkiefers aus.



Dinkamädchen.

Die Fleischnahrung lieben die Dinka nicht, das Fleisch des Nilpferdes, des Krokodils, der Ratte, das sonst häufig als Leckerbissen verspeist wird, verabscheuen sie. Ihre Hauptnahrung sind Milch- und Mehlspeisen, dazu wird ein aus Moorhirse hergestelltes Bier getrunken. Auch bei ihnen besteht die widerliche Sitte, die Töpfe mit Kuhurin ab- und auszuwaschen; inwieweit dieser Gebrauch mit dem Umstande zusammenhängt, daß sie kein Salz haben, steht dahin. Jedenfalls ist dem europäischen Kanon der Appetitlichkeit weitere Verbreitung zu wünschen; scheut sich doch auch die feinste Indierin nicht, den Mist der Kuh in ihre wohlgepflegten Hände



Geräte und Waffen der Dinka.

1. Tabakbüchse von Tierhaut und Rinde, am Halse zu tragen.
2. Elfenbeinring der Männer, am Oberarm zu tragen.
3. Keule, gelegentlich als Sitz benützt.
4. Stock, mit Behälter für Rauchtabak im Knopf.
5. Keule.
6. Lanzenspitze.
7. 8. 9. 10. Schilde und Bogen zum Parieren von Keulenschlägen.
11. Alarmpauke, 2 Meter lang.
12. Wasserkrug, $1\frac{1}{3}$ Meter hoch.
13. Helm.
14. Wohnhaus, die zwei Vorkammern sollen zur leichteren Abwehr von Eindringlingen dienen.



zu fassen, da er von dem heiligen Tier kommt und getrocknet in dem holzarmen Lande ein geschätztes Feuerungsmaterial liefert.

Die Reinlichkeit bei der Zubereitung der Speisen ist völlig musterhaft. Es ist bekannt, daß das Korn bei den Schwarzen überall in Mörsern mittels eines hölzernen Klöpfels gestoßen wird. Das Weib, dem diese Arbeit obliegt, hat das Bedürfnis, die bei Handhabung der Mörserkeule trocken werdende Haut der Hände durch Befeuchtung wieder geschmeidig zu machen. Also spuckt es in die Hände, gerade so wie der deutsche Handarbeiter. Das Dinkaweib jedoch taucht die Hände



Schlangenkultus der Dinka.

in Wasser, das in einem Gefäße neben ihr steht. Bei dieser mühseligen Art der Gewinnung von Brotkorn gerät der ganze Körper in Schweiß, darum teilen sich bei den Dinka immer zwei Personen in die Arbeit, damit während die eine am Mörser hantiert, die andere sich den Schweiß abtrocknen und den Körper waschen kann. Auch wäscht sich ein Dinkaweib, wenn man sie um einen Gegenstand oder irgend einen Dienst angeht, immer erst die Hände, ehe sie das Verlangte darreicht oder ausführt.

Zu den religiösen Gebräuchen der Dinka gehört der Kultus der Schlangen. Fast in jeder Hütte ist ein solches Reptil zu finden, es liegt

ruhig da oder ringelt sich umher, ohne daß man ihm irgend welches Mißtrauen entgegenbringt. Diesen Schlangen wird die Gabe der Prophetie zugeschrieben. Sie werden so zahm, daß sie auf den lockenden Ruf der Hausfrau herbeikommen und sich mit Milch füttern lassen.

Die Dinka leben in Vielweiberei, wenn dem Manne der Reichtum den Besitz mehrerer Frauen gestattet, doch hat die Erstgefreite immer die Oberleitung des gesamten Hauswesens. Die Dinka sind Ackerbauer und Viehzüchter. Die Kühe gehen des Tags auf die Weide. Auf ein Trommelsignal antworten sie mit Gebrüll und kommen herbei, um sich innerhalb der Hürde, die aus Pfählen hergestellt ist, an den einer jeden gehörigen und von ihr freiwillig aufgesuchten Pflock anbinden zu lassen. Neben dem Rindvieh werden Ziegen gehalten. Auf den Äckern werden Hirse, Bohnen, Kürbisse, Sesam, Tabak gebaut. Auch werden Hühner und Hunde gehalten. Die Hunde sind von kleinem Wuchs, aber gute und getreue Wächter des Hauses. Ein reicher Dinka ist viel von Hause abwesend bei seinen hin und her zerstreuten Herden. Dabei ist seine Waffe die Lanze. Kommt er heim, so pflanzt er sie vor dem Hause derjenigen seiner Frauen auf, bei der er wohnen will. Innerhalb des Dorfes trägt der Mann nur eine Keule. Es kommen deren solche vor, die sich gelegentlich als Sitz benutzen lassen, ähnlich den Jagdstöcken unserer heimischen Nimrode.

Die Dinka haben auch eine Litteratur, freilich nur eine mündliche. Das sind die Märchen und Fabeln, die sie sich in den Feierstunden erzählen. Eine der charakteristischen Erzählungen ist die folgende:

Der Elefant und der Hahn.

Eines Tages forderten der Elefant und der Hahn einander zum Wettstreite auf, wer von ihnen ein beharrlicherer Fresser wäre. Als sie an dem vereinbarten Orte sich getroffen hatten, machten sie sich sofort ans Werk. Gegen Mittag legte sich der Elefant gesättigt nieder und versank in Schlaf. Nach einigen Stunden wachte er auf und bemerkte zu seinem großen Verwundern den Hahn, wie er immer noch unter dem

Grase scharrte und pickte. Auch er begann zu fressen und, neuerdings gesättigt, zog er sich zurück, indem er mit stets wachsendem Staunen den Hahn Nahrung zu sich nehmen sah. Als sich die Sonne zum Untergang wendete, beeilte sich der Hahn, sich auf den Rücken des Elefanten zu setzen, der sich mittlerweile gelegt hat. Kurze Zeit verstrich, da fühlte der Elefant Stiche auf seinem Rücken. „Was machst du?“ rief er halb erschreckt. „Nichts; ich nähre mich von den Insekten, die ich in den Borsten deiner Haut finde.“ Entsetzt über eine derartig ausdauernde Gefräßigkeit erhob sich der Elefant und suchte wie ein Narr das Weite. Und seit diesem Tage flieht er stets, wenn er das Krähen des Hahnes hört.

Derartig eingewurzelt ist bei den Dinka dieser Glaube, daß sie sich jedesmal mit einem Hahne versehen, so oft sie nachts eine Reise zu unternehmen haben.

Auch Gesang und Tanz werden bei den Dinka gepflegt. Die Männer des Dorfes sammeln sich in kriegerischem Schmuck an den früh hereinbrechenden Abenden um ein loderndes Feuer. Dem Häuptling fällt der Vortrag eines Recitativs von meist kriegerischem Inhalt zu, es wird unterbrochen von Chören, die von männlicher Stärke widerhallen. Dazwischen erhebt sich die ganze Mannschaft und nimmt scharf ausgeprägte Angriffs- und Verteidigungsstellungen ein. Endlich schließt ein eintöniges Geschrei aus aller Kraft und voller Brust die interessante Handlung ab.

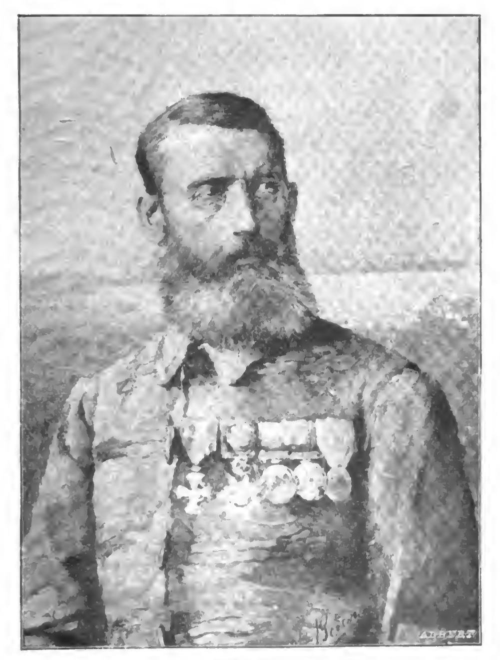
Von Mesrha-el-Rek am Gazellenflusse aus zog Casati nach einigen Wochen des Hinwartens landeinwärts in der Richtung nach Südwest. Die einzuhaltende Straße war nicht übel, aber wegen der Regenzeit war der Weg teilweise mit Wasser bestanden, das bis zur Hüfte reichte und mehr als einmal einige Stunden lang anhielt. Fünf Tage dauerte der Marsch bis zur Station Dschur Gatthas. Diese Station hat ihren Namen nach einem Chartumer Kaufmann Gatthas, der durch den Handel mit weißem Elfenbein reich geworden war, mehr freilich noch durch das „schwarze Elfenbein“, die armen Sklaven aus dem Sudan. Die Station liegt im Gebiete des Volkes Dschur, das stark und kräftig ist, doch den Dinka an Gaben, besonders an Gaben des Gemütes nachsteht. Zwei

Tagereisen hinter Dschur Gatthas traf Casati am Flusse Dschur mit Gessi zusammen. Dieser Fluß ist berüchtigt durch die Unmenge der in ihm hausenden Krokodile; wenn er in den ausgehöhlten Baumstämmen, die als Barken dienen, überfahren wird, so müssen die gefräßigen Ungeheuer durch Flintenschüsse ferngehalten werden. Gessi Pascha ist einer der kühnen Männer, die zu Gordons Generalstab gehörten, ein in jeder Beziehung tüchtiger Italiener, der sich in der Geschichte des Sudan einen rühmlichen Namen gemacht hat.

„Romulus Gessi, Italiener, kurz, von gedrungener Gestalt; ein kaltblütig entschlossener Mann, und in praktischen Dingen ein geborenes Genie“ — so charakterisiert ihn Gordon. Dieser Gessi ist der erste und genaueste Erforscher des Albert-Sees, den er mit zwei Eisenbooten umschiffte. In den Jahren 1876—1879 unterdrückte er den von Solyman, dem Sohne Ziber Paschas, angezettelten Aufruhr.

Als Ägypten begonnen hatte, seine Herrschaft über den Sudan auszudehnen, machte es sich bald kein Gewissen daraus, den Handel mit Negern zu seiner Goldquelle zu machen. Der Sklavenhandel nahm nach und nach so zu, daß er zum offenkundigen Skandal auswuchs. Die arabischen Händler zahlten ihre beträchtliche Abgabe an die Regierung, und diese drückte dafür mehr als ein Auge zu. Die Einwohnerschaft jener Länder besteht nämlich aus zwei Hauptklassen; die eine derselben, die eingewanderten Araber, ist die natürliche Unterdrückerin der anderen, der Neger. Was diese Araber zwischen den wenigen Jahren 1864—1872 beispielsweise fertig brachten, faßt Sir Samuel Baker in die Worte: „Die in diesen Jahren stattgefundene Veränderung ist nicht zu beschreiben; damals war die Landschaft (am Viktoria-Nil) ein Garten, dicht bevölkert und voll reicher Produkte. Jetzt ist alles zur Wüstenei geworden! Niemand ist schuld daran, als die Chartumer Händler, welche Weiber und Kinder in die Sklaverei führen und plündern und zerstören, wo sie hinkommen.“ „Man sieht meilenweit keine Menschenseele,“ schreibt Gordon, als er den Sobat hinaufdampfte, „die Sklavenhändler haben die ganze Bevölkerung aufgerieben und die Gegend zur vollständigen Wildnis

gemacht.". Als dem Khedive nach Jahren endlich die Wirtschaft zu arg wurde, war es nicht Humanität, die ihn anwandelte, sondern die nach Tausenden zählenden Sklavenjäger fühlten sich nachgerade



Gessi Pascha.

stark genug, ihm die weitere Zahlung ihrer Gewerbesteuer verweigern zu können.

Unter den Sklavenhändlern war es besonders einer, der durch seinen beispiellosen Reichtum, durch seine aus Sklaven gebildete Armee, durch

seine dreißig befestigten Stationen fast die Stellung eines Königs einnahm. Es war dies Ziber Rachama, der berüchtigte schwarze Pascha. Schekka an der Südgrenze Darfurs war seine Hauptstation. „Seine Privatwohnung bestand aus einer Gruppe wohlgebauter, großer viereckiger Hütten, welche von hohen Zäunen umgeben, verschiedene abgesonderte Hofräume in sich schloß, wo eine Wache von Bewaffneten Tag und Nacht postiert zu sein pflegte. Reichgekleidete Sklaven meldeten die Besucher an, und eigene Räumlichkeiten mit von Teppichen bedeckten Diwanen an den Wänden waren daselbst als Wartezimmer hergerichtet. Den Gästen wurde Kaffee, Tschibuk und Scherbet serviert. Gefangene Löwen, an schweren Ketten befestigt, erhöhten den fürstlichen Pomp dieser Hofräume." So beschreibt Schweinfurth die Residenz dieser Geißel des Sudan. Einmal wurden, wenn es wahr ist, 25000 Maria-Theresia-Thaler eingeschmolzen, um silberne Kugeln gegen einen Feind zu werden, der gegen Blei gefeit galt.[1]) Zu Ziber Pascha, dem Großhändler, kamen die Kleinhändler in schwarzem Elfenbein, um ihren Bedarf zu decken. Schweinfurth fand ihrer bei seinem Besuche Schekkas im Jahre 1871 nicht weniger als 2700 vor. Welche Massen von Sklavenmaterial setzt die Befriedigung von 2700 Händlern voraus!

Als Ägypten seine Augen auf Darfur, diese Kornkammer des westlichen Sudan warf, und der Vizekönig Absichten bei Ziber merkte, daß dieser Darfur als souveränes Besitztum zu gewinnen trachte, verband sich der Herr mit dem allzu selbständigen Diener, und durch diese Politik der Feigheit war das Schicksal Darfurs besiegelt. Der alte Sultan und sein ganzes Haus kam in dem großen Kesseltreiben der Ägypter von Norden und der Sklavenhändler von Süden um, Ziber erhielt den Paschatitel. Diese Ehre war ihm keineswegs genügend, Generalgouverneur der neuen ägyptischen Provinz wollte er werden. Um die Ernennung zu betreiben,

[1]) Maria-Theresia-Thaler bilden die übliche Münze im nordafrikanischen Verkehr. Sie wurden bis 1866 in der Münze von Venedig geprägt, gegenwärtig soll es in Österreich geschehen. Die Stücke tragen nach wie vor die Jahreszahl 1780 und zeigen die Kaiserin mit einem Diadem, in dem sich sieben Perlen befinden.

ging er mit zwei Millionen Mark nach Kairo, die er den Ministern als das übliche Trinkgeld geben wollte. Es half ihm nichts, er hat Kairo nicht wieder verlassen.

Solyman, Zibers Sohn, beunruhigte an seines Vaters statt das Land und war die Seele eines gewaltigen Aufstandes in Bahr-el-Gazal. Das Schlußdrama aus dem wahrhaft bewunderungswürdigen Kampfe Gessis gegen Solyman mag uns einen kleinen Einblick in die Größe seiner Leistungen verschaffen.

Durch einen fast überkühnen Eilmarsch mit einer kleinen Schar überraschte Gessi Solyman und sein Gesindel, 1600 Mann stark, in einem Dorfe Gora zu früher Morgenstunde im Schlaf. Es war der Morgen des 17. Juli 1879. Drei Tage und drei Nächte hatte der unaufhaltsame Pascha sich und den Seinen kaum Ruhe gegönnt und dem Feinde auf Querpfaden den Weg abgeschnitten. Nun ging mit der Morgensonne die Sonne seines Triumphes auf; freilich hatte der Aufgang Jahre auf sich warten lassen. Im Schlafe überrascht! Solyman wußte, was das bedeutete. Wie oft hatte der Kriegsruf seiner Araber friedlich schlafende Neger in der Dämmerung des Morgens jäh emporgeschreckt! Der rote Hahn wurde auf die Dächer der Hütten gesetzt, die Männer wurden entwaffnet, die Frauen und Kinder gepeitscht und gequält, das Blut stand in Lachen; und wenn es wieder still geworden war, wenn Räuber und Geraubte den Ort verlassen hatten, redeten nur Rauch und Blut noch von dem zerstörten Glück jener Wesen, die doch auch das Recht haben, als Menschen zu gelten.

Mit seiner geringen Streitkraft wagte Gessi es nicht, das Dorf zu umstellen. Er wagte es nicht einmal, sich dem Feind zu zeigen, sondern hielt sich im Wald zurück, um über seine Anzahl zu täuschen. Der abgesandte Parlamentär brachte zehn Minuten Bedenkzeit für Solyman, ergebe er sich nicht, so gebe es für ihn keine Gnade. Die schlaftrunkene Horde wähnte sich von Gessis ganzer Streitkraft, die etwa dreitausend Mann stark war, umringt und ergab sich im Schrecken der Überraschung.

Gessi berichtet darüber in seinen Memoiren folgendes: „Der Parlamentär, der abgesandt war, um wegen der Übergabe zu verhandeln, stellt sich dem Rebellen vor und fordert ihn namens des Paschas auf, die Waffen hundert Meter vor dem Lager abzulegen und sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Solyman nimmt es an. In Gruppen von zehn bis zwölf treten die Sklavenhändler gegen Gessi vor und legen die Waffen nieder. Es waren etwa 1600; die Truppen des Pascha etwa 250. Nach Ablegung der Waffen stellte man Solyman gebunden Gessi vor und drückte ihm die Überraschung desselben aus, einer Hand voll Gegner gewichen zu sein.

„Allah ist mit Euch gewesen und hat mich verlassen. Ich glaubte, Ihr hättet hier alle Truppen gesammelt."

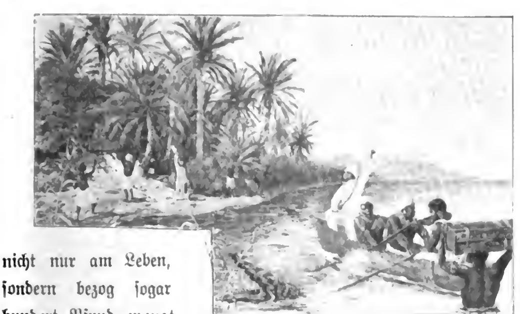
„Allah," erwiderte Gessi, „bestraft die Schuldigen, und Ihr werdet für Eure Missethaten bestraft. Ich schenke Euch das Leben und werde Euch nach Chartum zu Sr. Excellenz Gordon schicken, der Euch zu strafen gedenkt. Euere Häuptlinge werden Euch folgen.""

Den Tag über ließ der glückliche Jäger seinen Fang im Dorfe bewachen. Mit der einbrechenden Nacht kam Leben in die Räuber, die sich den Raubtieren der Wüste gleich, mit denen sie soviel Ähnlichkeit hatten, im Lichte des Tages ganz ruhig gehalten hatten. Sie planten ein Entkommen in der Nacht, man entdeckte, daß die Pferde der Gefangenen gesattelt bereit standen. „Nun," schrieb Gessi, „sah ich, daß die Zeit gekommen war, diese Schurken ein für allemal unschädlich zu machen." Den bewaffneten Sklaven schenkte er Leben und Freiheit gegen das gern geleistete Versprechen der Rückkehr zu ihren Stämmen. Die kleineren Sklavenhändler behielt er gefangen. Die elf Häupter, Solyman an der Spitze, mußten Blei kosten. Keiner zeigte Reue. Dem Sohne Zibers schien der Mut zu entfallen, denn er sank vor dem Schuß zu Boden, ein anderer vergoß Thränen, die andern neun gingen kalten Angesichts in den Tod.

Damit war der Sklavenhandel aufs Haupt geschlagen. Nun wagten es auch die armen Gejagten, die Waffen gegen die erbarmungslosen Jäger

zu kehren. Hatte Gessi schon mitten aus den Kämpfen des Aufruhrs heraus angesichts seiner Siege einmal schreiben können: La population est au paroxysme du contentement, so schrieb er nun: Sie wußten ihrer Freude kein Ende.

Die Erfolge solcher Kriegsthaten vereitelte auch hier wieder einmal die schwächliche Diplomatie. In Solymans Nachlaß fanden sich Briefe, die Ziber als den Anstifter der ganzen Wirren verrieten. Er wurde in Kairo vor Gericht gestellt und zum Tode verurteilt. „Es wird ihm nichts geschehen," sagte Gordon, als er's vernahm; und es kam so. Er blieb



Begegnung mit Gessi.

nicht nur am Leben, sondern bezog sogar hundert Pfund monatlich aus der vizeköniglichen Kasse. Warum? Man kann über ägyptische Wirtschaft mehr fragen, als sich beantworten läßt.

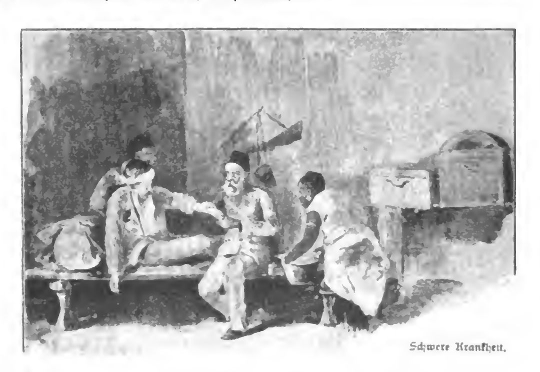
Seit dem Überfall von Gora war ein Jahr vergangen, als Casati mit dem berühmten Landsmann am Flusse Dschur zusammentraf.

Gessi nahm ihn — von öffentlichen Beamten und einer gehörigen Anzahl Neugieriger umgeben, von denen er durch seinen weißen Bart und den ernsten, fast krankhaften Anblick abstach — mit aller Höflichkeit und Leutseligkeit auf.

„Sie sind allzu lange nicht gekommen," sagte er, „ich erwartete Sie mit Ungeduld."

„Die Verzögerung geschah durch niemands Schuld. Die Entfernung, die man von der Station Mesrha-el-Rek zurückzulegen hat, ist derartig, daß ich vielmehr glaubte, die Ankunft hätte früher als heute gar nicht ermöglicht werden können."

„Nicht doch! Seit einem Vierteljahr hat der Häuptling angemessensten Befehl, Sie sofort nach Ihrem Eintreffen abgehen zu lassen. Es ist seltsam, daß er nach so vielen Briefen von mir weder meinen Wunsch, noch die Gefahr würdigte, die Sie in einer Örtlichkeit mit so schlechtem Klima, wie in dem Thale der Rek, laufen mußten."



Schwere Krankheit.

„Beruhigen Sie sich für heute, ein anderes Mal werde ich es besser machen."

Sie gingen nach Gessis Wohnung, in kurzer Zeit waren sie Freunde. Reden, Fragen, freie und höfliche Erörterungen kreuzten sich; nur eine schmerzliche Wolke zog vorübergehend an Gessis Stirne vorbei; die neuesten Briefe hatten ihm mit der Botschaft des Todes eines seiner lieben Kinder das Herz durchbohrt.

Gessi machte Casati mit der Einladung bekannt, die er nach Chartum erhalten habe, um sich mit dem neuen Gouverneur des Sudan zu benehmen.

Gessi wollte dabei darauf dringen, daß man in Gordons Traditionen bleibe und nicht in das System zurückfalle, den Sudan zum Besten Ägyptens nur auszusaugen. Wenn Rauf Pascha darauf nicht höre, wolle er seine Überzeugung in Kairo selbst geltend machen, und wenn er auch da nicht durchdringe, lieber seine Entlassung geben.

Vor der Trennung der Landsleute konnte der eine dem andern noch einen großen Liebesdienst thun. Auf dem gemeinsamen Wege rückwärts nach Dschur Gatthas wurde Casati vom Fieber befallen, das sich zum Unterleibstyphus entwickelte, der ihn frühzeitig in den Schoß des Grabes zu bringen drohte. Gessi verschob Trennung und Weiterreise und wurde dem Landsmann Arzt und Krankenpfleger, Chinin in afrikanischen d. h. in Pferdedosen that endlich seine Wirkung. Der unter Gruß und Kuß dann erfolgende Abschied sollte leider ein Abschied fürs Leben sein. Die Tage des braven, stahlharten Mannes mit dem weichen Herzen für Weib, Kind und Heimat waren gezählt. Gessi erreichte zwar Chartum und Suez, endete aber dort am 1. Mai 1882 sein bewegtes Leben, ohne die Seinen, um die er einsam stille Thränen geweint hatte, wiedersehen zu dürfen.

Drittes Kapitel.

Nachdem Gessi geschieden, genoß Casati die erste Probe afrikanischer Sicherheit. Der Pascha hatte ihm für die Zeit seiner Rekonvalescenz reiche Vorräte hinterlassen; als der Kranke stark genug war, danach zu fragen, war alles gestohlen. Aber unentmutigt vollführte er den Marsch nach Rumbek.

Rumbek ist ein stark bevölkertes Dorf, dessen Hütten auf Pfählen erbaut sind. Der unter der Hütte liegende ungeschlossene Raum gehört für die Sklaven und die Erledigung der häuslichen Geschäfte. Rumbek war Gessis Operationsbasis auf seinen Zügen gegen Solyman. Das umliegende Gelände hatte er mit allerlei Befestigungen versehen, der Ort war der Sammelplatz der einzelnen für den Krieg herangeführten Scharen, die dort zu einem einheitlichen Korps verschmolzen wurden.

In dieser Gegend wohnen Danagla oder Dongolaner, hauptsächlich aus Dongola eingewanderte Nubier (woher der Name), deren Hochzeits- und Begräbnisgebräuche beachtenswert sind.

Am Nachmittag vor der Hochzeit besteigt der Bräutigam, mit wohlriechendem Fett gesalbt und mit einem feinen Leinentuche als Mantel bekleidet, ein schönes Pferd und reitet, von einigen Freunden begleitet, durch die Hauptstraßen des Orts. Am Hochzeitstage selbst lädt der neue Ehemann, nachdem die Übergabe der jungen Frau an ihn stattgefunden, die nächsten Verwandten von sich und seiner Frau in ein eigenes Gemach. Die Frau beginnt, die Versammelten im Kreise zu umtanzen, schnalzt dabei mit den Fingern und erweckt so das Wohlgefallen der Anwesenden und ihres Gatten. Um seine Begeisterung über die

Leistung der Geliebten zu bekunden, zerkratzt der Gatte mit seinen Nägeln, die zu diesem Zwecke mit Sorgfalt schon seit längerer Zeit hergerichtet wurden, seine junge Frau auf der Schulter, an der Brust und an der Seite, und die Schwiegermutter ist überzeugt, daß ihre Tochter wirklich geliebt wird, wenn die zerkratzten Stellen blutig erscheinen.

Das Hochzeitsmahl, dessen Üppigkeit je nach dem Wohlstande der Familie verschieden ist, muß immer gesottenes Fleisch, gebratenes und mit Zucker und Honig bestrichenes Fleisch und Pfannenkuchen bringen, alles mit reichlichem Bier, das man merissa nennt.

Lärmen ist stets die unzertrennliche Begleitung der Heiratsfeierlichkeiten, Tänze, Gesänge und Guitarreklänge, Schellentrommeln und Pfeifen fehlen nicht. Das Vergnügen, an dem die Braut nicht teil hat, zieht sich drei Tage nach einander hin, vom Sonnenaufgang bis zur Morgendämmerung.

Der Tanz wird am ersten Tage mit einer überaus seltsamen Probe von männlicher Stärke vor den weiblichen Schönen eröffnet. Aus dem Kreise der Mädchen erhebt sich eine und tritt mit einer Peitsche aus Nilpferdhaut vor einen der Jünglinge hin, der ihr mit Dank dieselbe abnimmt. Er läßt seine Blicke in die Runde gehen und ruft dann: „Vorwärts, wer nach Liebe und Bewunderung strebt!“ — „Ich bin bereit,“ antwortet einer der anderen jungen Männer und hält den entblößten Rücken dar. Fünfzehn Hiebe sausen darauf nieder, auf einen jeden fließt Blut. Dann schlägt der Geschlagene den Schläger, endlich treten beide ab, stolz, den „anmutigen“ Mädchen ihre Kraft gezeigt zu haben, stolz auf die Striemen wie unsere Studenten auf ihre Schmarren.

Auf die Dauer eines Jahres lebt der junge Gatte im Hause seiner Frau, doch ohne daß es ihm gestattet wäre, die Schwiegermutter zu sehen. Die von uns Civilisierten Vielgeschmähte wird von dem besseren Wilden als eine Persönlichkeit von höchster Verehrungswürdigkeit geachtet; wenn er schwören muß, thut er's bei ihrem Namen. Dafür sorgt die also Geehrte für die Bedürfnisse des jungen Gatten während der Zeit, die er in der Familie seiner Frau wohnt.

Nicht minder seltsam sind einzelne Gepflogenheiten bei Todesfällen. Hat man sich über das Abscheiden eines Menschen vergewissert und den Tod durch Geheul und Weiberklagen zu allgemeiner Kenntnis gebracht, so wird die Leiche gewaschen, während der Priester Gebete spricht. Dann tragen die Weiber auf einem weiten Platze von des Verstorbenen Habe das Beste zusammen, in die Mitte legt man den Leichnam. Die Frau oder die Schwester des Verstorbenen stellt sich, das Gesicht mit Asche bestreut, einen Säbel schwingend, an die Bahre. Unter ihrer Führung wird mit Gesang, Geschrei und Klagerufen von den Weibern ein Tanz aufgeführt, der den Anschein mehr der Narrheit als des Schmerzes bietet. So vollzieht man das Lob des Toten.

Der Leichnam wird dann zur Begräbnisstätte getragen.

„War es ein gerechter Mann?" forscht der Priester.

„Zen — ein guter," antworten im Chore die Umstehenden, und dann schreitet man zum Begräbnis.

Lautet aber die Antwort „sehen — ein schlechter" — dann wird die Sache schwierig, woferne nicht die Verwandten durch Geschenke und Opfer Verzeihung für die Fehler des Verschiedenen erlangt haben.

Mit den eigentlichen Eingebornen, die der Familie der Dinka angehören, leben die Danagla im allgemeinen in gutem Einvernehmen.

Von Rumbek reiste Casati nach Ajak am Flusse Rohl, das ebenfalls von Danagla bewohnt wird. Der Weg führt durch ebenes Land, das mit Gras bestanden ist, Bäume kommen in einzelnen Gruppen, aber nur selten vor. Dazwischen geht es an Hütten inmitten von Feldern vorbei. Auf die Landschaft fällt grell die Hitze der afrikanischen Sonne, und so wird die ganze Wegstrecke überaus ermüdend, zumal für einen immer wieder vom Fieber heimgesuchten Mann, wie es Casati zu jener Zeit war.

Damals machte der Reisende die Bekanntschaft eines jener Afrikabummler, deren Salz der Kultur, das sie in den schwarzen Erdteil getragen haben, dumm geworden ist, durch die eigne Unlust zu wirklichem Streben und den starken Einfluß der Vorstellungswelt der Schwarzen. Hassan-Aga, ein Türke, Haupt der Station Busi, verstand sich eigentlich

nur auf die Jagd zu dem Zwecke, Objekte für zoologische Sammlungen zu liefern. Ein erhabener Beruf! lächeln wir. Aber hören wir den Edlen selbst:

„Ein Vogel, zum Beispiel, muß an der Brust getroffen werden, damit ihn der Tierausstopfer in seiner ganzen Erscheinung herstellen kann. Das Reinigen der Federn vom Blute, das Aufhängen am Schnabel beim Tragen, das Schützen vor jedem Schaden, das sind Dinge, die eine gewisse Raffiniertheit der Behandlung voraussetzen, welche die Danagla und die Schwarzen niemals losbekommen werden."

Als er seine Station überkam, holten sich die Leoparden in jeder Nacht ihre Opfer. Gewehre und aufgeworfene Gräben erwiesen sich gegen die Räuber als nutzlos. Da erkannte er bald, daß Hexerei vorliege, daß sich seine eigenen Unterthanen nächtens in jene Ungeheuer verwandelten, um eine Verlegung der Station zu erzwingen. Aber der Schlaue fand Rat. Er versammelte die Häupter der Verdächtigen und sein Gewehr gegen sie anschlagend, verlangte er Ruhe von ihnen vor den Leoparden. Sie schwuren, der Leopardenspuk werde aufhören, und von dem Tage an sah man keinen Leoparden mehr vor dem Dorfe. Casati fügt hinzu: „Ich lachte nicht, nein; aber ich war nahe daran zu platzen." Der Türke betrachtete Casati mit triumphierender Miene.

„Und meine geheime Kunst erstreckt sich nicht nur auf dieses. Ich besitze noch ganz andere magische Eigenschaften. Ich nehme keinen Anstand, mich allein in den Wald zu wagen, einen Fluß zu überschreiten. Der Löwe und das Krokodil haben keine Kraft, mir zu schaden."

„Das überrascht mich noch mehr, mein guter Hassan-Aga."

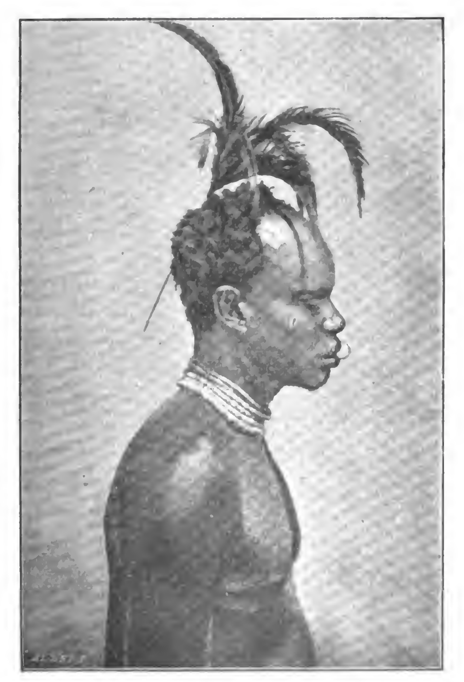
„Sehen Sie dieses Holzstückchen, das ich um den rechten Puls gebunden habe! Es schützt mich gegen Schaden vor dem Krokodil. Sehen Sie jenen andern Talisman, den ich um den Arm geschlungen habe; er macht den Löwen bewegungslos und harmlos, der sich auf meinem Wege mir entgegenstellt; er wollte gerne, aber er kann sich nicht auf mich stürzen und, von seiner Unterlegenheit überzeugt, schlägt er nur vor Zorn und Unmut mit dem Schweife."

Später sah Casati den Mann in Wadelai wieder als Jäger von Emin Pascha. Aber er hatte seinen Geist von dem alten Aberglauben nicht los gemacht, sondern noch mehr mit allerlei Lächerlichkeiten angestopft. Oft lud er einen Hexenmeister des Landes ein und fragte ihn um Sein und Nichtsein Chartums und um die Resultate des sudanesischen Krieges; und der gefällige Schwarzkünstler las aus der verschiedenen Lage, welche einige von oben fallen gelassene Lederstückchen annahmen, die Uneinnehmbarkeit der Hauptstadt des Sudan, die Siege der Ägypter und die demnächstige Eröffnung der Nilstraße. Zu jener Zeit hatte den Türken eine medizinisch-chirurgische Monomanie befallen; er suchte die Heilung irgend einer Krankheit im Entziehen des Blutes am Kopfe, an den Händen, an den Füßen, je nach der Krankheit, die, wie er sagte, in dem anormalen Zustande irgend eines Nerves ihren Urgrund hatte.

Der weitere Weg führte Casati nach Amadi, einem Dorfe der Morù. Auf dieser Strecke durchschneiden das Gelände kleine Erhebungen, die leicht mit einander verbunden und aus Felsmassen gebildet sind. Die Morù sind stark und arbeitsam, sie sind besonders Ackerbauer, und der fruchtbare Boden liefert ihnen Korn, Sesam, Zuckerrohr und Tabak. Außer der amerikanischen Art giebt es hier noch eine einheimische Art Tabak, die man macir nennt (nicotiana rustica). Sie ist stark, von scharfem Geschmack und besonders als Kautabak sehr beliebt.

Im ganzen Sudan herrscht bei der Bestellung des Bodens der Gebrauch, das verdorrte Gras in Brand zu stecken; teils um den Boden zu reinigen, teils um ihn zu düngen. Diese Sitte bringt allermeist nur Mißstände und Schäden mit sich, nicht bloß weil der Brand sich oft weit über die gewünschten Grenzen ausdehnt, sondern weil auch die brennenden Kräuter vom Winde über die Dächer der Wohnungen hingefegt und so ganze Dörfer zerstört werden. So hatte man, als Casati in Amadi war, das Gras der westlich vor dem Dorfe liegenden Felder angesteckt, und das Feuer pflanzte sich regelrecht fort. Nach einigen Stunden, als der Brand bereits große Ausdehnung angenommen hatte, erhob sich ein Wirbelwind. Rasch wälzte sich das Feuermeer heran, eine Rauchwolke

durchzuckt von flammenden Funken hüllte das ansehnliche Dorf ein. „Feuer, Feuer!" erscholl der Ruf. Die vom Winde herbeigetragenen an-



Abukajaneger.

gegangenen Pflanzen fielen auf die Dächer der Hütten, diese fingen Feuer, und bald lohte Hütte neben Hütte.

„Ein großes Feuer erhebt großen Wind," sagt der Koran. Und die Schwarzen fügen hinzu: „Wenn der Schakal des Nachts schreit, so

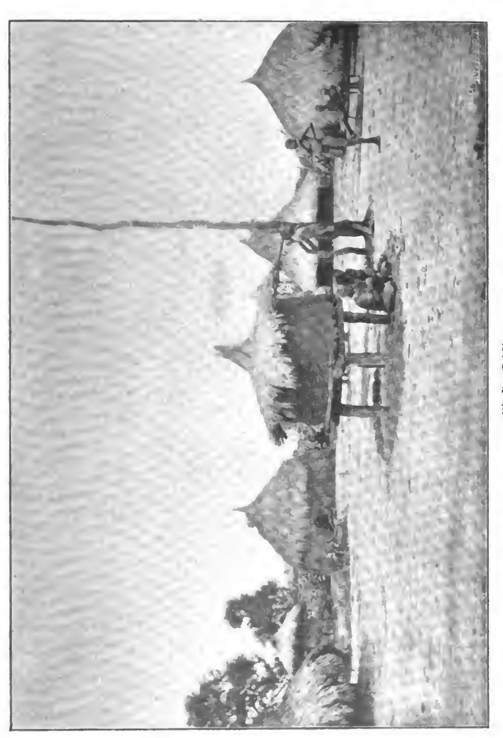
ist Feuersgefahr." Und so trösteten sie sich, leichtsinnig und fatalistisch zugleich, wechselsweise über den erlittenen Schaden.

Von Amadi gings nach Abukaja, einem Dorf des Stammes gleichen Namens. Zwischen den Morù und Abukaja bestehen keine fühlbaren Unterschiede. Beide Stämme sollen zu den ältesten der Gegend gehören. Durch wechselseitige Berührung und gegenseitige Heirat hat sich die Eigenart der beiden Typen so abgemindert, daß beide Stämme heute fast nur ein einziges Volk bilden. Einige Verschiedenheiten in der Sprache, einige überkommene Gebräuche und mehr noch der angeborene Nationalstolz erhalten eher dem Namen als der Thatsache nach den Unterschied.

Von Goza aus, hinter Abukaja gelegen, betritt man das Land der Abakà. Hohe Kräuter, dicht und stachelig gewachsen, hemmendes und belästigendes Röhricht, Gießbäche mit schlammigem Bette, wirkliche Sümpfe, Wäldchen mit dornigen Pflanzen — so stellt sich die Landschaft dar; selten nur sieht man offene und bebaute Strecken.

Die Abakà sind mißtrauisch und gleichzeitig geldgierig, wenig arbeitsam und noch viel weniger kriegerisch. Die bebauten Strecken sind wenig umfangreich. Selten ist hier das Rindvieh, dafür findet man Ziegen in Überfluß. Die Weiber entbehren der Anmut. Ihre Koketterie besteht darin, daß sie sich die Oberlippe durchbohren und einen Pfeil von Elfenbein oder Holz durchstecken; ebenso machen sie in die Unterlippe ein Loch, von dem ein kleiner Holzcylinder herabhängt. Haar und Körper salben sie mit Fett, dann stäuben sie ein rotes Mehl darauf, das aus dem gemahlenen Bast eines Baumes gewonnen wird.

Sie sind Liebhaber des Tabaks, und zwar die Frauen noch mehr als die Männer. Ihre Pfeifen haben sehr lange Rohre und sind aus Eisen gefertigt, und zwar die ganze Pfeife aus einem Stück. Muß jemand mit seinem Tabak sparsam umgehen, so füllt er den Pfeifenkopf nur mit glühenden Kohlen und zieht deren Rauch ein. Wirklichen Tabak zu rauchen ist dem armen Tropf dann ein Feiertagsvergnügen. „Die Pfeife des armen Mannes" würde also unter den Abakà ein sehr



Abaká-Gehöft.

schwieriges Objekt der Besteuerung sein; man müßte denn alles Brennbare besteuern.

Die Abakà sind Menschenfresser, ohne jedoch unmenschlich oder wild zu sein. Als Jäger der zahlreichen Elefanten ist ihnen der Schmuck von Elfenbein-Nadeln geläufig. Sie arbeiten auch etwas in Eisen.

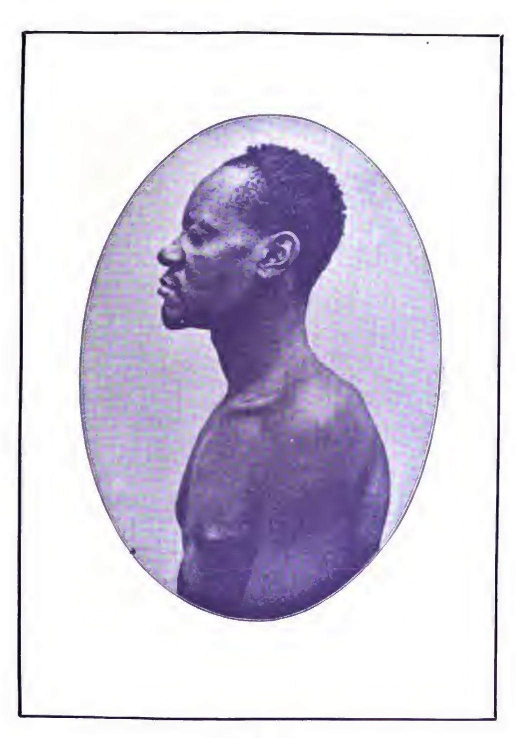
In Belledi, dem Hauptort der Abakà, erbot sich ein eingeborener Häuptling von Vertrauen erweckendem, diensteifrigem Wesen, dem Reisenden durch die nahenden Berge mit ihren Schluchten als Führer zu dienen. Diese Berge sind die Wasserscheide zwischen Nil und Kongo. Alles nordwärts fließende Gewässer sammelt der Nil, um es dem Mittelmeer zuzuführen; was südwärts rinnt, geht in den Kibali- oder Maqua-Fluß, dessen Erforschung Casatis Aufgabe war. Dieser Fluß fällt mit westlichem Lauf in den Kongo, und der Kongo in den Atlantischen Ozean.

Das gemachte Angebot nahm Casati gerne an, denn er war leidend; auch darf man nicht vergessen, daß er nach Gessi Paschas Abreise ohne Gefolge, ohne Hilfsmittel war, ja gezwungen, sich wie die Eingeborenen zu nähren. Er hat seine Reisen unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen ausgeführt.

Nach fünfstündigem Marsch unter beständigem Regen wurde gelagert. Der Führer mit dem glatten Wesen ließ seinem Herrn eine Hütte aufschlagen, und der Todmüde suchte die Ruhe, deren er so sehr bedurfte. Als er erwachte, war der Häuptling geflohen, eine Ladung Salz war mit ihm verschwunden.

Die Zeit der Regengüsse war herangekommen. Die zahllosen Ströme und häufigen Versumpfungen des Bodens machten die Reise überaus mühsam und schwierig; die fortwährenden, fast tagtäglichen Regengüsse erhöhten das Mißbehagen, sowohl durch ihre unmittelbare Folge, als auch durch die Unlust der Eingebornen, als Lastträger zu dienen.

Die Schwierigkeit, die Leute mit ihren Lasten schon bei Anzeichen nahen Regens beisammen zu halten, das häufige Verschwinden irgend eines Schwarzen, mitunter samt der Last, tausend Widerwärtigkeiten, tausend Störungen, das ständige Mißbehagen, das jegliches Vorgehen



Abakáneger.

unendlich lästig machte, wirkte äußerlich sowohl als moralisch auf den Zustand von Casatis Gesundheit, der ohnehin unverlässig und schlimm genug war.

Nach vielen Mühen und Beschwerden that sich endlich jenseits der Berge das Thal von Tauil auf (April 1881).



Viertes Kapitel.

Es galt nun, den Dungufluß zu überschreiten. Das geschah unter der Führung eines Häuptlings Sunga, eines Mannes von hohem Wuchse und hagerer Erscheinung, mit heiter lächelnder Miene, aber einem boshaften Zug um den Mund. Er hatte Barken bereit, deren jede etwa zwanzig Personen fassen konnte.

Diese Barken sind aus Stämmen des Baumes uncaria gemacht und zwar mit Feuer und Eisen ausgehöhlt. Es ist ein sehr weiches Holz, das mit überaus großer Leichtigkeit sich modeln und bearbeiten läßt. Aus diesem Holze bereiten die Eingebornen Trommeln, Stühle, Schilde und viele andere künstliche Gegenstände. Der Baum wächst zu einer überraschenden Höhe und der Stamm erreicht bisweilen einen Durchmesser von zwei Metern. Man erzählte auch, daß der König Munza, der einst in jenen Gegenden ein umfassendes Reich hatte, an den Tagen festlicher Bankette die Speisen für die zahlreichen Geladenen in großen Töpfen aus einem einzigen Stücke auftragen ließ, die man gattu nennt, und die aus Stämmen dieser Baumart ausgehöhlt waren. Zum Fortschaffen derselben waren einmal, da sie mit Lebensmitteln gefüllt waren, vier Diener notwendig.

Der Dungufluß ist bekannt wegen der Menge der in ihm hausenden Flußpferde. Die Eingebornen machen auf diese Tiere besonders ihres Fettes halber schonungslos Jagd. Auch ihr Fleisch, das die Dinka verabscheuen, gilt hier als Leckerbissen. Neben den Flußpferden giebt es viele Krokodile.



Überschreitung eines Flußarmes.

Hinter dem Dungu war der Kibali zu überschreiten. Dieser stattliche Strom von wohl 80 Meter Breite rauscht mächtig in seinem Bette dahin, das dunkle Gewässer bricht sich tosend an den Felsblöcken, die das Bett verengen. Die Ufer des Kibali erheben sich einige Meter über den Wasserspiegel und sind mit einer üppigen Vegetation von großen Bäumen bedeckt, dazwischen sind Lianen und dichtes Strauchwerk sichtbar. Die Barken, mit denen der Fluß passiert wird, sind breiter als die am Dungu und werden mit schaufelförmigen Rudern fortbewegt. Das Steuerruder fehlt, eins der übrigen Ruder wird zu diesem Zwecke hergerichtet.

Jenseits des Kibali betritt man das Land Mombuttu oder Mambettu. Ein Gewirr von verschiedenen Stämmen ist über das Stromgebiet des Kibali ausgebreitet. Von den ältesten Bewohnern sind nur noch einzelne zerstreute Ansiedelungen vorhanden. Die Mambetto und Sandeh drängten sich dem Lande auf, das als reich und fruchtbar bekannt immer von neuem die Phantasie der benachbarten Stämme reizte. Die Mambetto[1]) wurden von wieder anderen Stämmen überflutet, aber ihre Sprache, ihre Sitten und ihre Kultur blieben, so daß diese Stämme alle unter dem Gesamtnamen Mambetto zusammengefaßt werden. Südlich vom Kibali wohnen die Bamba, dann folgen die Monfù, westlich von beiden wohnen die Niapù, die Abisanga und andere mehr.

Die Zwergneger Akka, von denen wir noch mancherlei hören werden, zogen sich aus diesem einst auch von ihnen durchstreiften Lande nach dem Süden zurück, um dessen Besitz sie niemand beneidete. Denn obwohl tapfer und gewandt in der Führung der Waffen, haben die Akka niemals ihren heimischen Boden gegen eine Invasion verteidigt, sondern ihrer Nomadennatur entsprechend immer das Land geräumt, das Schauplatz eines Eroberungskrieges wurde.

Die Gegend, die Casati vom Kibali aus in südwestlicher Richtung durchzog, ist waldig, die Wege dunkel, so dicht ist die reiche Vegetation; die Regenzeit bringt Kälte und läßt die Bäche zu weiten Sümpfen sich ausdehnen.

[1]) Schweinfurth schreibt Monbuttu, Junker Mangbattu.

Von dem Häuptling Azanga wurde Casati mit einem innerafrikanischen Diner geehrt, die Gänge waren Krokodilfleisch in Maniokblättern gekocht und sehr schöne Bananen, die man in Palmöl tauchte. Der Reisende war noch Neuling genug, seine europäische Zunge nicht verleugnen zu können, und beschränkte sich auf den Genuß der Bananen.

Der Maniok ist eine in allen Tropenländern gedeihende Pflanze, deren georginenähnliche Wurzelknollen in der verschiedensten Zubereitung ein vorzügliches Nahrungsmittel bilden, auch geben die jungen Blätter ein genießbares Gemüse ab. Man kann den Maniok auch roh essen, doch ist er so am schwersten verdaulich; aus Casatis Karawane sind später einmal zwei junge Männer, die rohe Maniokwurzeln bis zur Sättigung verschlungen hatten, in der folgenden Nacht unter den heftigsten Krämpfen gestorben. Auch eine giftige Maniokart giebt es; doch kann auch diese als Speise nutzbar gemacht werden, die Sandeh pflegen zu diesem Zweck die Wurzel einen Tag lang in fließendes Wasser zu legen. Die Schimpansen aber sind gerade auf die den Menschen schädliche Sorte versessen. Die Banane (musa paradisiaca) ist die köstlichste unter den afrikanischen Früchten. Der Baum, dessen Stamm man leicht mit einem Messer durchschneiden kann, trägt doch Fruchtbüschel von solchem Gewicht, daß manchmal zwei Männer kaum imstande sind, einen derselben zu tragen. Da zwölf Bananen genügen, um einen Mann einen Tag lang zu ernähren, übertrifft die Banane die Kartoffel wohl vierzigmal an Nährwert. Die Banane ist unerschöpflich in den Gaben, die sie dem Menschen liefert. Ihre Frucht dient als Nahrung, ihr zarter Schaft in grasarmen Gegenden als Viehfutter, das umso wertvoller ist, als es wochenlang aufbewahrt werden kann, ohne zu verderben. Die großen Blätter werden getrocknet, um zum Decken der Hütten verwendet zu werden oder als Brennmaterial zu dienen. Schließlich dient das zusammengeklappte frische Bananenblatt den Eingebornen auch noch als Kleidung.

In jener Gegend erhielt Casati auch einen grauen Papagei mit rotem Schweif zum Geschenk. Dieser psittacus erythacus ist in Zentralafrika sehr verbreitet. Man liebt ihn sowohl wegen seiner roten Federn,

die als Schmuck dienen, als wegen seines zahmen Wesens, das er sich in der Gefangenschaft angewöhnt.

Casati durchzog dann, die südwestliche Richtung seiner Route verlassend und nach Südosten umbiegend, das Land der Monsù bis zum Dorfe Gango. Die Monsù sind kleiner von Statur und dunkler gefärbt als ihre Nachbarn, sie gelten darum als eine niedrigere Rasse, die beständig unter den Sklavenjagden zu leiden hat, aber sie sind berühmte Ackerbauer. Nicht nur die Frauen wie bei den übrigen Stämmen mühen sich um den Boden, sondern auch die Männer; ihre Ackergeräte sind vortrefflich. Durch allerlei Streifzüge der Dörfer gegen einander gewinnt das Volk aus sich selbst auch Sklaven für den Landbau, die zugleich dazu bestimmt sein sollen, das Verlangen des Volkes nach Menschenfleisch zu stillen.

Den Reichtum des Landes bildet die Palme Elais, aus der die Monsù ein weitgerühmtes Öl gewinnen; denn es ist nicht bitter, weil das Volk sich auf das rechte Kochen des Öls versteht.

Ihr Verfahren ist folgendes. In großen Gefäßen, welche Wasser enthalten, sieden sie die Früchte, welche den gewünschten Reifegrad erreicht haben; dann gießen sie das Wasser weg, zerreiben die Früchte in Mörsern, wobei sie sorgfältigst einige Termiten beimischen, um, wie sie sagen, das Verdichten der Masse zu erleichtern. Hierauf drücken sie den Teig in den Händen aus, und das unreine Öl wird mittelst eines sehr feinen aus Kräutern hergestellten Siebes filtriert.

Das Öl heißt im Lande nezo und der Baum nocò, Namen, welche auch von den anderen Stämmen angewendet werden.

Aus der Elais machen die Monsù auch einen köstlichen, aber starken Likör, den sie nocava heißen. Man zerschneidet eine Elaispalme in ihrer halben Höhe, entblattet den abgehauenen Teil und schneidet ihn mehrfach an. Dann stellt man ihn mit der Neigung gegen ein in den Boden gegrabenes Loch auf, das mit Bananenblättern oder einem irdenen Geschirr gefüllt ist. Im Verlauf von etwa 24 Stunden giebt der Stamm seinen Saft, den nocava-Likör ab. In anderen Gegenden, wo die Palme nicht

in solcher Fülle wie bei den Monfù vorhanden ist, ist nocava-Likör ein nur für Häuptlinge erschwingliches Getränk, denn der in der Erde verbleibende Teil des Baumes geht immer zu Grunde.

Im Überfluß stehen im Lande der Monfù auch die Bananen, die sozusagen das Brot liefern. Man ißt sie meist, ehe sie reif sind, in Wasser gekocht oder auf Kohlen geröstet. Den mannigfachen Gebrauch der Banane als Nahrungsmittel hat uns Dr. Carl Peters anschaulich dargelegt: „Die unreife Banane wird gedörrt und giebt gemahlen das feinste weiße Mehl, welches ich kenne. Ich ziehe das Ugali (Brei) aus Bananenmehl selbst dem aus Weizenmehl vor. Oder man röstet die grüne Banane, um ein Gericht nach Art der im Feuer mit der Schale gebackenen Kartoffel zu haben. Oder man kocht eine reife Bananenart mit der Schale in kochendem Wasser und man hat, nachdem die Schale abgezogen ist, ein Kompott, welches genau wie unsere eingemachten Birnen schmeckt. Als Dessert empfiehlt sich die reife Banane, abgezogen, in zwei Teile zerschnitten und in der Pfanne mit Zucker und Butter gebacken, was ein Gericht giebt, welches dem europäischen Äpfelpfannkuchen sicherlich nicht nachsteht. Es giebt noch andere Arten, die Bananen zuzubereiten, und dazu dann die verschiedenen moussierenden Getränke, welche aus dieser Frucht gewonnen werden, vom leichten champagnerartigen Muënge (tamo-tamo) bis zu den schweren berauschenden Pombearten! Wahrlich, eine wertvollere Gabe konnten die Götter diesen Ländern nicht geben, als ihre unabsehbaren Bananenhaine, aus denen die Millionen sich in bequemer und angenehmer Weise ernähren."

Wir können uns nicht versagen, noch der begeisterten Worte zu gedenken, mit denen Schweinfurth das Maquagebiet beschrieben hat: „Im Monbuttulande begrüßt uns ein irdisches Paradies. Endlose Bananenpflanzungen bedecken die Gehänge der sanft gewellten Thalniederungen, die Ölpalme, unvergleichbar an Schönheit und all die übrigen dieser Fürsten des Pflanzenreichs, welche der Weltteil beherbergt, an Pracht überstrahlend, bildet ausgedehnte Haine längs den Bächen und Flüssen, baut schattige Dome über den idyllischen Behausungen der Eingeborenen."

Ein Paradies! so mag der Leser wohl in des Reisenden Urteil einstimmen. Und das Land könnte wirklich eine Stätte irdischen Glücks sein, wenn nicht das Dunkel des Heidentums, die ungebrochene Macht menschlicher Sünde auf ihm lasteten. Von den kannibalischen Neigungen der Eingebornen haben wir schon gehört. Ihre Pfeile vergiften sie mittelst des Saftes von Pflanzen, über welche man das tiefste Geheimnis bewahrt. Das Elend der Menschenjagd ist tagtäglich zu schauen. Casati berichtet von einem Streifzug der Araber auf Menschen, den er in jener Gegend erlebte und wobei er einem von der Streife heimgekehrten betenden Mohammedaner eindringlich die christliche Wahrheit ins Gewissen schob: Gehorsam ist besser denn Opfer.

„Ich befand mich eben in Baiga, einem kleinen Dorfe der Schwarzen, als ich etwa zwanzig Weiber herankommen sah, die mittelst starker Stricke um den Hals aneinander gebunden waren. Etwas später kam ein gewisser Ibrahim, den ich schon in Amadi hatte kennen lernen. Ich sprach kein Wort. Er grüßte mich. Ich erwiderte seinen Gruß. Der Araber schickte sich zu seinem gewöhnlichen Gebete an; ich ließ ihn gewähren. Als er es beendet hatte, fragte ich ihn:

„Ibrahim, habt Ihr mit Inbrunst zu Gott gebetet?"

„O ja!" erwiderte er mit Zögern.

„Und Ihr habt ihm wohl für die Beute gedankt, die Ihr gemacht habt?"

Er antwortete nichts.

„Und Ihr habt ihn gebeten, Euch eine zweite, zum mindesten nicht geringfügigere angedeihen zu lassen?"

„Ich bin ein armer Mensch; ich arbeite, um zu leben; ich stehe im Dienste Mohammed Abdus." [1])

Ich brach über diesen Gegenstand ab und sprach von anderen Dingen.

Während der Nacht gelang es der Mehrzahl der Sklaven, sich von den Stricken frei zu machen, und sie ergriffen die Flucht. Des Morgens

[1]) Ein berüchtigter Sklavenhändler.

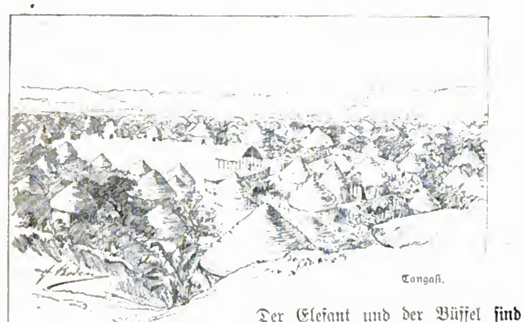


Sklavenkarawane.

ging Ibrahim von dannen, düster, indem er nur einem Götzenbild einen Gruß zuwarf, ohne sich mir zu nähern.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich gestehen, daß mich an jener Flucht weder eine Schuld noch ein Verdienst traf."

Im Juli 1881 kehrte Casati von Gango unter den Monfù zurück und die von der Überschreitung des Kibali aus südwestlich angetretene Richtung seines Marsches wiederaufnehmend gelangte er nach Tangasi unter den Bamba, mit denen sich Niapù gemischt haben.



Tangasi.

Der Elefant und der Büffel sind hier gewöhnlich und gruppenweise vereinigt, den Schimpansen erblickt man mit seinen auf großen Bäumen errichteten Wohnungen. Häufig sind die Hütten von Hecken umschlossen, mittelst deren man die wilden Tiere abwehrt. Die Einwohner bauen Mais, Sesam, Kolokasien, Kürbisse. Das Hauptnahrungsmittel ist übrigens die Banane, der Maniok, die süße Kartoffel (batata edulis), die eßbare Wurzel der Batatenwinde, die sich in vielen Strichen Inner- und Westafrikas findet.

In der Nähe von Tangasi, etwa drei Wegstunden entfernt, erhob sich einst die weite Residenz des mächtigen Munza, von dem Schweinfurth viel berichtet hat. Der große Ort wurde von den Sklavenhändlern an dem Tage, da ihnen der große König zum Opfer fiel, in Brand ge-

steckt. Dreizehn sehr hohe Pfähle, von Feuer geschwärzt, zeugen noch von der vergangenen Größe und dem geschwundenen Glanz der Königsburg.

Am 18. September 1881 erhielt Casati einen Brief. Dr. Junker[1]) teilte ihm mit, er sei bei den Abarambo angekommen und werde sich zu Mambanga, dem Haupt der Abisanga, dem Neffen des berühmten Königs Munza, begeben. So eröffnete sich für den einsamen Casati die erfreuliche Aussicht, der großen Beklemmung ledig zu werden, die sich auf des Europäers Herz legt, wenn er sich in der ungeheuren Öde Afrikas so ganz allein weiß. Die in Europa trennenden Unterschiede der Nation, der Religion, der Lebensanschauungen erscheinen klein gegenüber dem Gemeinsamen, durch das sich alle Weißen in der schwarzen Welt verbunden und zu einander hingezogen fühlen.

Casati eilte von Tangasi nach Ingabeto an den Maqua. Der dortige Häuptling erbot sich, den Reisenden eine Strecke stromabwärts zu geleiten. So setzten sich sechs Barken, jede groß genug für vierzig Personen, auf dem königlichen Strome in Bewegung, eine jede war mit zwölf Ruderern bemannt.

„Es war eine prächtige Reise, bezaubernd durch die Großartigkeit des Maqua, durch die Majestät der Vegetation, den erquickenden Schatten, der sich über jene Gewässer ausbreitet, und die durch frische Brisen leicht erregte Luft. Unruhige Affen, in beständigem Kriege unter sich umherspringend, Vögel mit glänzenden Farben, die einen auf den Bäumen flatternd, die andern auf den Gewässern schwimmend, fliegende Fische, das rasche Untertauchen der Krokodile, eine kompakte Masse, gebildet von Köpfen von Flußpferden, die auf den majestätischen Wassern

[1]) Dr. Wilhelm Junker, 1840 in Moskau von deutschen Eltern geboren, studierte in Deutschland Naturwissenschaften und Medizin, nach einigen vorbereitenden Forschungsreisen unternahm er 1875—1886 drei ergebnisreiche Reisen in Nord- und Zentralafrika. Seine Beobachtungen weichen von denen Casatis teilweise ab, wie das nicht anders sein kann. Die beiden Forscher aber fortlaufend zu vergleichen oder Casati aus Junker zu kommentieren, lag nicht im Rahmen der vorliegenden Darstellung.

schwimmend, nach allen Seiten hin Wasserstrahlen spritzten — alles half zusammen, ein Bild zu schaffen, das zu beschreiben ich nicht wagen möchte."

Am zweiten Tage der Wasserfahrt wurde gelandet. Nur von einem Burschen begleitet betrat Casati das Land Mambangas, mit dem er eine Begegnung am Ufer des Flusses hatte.

Die Lanze in der linken Hand, mit der rechten den Trombask, das berühmte Kriegsmesser jener Stämme, schwingend, so erwartete der gefürchtete Häuptling, gerade damals im Krieg mit der ägyptischen Regie-



Begegnung mit Mambanga.

rung begriffen, den zweiten Weißen, den seine Residenz nun aufnehmen sollte. Er grüßte, lud Casati ein, sich auf eine hergerichtete Bank zu setzen, und setzte sich ihm gegenüber auf eine andere Bank. Sein Gefolge, das in voller Rüstung erschienen war, lagerte sich im Kreis um den König auf der Erde. Mambanga war hoch gewachsen, aber untersetzt gebaut, lebhaften Wesens; seine durchdringenden Augen und seine Züge kündeten Entschlossenheit. Seine Hautfarbe war hellbraun. Nach Austausch der verfügbaren Höflichkeitsformeln begann man den Aufstieg zum Dorfe.

4*

Es ging einen Abhang steil bergan, oben erschloß sich eine Hoch-ebene, mehrfach wurden Verteidigungsgräben überschritten. Schmale Balken dienten als Brücken, wenn der letzte Mann hinüber war, wurden die Balken aufgezogen.



Dr. Junker.

Die Sonne war gesunken, bei Mondenschein begrüßten die beiden Weißen einander und genossen die Erquickung eines Stelldicheins in der weiten Öde Afrikas. Drei Tage blieben sie bei einander.



Begegnung mit Dr. Junker.

Fünftes Kapitel.

Es ist schwierig, einen Überblick über die unaufhörliche Bewegung der Stämme zu gewinnen, die im Innern Afrikas vor sich geht. Unkundig der Zukunft, wenig bekümmert um die Gegenwart, drängen, verjagen, vernichten die wilden Stämme sich gegenseitig; dazu haben die arabischen Sklavenhändler überall ihre blutbefleckten Hände im Spiel. Casati sieht in dem allen die beständige Bewegung nach dem Erringen eines fortschreitenden Wohlbefindens, das auf den Weg der Civilisierung führt. Aber niemals, das darf man wohl entgegnen, möchten jene Völker sich selbst helfen können. Auch unter dem falben Schein des Halbmonds werden sie nicht zur Ruhe kommen. Nur der Glanz des Kreuzes und der von ihm ausstrahlenden Kultur kann auch in die Nacht Afrikas Licht, Frieden und Glück bringen.

Als Schweinfurth in jenen Gegenden reiste (1870), war Munza Gebieter eines großen Reichs zwischen dem Maqua und Bomokandi, seinem großen linken Nebenfluß. Mit den benachbarten Sandeh vertrug er sich klugen Sinnes, nachdem er ihnen in mehrfachen kriegerischen Verwickelungen die Stärke seines Armes gezeigt. So gewann er Zeit und Raum, seine Herrschaft zu befestigen und einen verhältnismäßigen Zustand der Ruhe herbeizuführen. Die von ihm besiegten und dem Reiche einverleibten Stämme vergaßen die Gewalt, die er ihnen angethan; die Begehrlichkeit seiner Verwandten nach dem Thron stillte er dadurch, daß er das Reich in Provinzen teilte und dieselben an sie zur Verwaltung verteilte.

Wir wollen aus Schweinfurths Bericht über seine erste Audienz bei Munza einige Stellen anführen: „Da wir uns nun den ersten Hütten näherten, wurden die Trommeln gerührt und die Trompete schmetterte ihre lustige Weise, das zusammengelaufene Volk ließ für uns einen schmalen Durchgang frei, indem es sich neugierig zu beiden Seiten herbeidrängte. Wir wandten unsre Schritte der zweitgrößten der königlichen Palasthallen zu, welche einem Schuppen gleich an beiden Giebeln offen erschien." — „Vor allem fesselte meine Aufmerksamkeit die Halle selbst, in welcher wir uns befanden. Sie hatte 100 Fuß Länge, 40 Fuß Höhe und 50 Fuß Breite. Dieser Bau war erst vor kurzem vollendet worden und bot einen sehr freundlichen Anblick dar, denn er strahlte in Glanz und Helligkeit." — „Mit unsern Baumitteln, es sei denn man hätte Fischbein in Anwendung gebracht, wäre man nicht imstande gewesen, etwas ähnliches von gleicher Leichtigkeit und solcher Widerstandsfähigkeit hinzustellen gegen das Toben der Tropenorkane."

„So hatte ich wohl bereits eine Stunde, vertieft in das Anschauen aller dieser Herrlichkeiten, auf meinem Sitze ausgeharrt, als endlich lauter Hörnerklang, Volksgeschrei und verdoppelter Donner der Pauken das Nahen des Herrschers zu verkünden schien. Es war indes wiederum nur ein Präludium, denn Munsa[1]) lag immer noch in den Armen seiner Schönen, die ihn schminkten und bemalten."

„Den Blick gleichgültig vor sich hin gerichtet naht endlich derben Schritts der rotbraune Cäsar, gefolgt von einer Schar seiner Lieblingsweiber, in Putz und Haltung wild, romantisch, malerisch. Ohne mich eines Blicks zu würdigen, wirft er sich auf die niedere Thronbank und betrachtet seine Füße." — „Wohl hafteten meine Augen an der phantastischen Figur des Kannibalenherrschers, nicht satt sehen konnten sie sich an diesem seltsamen, wilden Gesellen, von welchem gesagt wurde, daß er täglich Menschenfleisch esse. Mit Ringen und Ketten und vielem fremdartig geformten Schmuck an Armen und Beinen, an Hals und an Brust,

[1]) Schweinfurth schreibt Munsa.

auf dem Scheitel einen großen Halbmond, alles aufs glänzendste geputzt und geschliffen, erstrahlte der Herrscher in seiner schweren Kupferpracht wie im roten Schimmer einer sonntäglichen Küche."

„Munsa mochte ein Mann von nahe an die vierziger sein, seine ziemlich hohe Gestalt war schlank, aber kräftig, der Wuchs stramm und gerade, wie bei jedem Monbuttu. Durchaus nicht einnehmend waren seine Gesichtszüge, obgleich dieselben den nicht unschönen Typus dieses Volkes aufwiesen. Sie hatten etwas Neronisches an sich, etwas wie von Überdruß und Übersättigung. In den Augen aber brannte ein wildes Feuer tierischer Sinnlichkeit, und um den Mund ging ein Zug, den ich bei keinem der übrigen Monbuttu wiedergefunden; da lagen Habsucht und Gewaltthätigkeit höhnend auf der Lauer, und die Freude am Grausamen; nie sah man ihn zu einem Lächeln sich verziehen. Aus diesen Zügen sprach kein Herz."

„Nach und nach begann er einige Fragen an mich zu richten. Indes, sie waren sehr gleichgültiger Natur und berührten weder den Zweck meines Kommens, noch das Land meiner Herkunft. Munsas Fragen vergegenwärtigten mir den barschen Empfang, den einst Friedrich der Große Reinhold Forster, dem Begleiter des unsterblichen Cook, bereitet. „Hat er schon einmal einen König gesehen?" — „Ja, Majestät," war die Antwort, „zwei zahme und drei wilde." Überhaupt schien Munsa sehr ängstlich an dem Grundsatz der Orientalen festzuhalten: Nil admirari, sich durch nichts aus der Fassung bringen zu lassen. Die gleiche Einsilbigkeit beobachtete er auch bei meinen spätern Besuchen, wo es ohne jegliches Ceremoniell herging."

Aber auch Munzas Herrschaft hatte keinen langen Bestand. Nessugo, ein Neffe des Königs, verließ im Zorn, daß ihm nicht die Regierung einer Provinz anvertraut worden war, Munzas Haus und zog sich zu den Abisanga, seinen Stammesgenossen, zurück. Er wiegelte sie gegen Munza auf und spielte offen den Rebellen. Zu jener Zeit waren die Elfenbeinhändler ins Land gekommen und hatten sich unter dem Vorwande, hier Handel zu treiben, niedergelassen. Die Araber benutzten

diese innere Mißhelligkeit, um ihre schändlichen Absichten auf schwarzes Elfenbein zu fördern. Sie schlossen ein Bündnis mit Nessugo, der sich ein befestigtes Lager gebaut hatte, und verließen die Residenz des Königs, dessen Gastfreundschaft sie bis dahin genossen hatten. Auch die Bamba, die sich Munza bereits unterworfen hatte, und die Niapù traten in den Bund. Von Nessugos Residenz aus setzten sich die Verbündeten in Bewegung, um Munzas Dorf, das alte Tangasi, nächtlich anzuzünden. Durch die Überzahl überwältigt fiel Munza. Nachdem alle seine Getreuen hingestreckt waren, rannte er in das Schwert eines Feindes hinein, um wenigstens den Soldatentod zu sterben. Der dreizehn hohen Pfähle, die an Munzas Residenz allein noch erinnern, haben wir schon gedacht.

Nessugo sollte seines Verrats nicht froh werden. Die Araber rissen das Regiment an sich, und er befand sich nicht einmal unter den Scheinkönigen, die sie einsetzten. Nachdem er das Glück der Waffen vergeblich versucht, heuchelte er Unterwerfung und Freundschaft und zog mit den Arabern in ihre Kämpfe gegen die Sandeh. Nachdem er ihr Vertrauen gewonnen, wollte er sie mit List töten, indem er an sie gesandtes getrocknetes Fleisch mit Gift durchsetzte. Aber zu seinem Unglück wollte er die Feinde noch verhöhnen. Er kannte den Abscheu der Araber gegen die Anthropophagie und ließ der Fleischsendung auch Stücke von Menschenfleisch beimengen. Damit prahlte er vor seinen Leuten. Doch ein zu den Arabern fliehendes Weib verriet des Kannibalen unkluge Rede, man untersuchte das Fleisch und fand das Gift. Als Nessugo am nächsten Tage in das arabische Lager kam, war er sehr erstaunt, alles wohlauf zu finden. Unbefangen nahmen ihn die Danagla auf und bewirteten ihn und sein Gefolge. Als er aber am dritten Tage das Lager betrat, streckte ihn eine wohlgezielte Kugel darnieder.

Später nahm Azanga den Titel eines ne-kinje, Königs, der Mambetto an. Sein Neffe Mbalo, der einzige noch lebende Sohn Munzas, wurde von ihm an Kindesstatt angenommen.

Die unterdrückten und zerstreuten Mambetto hinterließen dennoch ein dauerndes Andenken an ihre Thaten; ihre Künste, ihre Sitten, ihre Klei-

dung und Geräte gingen auf die Stämme über, die nach ihnen das Land einnahmen, ihre Sprache wurde die allgemeine Verkehrssprache des Gebiets. Sie ist übrigens mit der der Nachbarvölker, z. B. der Sandeh, in keiner Weise verwandt, sondern durchaus davon verschieden.

Die Kleidung der Mambetto durchläuft alle Stufen vom faltenreichen Gewand, das um die Hüfte von einem Strick gehalten wird, bis zu den paar Lumpen, die den Körper nur notdürftig decken. Die Gewänder sind nicht gewebt, sondern aus der Rinde einer Feigenart (ficus lutia) gewonnen. Die vom Baume abgezogene und gereinigte Rinde wird durch



Neſſugos Tod.

Klopfen mit Holz- oder Elfenbeinhämmern geschmeidig gemacht und auseinandergedehnt. Die einzelnen Stücke werden dann zusammengenäht und rot gefärbt, oder man gewinnt eine graue Farbe, indem man sie in Schlamm eingräbt.

Wir sind gewohnt, dem Schwarzen im Punkte der Reinlichkeit des Körpers wenig zu trauen. In dem wasserreichen Mambettu gebraucht man das Wasser täglich, und wenn der Körper gereinigt ist, wird er mit Öl gesalbt und rot gefärbt, oder man bringt mit Pflanzensaft bunte, seltsame Zeichnungen auf ihm hervor. Als eigentliche Tättowierungen

kommen besonders die „Familienwappen" vor, von den Männern auf der linken Hand getragen. Die Hautfarbe ist übrigens nicht „schwarz", sondern ein ziemlich helles Braun von der Farbe des gemahlenen Kaffees.

Auf den Schmuck des Körpers wird die größte Sorgfalt verwandt. Mit vieler Mühe wird eine Haartracht hergestellt, die einen aus den Haaren des Scheitels und des Hinterkopfs hergestellten langen, rückwärts emporstarrenden Chignon zeigt, während am Vorderkopf die Haare, in Gestalt dünner Fäden zusammengedreht, in der Quere über die ganze Stirn, von Schläfe zu Schläfe, verlaufen. (Vgl. das Bild Azangas.) Das zu der komplizierten Frisur oft nicht ausreichende eigene Haar vermehrt man „ganz europäisch" durch erborgtes Haar, das Handelsgegenstand im Lande ist und den Toten abgeschnitten wird. Die Männer setzen auf den Chignon einen Strohhut mit Federbusch. Der Hut wird durch Hutnadeln von Elfenbein oder Eisen, auch von Menschen- und Schimpansenknochen auf dem Haarturm festgehalten. Der Federbusch besteht in kugelrunden Bündeln aus den feuerroten Schwanzfedern des grauen Papagei.



Azanga.

Die Kriegswaffen bestehen aus Schilden, Lanzen, dem Kriegsmesser, Bogen und Pfeilen. Das ist eine Zusammenstellung, welche sich bei wenigen Völkern von Afrika wiederholt.

Der Schild ist eine Holztafel, aus der uncaria geschnitzt, hoch genug, um den Mann in zwei Dritteilen seiner Länge zu decken. Dabei ist er leicht, aber freilich wenig dauerhaft. Er ist schwarz gefärbt und mit Buckeln von Eisen oder Ästen geziert.

Die Lanzen sind von verschiedener Art und Gestalt; die Spitzen haben der Länge nach eine Auskehlung und sind in einen Holzschaft eingelassen, der einen gewissen Grad von Biegsamkeit und Gewicht haben muß, damit die Waffe beim Wurf in die Ferne das Gleichgewicht behält. Der größere oder geringere Umfang des Eisenteiles hängt gemeiniglich von dem Vorhandensein oder dem Mangel des Minerals im Lande ab.

Der Gebrauch der Lanze und des Schildes kömmt nur den Kriegern zu, die in höherer bürgerlicher Stellung sind; die niederen Klassen und die Sklaven tragen Pfeil und Bogen.

Der Bogen ist bei den einzelnen Stämmen verschieden; allein die Art des Holzes, die Schnur, die aus der Rinde des indischen Rohres hergestellt ist, der Umfang des Bogens, der zum Teil eisern ist, zeigt nur ganz leichte Verschiedenheit. Dieselbe besteht mehr in der abwechselnden Art des Schaftes, in der Weise, wie das Eisen an ihm befestigt ist und in der Ausschmückung. Der Schaft ist bei einigen aus Holz, bei andern aus Rohr; das Eisen ist entweder in das Holz eingelassen oder umgekehrt das Holz in das Eisen. Die Seitenteile des Pfeiles sind gleichfalls abwechselnd gemacht; sie bestehen aus Bärten, Stacheln, Plättchen in Herzform; an jedem aber bemerkt man eine genaue Symmetrie und ein richtiges Verhältnis.

Unglaublich ist die Sicherheit, mit der Lanze und Bogen gehandhabt werden. Der abgeschossene Pfeil trifft fliehende Ratten und Schlangen, auch Vögel, selbst wenn sie durch Gras dahineilen und -flattern.

Das Kriegsmesser, der Trombask, ist ein sichelartig gekrümmtes Messer, das im Gürtel steckend das Schwert vertritt. Es hat einen hölzernen Griff, und ist das Zeichen der Häuptlingswürde. (Vgl. das Bild Azangas.)

Die Mambetto verstehen sich auf allerlei Kunstarbeiten, die wir doppelt bewundern müssen, wenn wir erfahren, daß sie mit den primitivsten Arbeitsmitteln so zierlich und accurat hergestellt werden.

Ein aus zwei Tongefäßen gebildeter Blasbalg, dessen äußerste Teile mit Bananenblättern bedeckt sind, die man an der Hitze des Feuers mürbe und biegsam gemacht hat, ein kleiner Ambos von gehämmertem Eisen, irgend ein Meißel, ein roher Hammer, ein Stück Sandstein als Feile, das macht die ganze Werkstätte eines Eisenschmiedes in Mambettu aus. Die Geduld, die Beharrlichkeit im wiederholten Glühendmachen und Hämmern des Eisens ersetzt die vollendeteren Mittel und giebt dem Material eine Reinheit, die man bei andern Stämmen nicht findet. Nachdem das zum Glühen gebrachte Eisen seine Hämmerung durchgemacht hat, wird es in den Boden gesteckt. Der Eisenschmied ist eine wichtige Persönlichkeit, und die erfahrenen und arbeitsamen unter ihnen wohnen mit dem Fürsten in der Residenz. Die geschicktesten machen ohne Hilfe von Zangen oder Feilen aus dem Eisen die feinsten Drähte, kleine Ringe, Bänder, um die Gelenke, die Arme, die Knöchel der Füße zu schmücken, Buckel zur Zierde der Schilde, Nadeln nach der Art der elfenbeinernen. Auch das Messing und das Kupfer werden in derselben Art mit nicht geringerer Genauigkeit und Eleganz bearbeitet.

Nicht mindere Vollendung erreichen sie in Holzarbeiten. Zwar verwenden sie gewöhnlich nur eine Qualität von weichem und wenig widerstandsfähigem Gewebe, aber selbst für solche Arbeiten lassen die Werkzeuge noch genug zu wünschen übrig. Die Spundmesser sind klein und keilförmig, in einen am Ende anschwellenden Handgriff eingelassen. Die Messer sind klein und werden geschliffen, indem man sie an einem Felsen oder einem andern Eisen reibt. Und selbst bei dieser Ärmlichkeit der Mittel führen sie, indem sie rechtzeitig vom Feuer Gebrauch machen, sehr feine Arbeiten, verwickelte Schnitzereien, die stets in leichten und symmetrischen Formen gehalten sind, aus. Kurz, wie sie mit diesen wenigen Werkzeugen Elfenbeinarbeiten, wie die Stecknadeln, Mörser, Bettfüße ausführen, ist wirklich schwer zu glauben. Aber die Thatsachen lassen dem Zweifel nicht das geringste Feld offen und bringen uns vor Bewunderung zum Verstummen. Die Holzindustrie umfaßt den Bau der Barken, Betten, Sessel, Gefäße, Schachteln und Schilde.

Die Bevölkerung liebt mehr den Krieg und die Jagd, als den Ackerbau, zumal der Boden überaus fruchtbar ist und vieles freiwillig hergiebt. Der Feldbau fällt den Frauen zu; männliche Kräfte werden gewonnen, indem die Häuptlinge und die höhere Klasse von den benachbarten Stämmen, besonders von den ackerbauenden Monfu, sich Sklaven erbeuten.

Die Leitung des Hauses und vornehmlich der Küche ist den Frauen anvertraut, die mit beneidenswerter Reinlichkeit derselben obliegen. Alles ist hier mit Ordnung und mit einer gewissen Symmetrie eingerichtet. So die Waffen, die Betten, die Stühle — aber das Auge ruht mit besonderer Freude auf den kunstvollen Gefäßen, die mit Sorgfalt und Fleiß gehalten sind und einen guten Teil des häuslichen Luxus ausmachen.

Die lichten Farben, in denen für die meisten Leser gewiß ungeahnterweise dies Bild jener Stämme aus dem Herzen Afrikas gezeichnet werden konnte, werden aber getrübt durch die Schatten der Menschenfresserei und der Sittenlosigkeit, die auf das Bild fallen. Schweinfurth schreibt: „Der Kannibalismus der Monbuttu übertrifft den aller bekannten Völker in Afrika." Er sah es selbst, wie in einer Hütte der noch frische Arm eines Menschen über dem Feuer hing, um zu dörren und zu räuchern. Die erbeuteten Kinder fallen als besonders delikate Bissen in die Küche des Häuptlings. Seine nubischen Söldner konnten dem Reisenden aus eigener Wissenschaft von den Raubzügen her, die sie gemeinschaftlich mit Mambetto gemacht, genau erzählen, wie das noch mehr als das Menschenfleisch geschätzte Menschenfett gewonnen werde, dem man, wenn es in großen Mengen genossen wird, eine berauschende Wirkung zuschreibt, wie man das Fleisch in lange Striemen schneidet, auf Gestellen über dem Feuer dörrt, und wie man es bei Bedarf als Speise zubereitet. Junker berichtet von dem schauerlichen Geschenk, das ihm mit einem gekochten Frauenfuß gemacht wurde. Er war entfärbt und in der Sohle stark gekrümmt, die Nägel waren im Kochen abgefallen. Schweinfurth ist auch empört über die Sittenlosigkeit der Weiber in Mambettu, während bei anderen Schwarzen mit niedrigerer Kultur, z. B. bei den Bongo, die

Frauen geschützt erscheinen durch Schamhaftigkeit und Würde. Junker stimmt ihm im wesentlichen bei. Casati urteilt über die Mambetto-Weiber etwas besser, aber auch er hat zu tadeln. — Diese Umstände beweisen, wie die Sittlichkeit nicht aus Verfeinerung, Kunst und Kultur geboren wird, sondern allein aus einem neuen Herzen.

Von den religiösen Vorstellungen der Mambetto berichtet Schweinfurth, daß sie es sehr gut begriffen, was die Mohammedaner, als sie ins Land kamen, unter Kniebeugen als „Allah" anzurufen pflegten. Sie übersetzten Allah mit noro, merkwürdigerweise heißt Gott auch in einem nubischen Dialekte nor. Auf die Frage, wo noro sich befinde, erfolgte Deuten gen Himmel, auf die weitere Frage, ob man noro denn dort gesehen, antwortete ein Lächeln.

Sechstes Kapitel.

Mambanga, der als Wirt Casatis uns schon bekannte König der Abisanga, war ein jüngerer Bruder Nessugos. Wir haben auch von der wohl ausgesuchten, starken Lage seiner Residenz gehört. Er hatte sich damit gegen die Araber schützen wollen. Ein Jahr vor Casatis Anwesenheit bei Mambanga griffen die Araber den König an, aber sie fielen in die gelegten Hinterhalte und kamen zum großen Teile um; die Weiber, Kinder, Sklaven, die als Troß die Heere in den Krieg zu begleiten pflegen, wurden eine Beute des Siegers. Mambanga hatte damals den europäisch gerüsteten Feinden nur mit dreißig Gewehren begegnen können, aber er hatte den Nachteil der Bewaffnung durch den Mut wettzumachen verstanden, zu dem er die Seinen begeisterte. Im entscheidenden Augenblick warf er sich in das dichte Handgemenge, sein kleines zweijähriges Söhnchen im Arme tragend; das Volk hieb König und Königssohn heraus, und der Sieg war entschieden. „Wenn alle Hoffnung verloren gewesen wäre,“ pflegte Mambanga später zu sagen, „so hätte ich meinen Sohn mit eigener Hand ermordet; er durfte nicht ein Sklave der Danagla werden.“ Sein Ruhm und die Furcht vor seinem Namen verbreitete sich im ganzen Lande.

Als dann das Land Mambettu von der Provinz Bahr-el-Gazal zur Provinz Äquatoria mit der Hauptstadt Ladò geschlagen wurde, wollte Mambanga das neue Regiment nicht anerkennen. Die Regierungstruppen standen im Gebiet der Abarambo, den westlichen Nachbarn der Abisanga. Dr. Junker suchte zwischen der Regierung und dem selbstbewußten Häuptling zu vermitteln. Wir haben seiner Anwesenheit in der Residenz

Mambangas zu diesem Zwecke und seiner Zusammenkunft mit Casati daselbst schon gedacht und wollen ihn noch über eine interessante Scene aus dieser Zeit zum Worte kommen lassen. „Kaum graute der Morgen," schreibt Junker, „so war ich in meiner Hütte, ehe ich noch Zeit gefunden, mir den Schlaf aus den Augen zu waschen, schon wieder von Schaulustigen umlagert und zwar vorherrschend von Frauen. Die Mangbattudamen brachten ihre hübsch geschnitzten, mit reichen Mustern verzierten Schemel, sowie natürlich ihre Säuglinge mit und ließen sich, ländlich sittlich, dabei in ihrer Art auch sittsam, jedenfalls aber höchst bequem und sozusagen häuslich bei mir nieder. Ich zeigte ihnen allerlei seltsame Dinge, und mein Musikkasten that redlich das Seine. Auch einen kleinen schwarzen Weltbürger mußte ich wiederum zum Jubel der Menge im Schoß wiegen; er verhielt sich dabei recht manierlich, kraute mich mit seinen Händchen im Bart und griff nach meinen Hemdknöpfen und anderm, was eben in meiner Nähe war, tout comme chez nous." Mambanga wies zwar die Friedens- und Unterwerfungsvorschläge nicht geradezu ab, nahm sich aber Zeit zur Überlegung. Die Versicherungen, daß die Europäer, die jetzt in diesen Teilen Afrikas der Ordnung und Sicherheit zum Sieg verhelfen wollten, nicht wie die „Bahara" und „Turk", d. h. wie die Elfenbeinhändler wären, daß sie in ihrem Lande nur eine Zunge und ein Wort hätten und daß man ihnen vertrauen könne, fanden noch wenig Glauben. Das Mißtrauen war aus den schwarzen Herzen nicht ohne Ursache noch nicht gewichen.

Casati lernte auch Mbruo, den alten Häuptling der Abarambo, kennen, und dabei wurde er mit der Wissenschaft der nekūma, der Regenzerteiler bekannt. Diese Künstler sind in ganz Afrika viel gebrauchte, gut bezahlte Leute, sie operieren mit Zustimmung der Häuptlinge, nicht wenige Häuptlinge üben das Amt der nekūma aber auch selbst aus. Casati saß mit Mbruo auf einem freien Platz des Dorfes unter einem Sonnendach. Ein afrikanisches Gewitter mit Wirbelwind, Regengüssen, Blitz und Donner zog herauf. Casati wollte besseren Schutz gegen den flutenden Regen in den Hütten suchen, aber Mbruo stand gravitätisch auf,



König Mambanga mit seinem Söhnchen im Handgemenge gegen die Araber.

fuchtelte mit den Armen, pfiff auf einem hölzernen Zauberpfeifchen und wollte so Wind und Regen verjagen. Die Elemente gehorchten leider nicht, lachend suchten die Europäer Dach und Fach und ließen den Zaubermann allein. Wären sie Unterthanen gewesen, so hätte sie das Lachen ihr Leben kosten können. Die nekùma ziehen auch Regen, wenn er gebraucht wird, herbei. Als das einst einem Häuptling durchaus nicht gelingen wollte und die Ernte zu verbrennen drohte, jagten die sonst so gefügigen und gutmütigen Unterthanen den Häuptling fort. Da fiel nach wenigen Tagen ein reichlicher Regen, und der also mit Unrecht Verbannte wurde im Triumph in seine Herrschaft zurückberufen.

Über das Regenmachen erzählt Casati noch folgendes, zugleich ein Beweis für die unbedingte Macht afrikanischer Könige über Leib und Leben, ja die Gedanken der Ihrigen:

„Später, als ich im Jahre 1888 in Unjoro war, beklagte sich ein Eingeborner mir gegenüber über die hartnäckige Dürre.

„Und wer regelt denn," forschte ich, „den Regenfall in diesem Lande?"

„Makàma[1])," erwiderte er mir.

„Nun, so wendet euch an ihn; er muß Vorsorge treffen."

„Wir haben schon Geschenke von Kühen, Ziegen, muende[2]), tiumbe[3]) und viele andere Dinge dargebracht, aber bisher sind wir immer noch in der Erwartung, unsere Wünsche befriedigt zu sehen."

„Setzt Makàma euere Bedürfnisse auseinander . . ."

„Ach, das wohl nie! Er kennt sein Geschäft; und wenn er nicht regnen läßt, so ist es ein Zeichen, daß er seine guten Gründe hat."

Ich sah ein, daß die Furcht diese letzten Worte eingeflößt hatte.

„Und wenn ihr zum Könige gehen würdet, um ihn zu bitten, was würde er wohl antworten?"

„Er würde uns ohne weiteres töten lassen. Seine höchste Macht in Zweifel zu ziehen, ist ein Verbrechen.""

---

[1]) Der König. [2]) Leinwand aus Baumrinde. [3]) Zu Kleidern bereitete Felle.

Des alten Mbruo Leute, die Abarambo, gehören zu den besten Elefantenjägern in Mambettu. Der kluge Geselle wird auf die verschiedensten Weisen überlistet. Wenn man die Felder zum Zwecke der Neubestellung von dem wuchernden Grase befreien will, indem man es wegbrennt tötet man den Elefanten durch Feuer. Eine weite Kette der Jäger jagt durch allerlei Lärm die Tiere auf und dem Orte zu, wo man ihrer habhaft werden will. Dann wird rings um die Tiere das Gras entzündet. Wütend laufen die Tiere gegen das Feuer an und viele gehen vom Rauch geblendet und vom Feuer überrascht zu Grunde. Für die, welche das Feuer scheuen, läßt man eine enge Gasse ins Freie. In derselben aber werden sie von allen Seiten durch die Jäger mit Lanzen angegriffen und so zu Falle gebracht. Freilich stoßen die gewaltigen Tiere auch gar manchen Jäger zu Tode, so daß man hier noch von wirklicher Jagd sprechen kann, d. h. von dem Einsatz von Schlauheit gegen Schlauheit, List gegen List, Kraft gegen Kraft, Leben gegen Leben. Ein deutsches Treiben auf Hasen, selbst die Jagd auf „wilde“ Schweine, die man an ihren Futterstellen einpfercht, um sie an der Schützenkette hin ins Freie laufen zu lassen: es sind nur Schlachthofscenen, die dem rechten Jägerherzen wehe thun.

Der Elefant wird auch in Fallen gefangen. Zwischen den Ästen zweier Bäume liegt ein starkes Querholz. Über dasselbe geht ein Seil. An seinem einen Ende schwebt hoch in der Luft ein schwerer Klotz, in den ein scharfes Messer eingelassen ist, das andere Ende führt zur Erde nieder und wird durch einen einfachen, aus mehreren Stäben gebildeten Mechanismus am Boden festgehalten. Stößt das Tier mit seinem Fuße an die Stäbe, so bringt es die Vorrichtung zum Losschnappen, das Messer saust hernieder und bohrt sich mit verwunderlicher Genauigkeit in die Stelle ein, wo Gehirn und Rückenmark aneinander stoßen. Das Ungetüm stürzt zusammen und ist tot.

Dem König gehören ein Hauer, Füße und Rüssel von jedem Tier, hatte es nur einen Zahn, so gehört der eine dem König. Der Reichtum der wilden Könige besteht in ihren Vorräten an Elfenbein. Es wird

aber nicht bloß an die Araber verhandelt, sondern unterliegt im Lande selbst mannigfacher Bearbeitung. Aus großen Stücken lassen sich die Könige Posaunen anfertigen, deren Klang das Elefantengeschrei nachahmt, aus kleineren Zähnen werden Jagdhörner hergestellt. Auch Mörser werden aus Elfenbein gefertigt, und allgemein in Gebrauch sind Armbänder



Elefantenfalle.

und Nadeln aus diesem Stoff. Um den kostbaren Besitz des Elfenbeins entbrennt mancher Krieg; der Schwächere weiß seinen Schatz vor den Augen des Mächtigen geschickt zu verbergen, man prunkt nicht damit, sondern vergräbt ihn bei vertrauten Leuten an den Flüssen in größter Heimlichkeit — so wird zu niedrige Selbsteinschätzung in Afrika vollzogen. Einmal erlebte es Casati, wie der Fürst der Bamba, Jangara, auszog.

um ein ganzes Dorf in Asche zu legen, weil der Unterhäuptling, das Haupt des Dorfes, den dem Könige gebührenden Zahn eines Elefanten nicht abgeliefert hatte.

Die Jagd des Büffels ist der des Elefanten ähnlich, nur ist die Gefahr noch größer, die Unglücksfälle noch häufiger. Mit den Schädeln der Tiere umhängt der Jäger seine Wohnung, sie beweisen seinen Mut ebenso, wie es die Schädel der im Streit Getöteten thun.

Eine Kriegertugend, die besonders vom Häuptling in hervorragendem Maße verlangt wird, ist die Fähigkeit, einen tüchtigen Trunk thun zu können. Das einheimische Getränk, die aua, ist ein Bier, das auch dem europäischen Gaumen mundet. Eine Schmach Europas ist es, die Branntweinpest nach Afrika getragen zu haben; was soll die klägliche Entschuldigung, ein jeder Stamm der Schwarzen habe ja seine alkoholhaltigen Getränke. Der für ganz andere klimatische Verhältnisse berechnete und auch da überaus nachteilige Kartoffelfusel wirkt unter der Sonne Afrikas geradezu mörderisch. Eine gute aua herzustellen, ist der Ruhm einer Frau in Mambettu. Als König Munza starb, wurde seine Schwester Nenzima an König Jangara gegeben, er heiratete sie, um mit des berühmten Munza Familie verwandt zu werden, sie leitete seine Politik und hatte den Ruhm einer bewanderten Bräuerin. Ein gutes Bier erfordert große Sorgfalt bei der Herstellung. Das Verfahren ist folgendes: Der mehrmals gereinigte und gewaschene telabun[1]) wird mehrere Tage lang in dem mit Wasser gefüllten boquoquo[2]) gewässert; alsdann nimmt man ihn heraus und breitet ihn auf einer Schichte von Bananenblättern aus. Kaum daß er gekeimt hat, läßt man ihn an der Sonne trocknen; dann wird er gerieben. Aus dem Mehl kocht man eine Art Brei, und dieser wird mit einer genügenden Masse Wasser verdünnt. Wenn die Gährung im Fortschritt begriffen ist, wird die Flüssigkeit auf das Feuer gestellt und erleidet ein langsames, leichtes Abkochen. Alsdann wird das

[1]) Dem Mais verwandt, eleusine coracana. [2]) Das größte im Haushalt vorhandene Gefäß.

Tanz und Pantomimen nach einer Büffeljagd.

Ganze geseiht und in Gefäße abgezogen, nachdem man noch weiteres Mehl von keimendem telabun beigegeben hat. Wenn es nochmals geseiht ist, erhält man ein schäumendes Bier, von ganz angenehmem Geschmack, rein und von schöner, rotgelber Farbe. Auch Schweinfurth lobt dieses Getränk, während er die vielgerühmte merissa, deren wir im dritten Kapitel gedacht, auf kaltem Wege aus gegorenem Kornmehlteig hergestellt, nicht viel besser als gesäuerten Kleister nennt, und selbst die Busa der Ägypter sei nur gesäuerter Kleister von Weizenmehl.

Zur Festfreude gehört bei den Schwarzen außer einem guten Trunk der Tanz. Hochzeit und glückliche Jagd, ein siegreicher Kriegszug und befreundeter Besuch geben Anlaß zu jenen Festen, die in den Nachmittagsstunden beginnen und bei Mondenlicht mit einem Tanze beschlossen werden. Doch wirbeln nicht Mann und Weib nach unsrer Sitte mit einander umher, auch tritt nicht nach türkisch-arabischer Weise eine Tänzerin vor den Männern auf, sondern die Männer tanzen, allein, zu zweien oder in Haufen, vor den Frauen.

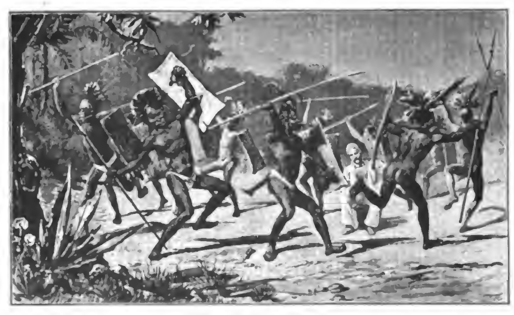
Beim Einzeltanz sitzen die Frauen im Kreise auf ihren Schemeln, denn auf den Boden sich zu lagern ist in Mambettu nicht üblich, hinter ihnen sitzen die Männer, die Musiker in einer Ecke. Es erscheint ein Mann mit einem zur Hälfte mit Asche eingeriebenen Gesicht, den Kopf mit einem Affenfell bedeckt, die Arme mit Wildkatzen- und Eberschwänzen geschmückt; an den Knöcheln der Füße hängen eiserne Schellen. Der Gaukler beginnt allerlei groteske Bewegungen und Verneigungen, bei denen er jedoch den Zuschauern nach unserm Geschmack recht unhöflich den Rücken zukehrt, seine Bewegungen werden unter dem Gesang der Weiber und der Musik des Orchesters immer schneller und wilder, bis er all seine Gewandtheit und Geschicklichkeit gezeigt hat. Dieser Tanz heißt beie.

Der Tanz cobesore wird von zwei Tänzern ausgeführt, die ihre Geschicklichkeit gegenseitig messen sollen. Die Beifallsrufe können die beiden bis zu schwindelerregender Schnelligkeit ihrer Bewegungen begeistern.

Zum bandima tritt eine Reihe von Tänzern an, der gewandteste steht in der Mitte, die andern bilden einen Kreis um ihn und führen

einen Ringelreigen um ihn auf. Nur gegen das Ende des Tanzes mischen sich die Frauen, von der Begeisterung fortgerissen, unter die tanzenden Männer.

Der König zeigt sich als Tänzer nur bei besonderen Gelegenheiten; öfters aber unterhält er seine Weiber mit kriegerischen Pantomimen. Jangara lud Casati einmal zu einem solchen Ritterspiel ein. Es war ein fingierter Kampf, den der König selbst kommandierte, den er selbst Leib an Leib unter Musik und dem Beifall seiner Weiber mitkämpfte. Dann zog er sich in seine Gemächer zurück, um sich den edlen Schweiß abwischen zu lassen.



Kriegerische Pantomimen.

„Ne angassegi,"[1]) sagte Jangara zu Casati, indem er sich von seiner Wohnung zurückgekommen in dessen Nähe niedersetzte.

„Ich beglückwünsche Sie ob Ihrer außergewöhnlichen Kraft in der Behandlung der Lanze und des Schildes."

„O, ich war noch ein Knabe, als ich meinem Vater Magapà folgte, neri anundeia, maia napo."[2])

„Wie prunkvoll nur Ihr Schmuck war! Sagen Sie mir doch, von welchem Tiere stammt die kleine, weißgelbliche Haut, die Ihnen vorne am Gürtel herabhing?"

[1]) Ich begrüße Sie. [2]) Auf der Jagd, auf dem Kriege.

„Sie stammt vom nèbi, ein Schmuck, der ein Vorrecht des Königs ist. Wenn dieses Tier von irgend jemand getötet wird, so ist es Gesetz, es mir zu bringen.“

„Und wenn einer einen derartigen Befehl verletzen würde?“

„Imma mapùa.“ [1])

„Aber welche Tierrasse ist dieses nèbi?“

„Es ist so groß und so lang wie ein kleiner neschi ne konze ne sessangue,[2]) mit einem Felle von der Farbe des ne tobo,[3]) ehe dieser völlig getrocknet ist, mit schwarzen Borsten an der Schnauze und auf dem Kopfe.“

„Und wo haust es?“

„Im Walde; es nährt sich von Waldfrüchten und Wurzeln; odù teo ando eti quoquo.“ [4])

„Ist es schwer, dasselbe zu jagen?“

„Amombe,[5]) es ist sehr schwer, es aufzuspüren. Das Tier ist sehr mißtrauisch und läuft bei dem geringsten Geräusch davon. Nur ein Mittel giebt es, sein Ziel zu erreichen.“

„Welches?“

„Den muabele.“ [6])

„Wie führt man diesen Zauber aus?“

„Nun denn! Man späht von ferne, dem Untergange der Sonne zu, nach dem Baum, den der nèbi aufsucht, um zu übernachten. Im Dunkel der Nacht stellt man, ohne ein Geräusch zu machen, eine Lanze gegen den Stamm des Baumes. Das nèbi ist verzaubert und kann nicht mehr herunterklettern.“

„Wirklich?! Und dann ...“

„Am Morgen kehrt man zu dem Orte zurück, und ohne die Lanze von der Stelle zu bewegen, opuà ne bangùro[7]) das Tier.“

„Sie erregen in mir den Wunsch, ein solches Tier aus der Nähe kennen zu lernen. Könnte man ein solches bekommen?“

[1]) Ich würde ihn töten lassen. [2]) Ein Hund mit niederen Beinen. [3]) Tabak. [4]) Es lebt auf hohen Bäumen. [5]) Gewiß, jawohl. [6]) Zauber. [7]) tötet mit Pfeilschüssen.

„O, es ist nicht schwer. Ich werde meinen Jägern diesbezügliche Befehle erteilen, und wenn Sie Geduld haben zu warten, wird es besorgt werden.“

„Wenn möglich, möchte ich es lebendig haben.“

„Ich werde es besorgen; freilich, mit erwachsenen nèbi ist es kaum wahrscheinlich; sie beißen mit ihren schneidigen Zähnen, und die Wunden, die sie verursachen, heilen nicht so leicht.“

Casati erhielt nicht lange Zeit darauf ein lebendiges, ganz junges Exemplar. Es verendete nach wenigen Tagen. Sein Fell verschenkte er



Dendrohyrax Emini.

mit vielen anderen Säugetieren, Vögeln und Schmetterlingen an Dr. Emin Pascha, von ihm wurde es an das Britische Museum weitergegeben. Das nèbi wurde als eine neue Species erkannt und Dendrohyrax Emini benannt.

Aus der Fauna jener Gegend sind noch eine große Ratte, deren Fleisch als Leckerbissen gilt, und das fliegende Eichhörnchen (mboma) bemerkenswert.

Die Mambettovölker sind Freunde heiterer Gespräche und fügen in ihre Erzählungen oft Fabeln und Geschichten ein. Casati giebt zwei

Proben; bei der zweiten wird man sofort an die plattdeutsche Fabel von Lampe und Swinegel erinnert.

Der Schakal und der Leopard.

Der Leopard hatte eine Gazelle gefangen und verzehrt. Das sah der Schakal. „Du bist allerdings gefräßig unter den Tieren," sagte er zu ihm, „allein es wird dir nicht gelingen, mich an Gefräßigkeit zu übertreffen." Der Leopard lachte. „Nun zur Probe!" antwortete er.

Der Schakal begab sich in ein weites Feld von weißlichen Kürbissen und, nachdem er sie von den Blättern gereinigt hatte, ließ er sich in der Mitte nieder, nachdem er sich den Kopf rot gefärbt hatte. Der Leopard kam dazu und versuchte, sich ihm zu nähern; da er aber die Kürbisse wahrnahm und glaubte, es seien Schädel verzehrter Tiere, schritt er von Schrecken ergriffen zurück. „Warum kommst du nicht näher?" rief ihm der Schakal zu. „Ach, ich fürchte mich," versetzte der Leopard, seinen Weg weiter nehmend, „ich erkenne, daß du wilder und blutdürstiger bist als ich."



Fliegendes Eichhörnchen.

Das Chamäleon und der Elefant.

Eines Tages lud das Chamäleon den Elefanten zum Laufen ein. Der Elefant nahm die Herausforderung an, deren Entscheidung auf den folgenden Morgen verlegt wurde. Während der Nacht verteilte das Chamäleon viele seiner Brüder in kurzer Entfernung den Weg entlang, der zu durchlaufen war. Als der folgende Tag graute, kam der Elefant

und fing ohne weiteres zu laufen an. Das Chamäleon stieg hurtig dem Elefanten auf den Schwanz. Bei jeder Begegnung mit einem Chamäleon fragte der Elefant: „Bist du nicht müde?" „Nein," antwortete das gefragte Tier, das sich jetzt erst anschickte, den kleinen ihm angewiesenen Teil zu durchlaufen. Zuletzt blieb der Elefant atemlos und müde stehen, indem er sich für besiegt bekannte.

Die Rechtsprechung übt der König in Person aus, er giebt seine Urteile in öffentlicher Versammlung und sie werden, da eine Appellation unmöglich ist, sofort vollstreckt. Auf Diebstahl steht die Strafe des Ohrabschneidens, auf Mord der Tod durch den Strang. Blutrache, wie bei anderen Stämmen, ist nicht gestattet. Da man in Mambettu alle auffallenden Erscheinungen, Krankheit, Tod, Sturm, Tiersterben, Feuersbrunst, als Folge von Hexerei anzusehen gewohnt ist, versäumt man nie, nach dem nuto, dem Zauberer, zu forschen. Er wird durch ein Gottesurteil seiner dunklen That überführt. Dahin gehört zuerst der mapingo. Wohlgeglättete Stämme von Bananenbäumen werden horizontal aufgestellt. Quer auf diese kreisrunden Stämme legen die Priester mit äußerster Vorsicht sehr glatt polierte, runde Stäbchen in Cigarrenform, die mit Öl getränkt sind. Dann schreitet man zur Befragung des Orakels. Der Mapingonbin, oder Priester des Mapingo, erholt die Antwort, indem er in die Hände klatscht und ruft: „Es triumphiere die Wahrheit, es falle die Lüge!" Dabei springt er beständig in gebückter Haltung längs der Bananenstämme hin und her und bewegt die Hände beim Klatschen an der Stäbchenreihe entlang, ohne sie zu berühren. Aber schon der geringe Luftzug, der so entsteht, kann von den glattpolierten Stäbchen welche zum Herabgleiten von dem Balken bringen. Das aber bedeutet Unglück und Schuld. Der Ritus setzt sich einige Stunden fort, bisweilen auch ganze Tage. Wenn man die Befragung beendet, ergiebt die jeweilige Anzahl und Lage der auf dem Stamm Gebliebenen oder von ihm Gefallenen die Antwort. Somit dürfte, meint Junker sehr richtig, das besagte Schicksal eigentlich aus dem Klatschen, Schnaufen und Hauchen der Tempeldiener bestehen, und die Redensart, daß das Leben eines

Menschen häufig nur von einem Lufthauch abhängt, ist bei den Mambetto wörtlich zu nehmen, denn oft lautet der Orakelspruch auf Schuldig und Tod.

Weiter ist die Probe des ne kao, der Katze, zu nennen. Es wird eine Wildkatze abgekocht und ein Stück ihres Fleisches unter die Zunge des Angeklagten gelegt. Er muß dann den Mund voll Wasser nehmen und es mit einem Male wieder ausspucken. Kommt dabei das Fleisch unter der Zunge mit heraus, so beweist dies die Unschuld des Angeklagten.

Drittens stellt man die Probe des no uele, des Giftes, an. Der Beschuldigte muß eine Mischung aus dem Safte giftiger Kräuter schlucken; ist er unschuldig, so muß er sie wieder von sich geben, kommen aber die Vergiftungskrämpfe, so werden sie mit Freudengeheul begrüßt,



Termite.


Termite in geflügeltem Zustande.

denn sie sind ein Zeichen der Schuld. Ist der nuto überführt, so wird er getötet und ein Stück seiner Eingeweide außen an seiner Behausung aufgehängt. — So hat der Hexereiwahn schon abertausenden unschuldiger Menschen das Leben gekostet und immer wieder Elend gestiftet, das zu uns herüber um Abhilfe schreit.

Die Könige weichen von dem üblichen Gerichtsverfahren ab, wenn ein Urias, ein Naboth oder ein Nebenbuhler in der aura popularis ihnen im Wege steht; dann trifft das scharfe Messer gedungener Meuchelmörder sicher und ohne Rumor das hinderliche Herz! — Das Heidentum ist eine Welt ohne Gerechtigkeit und Liebe. Überall fehlt ihm die Achtung des Menschenlebens und die Übung der Barmherzigkeit.

Ein merkwürdiges Vorrecht des Königs ist auch, eine gewisse Art der Termiten, njonjù, allein genießen zu dürfen. Wehe dem, der im Besitze solcher Insekten ist und den seltenen Fund nicht dem Könige

bringt! Mit dem Leben würde er eine solche Beleidigung zahlen. Die termes mordox, weit verbreitet im ganzen Maquabecken und unermeßlich schädlich für Pflanzungen und Wohnungen, wird überhaupt zu wenig verfolgt, da das Tier, wenn es sich im geflügelten Zustande befindet, ein vielbegehrtes Nahrungsmittel ist, denn es ist reich an Fett und mundet dem Gaumen.

In Mambettu lernte Casati auch die Akka kennen, die berühmten Zwerge Afrikas. Ihre Wohnsitze haben sie südlich von Mambettu, aus



Kampf der Akka mit den Sandeh.

welchem Lande sie vor den eindringenden Sandeh, Mambetto und anderen Stämmen gewichen sind. Aber in kleinen Kolonien findet man sie hie und da im ganzen Maquabecken.

Die Nachricht von einem zwergenhaften Volke Äthiopiens findet sich schon in der ältesten griechischen Litteratur. Homer redet von den Pygmäen, den ellenhohen Männchen, wie von einem den Griechen altbekannten Volke. In der Ilias heißt es (Buch III, V. 1—7):

„Aber nachdem sich alle zugleich mit den Führern geordnet,
Zogen die Troer heran mit Lärm und Geschrei, wie die Vögel:
Wie das Gekreisch hintönt von Kranichen unter dem Himmel,

Welche, nachdem sie dem Winter entflohn und unendlichem Regen,
Unter Gekreisch hinwandern im Flug an Okeanos' Ströme,
Mord und Verderben zu bringen dem Volk pygmäischer Männer,
Und in dämmernder Frühe die tötende Fehde beginnen."

Aber es handelte sich nicht bloß um eine Sage, die auch die übrigen Dichter wiederholten, weil der Kampf der Kraniche mit den Pygmäen ein poetisch fruchtbarer Vorwurf war, sondern Herodot, Aristoteles und Andere spürten den Thatsachen nach, die dem allgemein verbreiteten Glauben an jene Däumlinge zu Grunde liegen möchten, und kamen zu mehr oder minder greifbaren Resultaten.

Herodot schreibt (Buch II, Kap. 32): „Ich hörte noch Folgendes von cyrenäischen Männern, welche aussagten, sie seien zum Orakel des Ammon gegangen und da mit Etearchos, dem Könige der Ammonier, ins Gespräch gekommen; wo sie nach andern Gesprächen auch darauf gekommen seien, über den Nil zu reden, wie niemand seine Quellen wisse, und darauf Etearchos von nasamonischen Männern gesagt habe, die einmal zu ihm gekommen wären. Dieses aber ist ein libysches Volk und hält sich an der (großen) Syrte auf, und in dem Lande gegen Morgen von der Syrte nicht weithin. Die Nasamonen also, die gekommen und befragt worden seien, ob sie etwas Neues zu sagen vermöchten über die Wüsten Libyens, hätten ausgesagt, bei ihnen wären mutwillige Söhne von mächtigen Männern gewesen, welche unter andern absonderlichen Streichen, die sie als junge Männer anstellten, auch einmal fünf unter sich durchs Los bestimmten, die Wüsten Libyens zu besuchen, ob sie wohl über die äußersten Entdeckungen hinaus noch etwas Neues entdecken möchten. — Nun seien jene von ihren Gesellen ausgeschickten Jünglinge, mit Wasser und Nahrungsmitteln wohl versehen, zuerst durch das bewohnte Land gegangen, nach Durchwanderung desselben in die Wildnis gekommen; und von da aus durch die Wüste gewandert, immer auf dem Wege gegen den Westwind. Und nach Durchwanderung einer langen sandigen Strecke, in Zeit vieler Tage, hätten sie endlich eine Ebene mit Baumwuchs gesehen; worauf sie zugegangen und von den Früchten ge-

pflückt hätten, die an den Bäumen hingen. Während dem Pflücken seien dann kleine Männer zu ihnen herangekommen, noch unter mittelmäßiger Mannesgröße, welche sie mit sich fortnahmen; doch ohne daß die Nasamonen von ihrer Sprache, noch die Führer von den Nasamonen etwas verstanden. Diese hätten sie nun durch die größten Sümpfe geführt, nach deren Durchwanderung sie in eine Stadt gekommen, woselbst alle ihren Führern an Größe gleich und von schwarzer Farbe wären."

Aristoteles berichtet (historia animalium I, 8, 2) mit dürren Worten: „Die Kraniche ziehen bis an die Seen oberhalb Ägyptens, woselbst der Nil entspringt; dortherum wohnen die Pygmäen, und zwar ist dies keine Fabel, sondern die reine Wahrheit; Menschen und Pferde sind, wie die Erzählung lautet, von kleiner Art und wohnen in Höhlen."

Wie oft sind diese Alten dann in der Folgezeit von deutschen Studierstuben aus mit ihren Nachrichten von jenen Zwergen ad absurdum geführt worden, bis sie glänzend gerechtfertigt wurden und Schweinfurth die Pygmäen mit eigenen Augen schaute und beschrieb und sie als der erste wissenschaftliche Forscher aus dem Reich der Hirngespinste in das Gebiet der Thatsachen versetzte.

Schweinfurth schreibt: „Mehrere Tage hatte ich bereits in der Residenz des Monbuttukönigs verlebt, und noch immer waren mir nicht die vielbesprochenen Zwerge zu Gesicht gekommen; meine Leute aber hatten sie gesehen. „Warum habt ihr sie mir nicht gleich mitgebracht?" war meine vorwurfsvolle Frage. „Sie fürchten sich," so hieß es. Da erscholl eines Vormittags lauter Jubel durch das Lager; Mohammed hatte die Pygmäen beim Könige überrascht und schleppte nun trotz allen Sträubens ein seltsames Männlein vor mein Zelt, das hockte auf seiner Schulter, ängstlich hielt es Mohammeds Kopf umklammert und warf scheue Blicke nach allen Seiten. Jetzt saß es vor mir auf meinem Ehrenplatz, zu seiner Seite der königliche Dolmetsch, und ich konnte nun meine Augen weiden an der handgreiflichen Verkörperung tausendjähriger Mythen, ihn zeichnen und ausfragen. Beides war nicht so leicht gethan als gedacht; ihn vorläufig zum sitzen zu bringen, war nur dem Erfolge zu danken,

welchen die von mir mit großer Eilfertigkeit ausgekramten Geschenke erzwangen. In meiner Angst, es würde sich keine zweite Gelegenheit darbieten, griff ich zu jedem Mittel; ich beschenkte den Dolmetsch und bat ihn, dem Furchtsamen Mut zuzusprechen und ihm Zutrauen zu mir zu erwecken; was also im Laufe von zwei Stunden geschehen konnte, das geschah: er wurde gemessen, porträtiert, gefüttert, beschenkt und bis zur Erschöpfung ausgefragt."

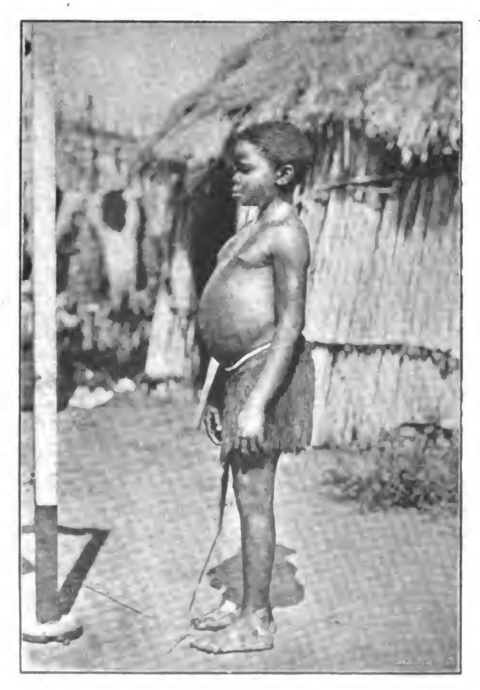
„Sein Name war Adimoku, und er war das Haupt einer Familie, welche eine halbe Stunde von der Residenz eine kleine Pygmäenkolonie bildete, aus seinem eigenen Munde erfuhr ich die Bestätigung, daß ihr Volksname „akka" sei. Die Akka bewohnen ausgedehnte Gebiete im Süden der Monbuttu, ungefähr zwischen dem 1. und 2. Grad nördlicher Breite."

„Schließlich war Adimokus Geduld erschöpft; er sprang auf, zum Zelt hinaus und wollte entfliehen, aber da standen die Scharen der neugierigen Nubier und Bongo, und vorläufig mußte er noch bleiben. Auf vieles Zureden ließ er sich denn bewegen, einige Waffentänze zum besten zu geben. Er war nach Art der Monbuttu kostümiert, mit Rocko[1]) und Federhut, und mit Lanze, Bogen und Pfeilen bewaffnet, alles en miniature, denn er hatte nur eine Höhe von $1^1/_2$ Meter; dies war jedenfalls das durchschnittliche Maß."

Casati berichtet, daß die Akka sich selbst Efè nennen, daß sie aber bei den Mambetto Akka heißen. Er bestätigt die Länge der Leutlein bis zu $1^1/_2$ Metern, der größte Teil aber überrage 140 Centimeter nicht. Den Kopf der Efè bedeckt überreiches, rötlich-braunes Haar, eine Seltenheit ohne Gleichen in Afrika; es ist gekräuselt, wollig, nie aber büschelig. Die Wangen und das Kinn der Männer schmückt ein Bart, einen wirklichen Schnurrbart aber bringt keiner zustande. Die langen Bärte jedoch, mit denen nicht bloß die Phantasie des Europäers, sondern auch die des Nubiers die Pygmäen ausstattet, gehören eben ins Reich der Sage. Die Mehr-

[1]) Die schon genannte zu Gewändern verarbeitete Rinde.

zahl der Leute geht völlig nackt. Die Männer kaufen ihre Frauen gegen ein verhältnismäßiges Geschenk von Pfeilen an den Schwiegervater. Die Efè wenden keine Arzneimittel an. Sie kennen keine Art, Feuer anzu-



Akkafrau.

zünden, und um dasselbe sich stets verschaffen zu können, brennen sie rechtzeitig große, verdorrte Bäume an und wachen über die Erhaltung des wertvollen Elements wie die alten Vestalinnen.

Ihre Hütten sind klein und kaum ausreichend, zwei Personen zu fassen. Gewöhnlich sind diese Hütten im Walde oder auf den Hügeln zerstreut, nur selten zu einem Dorfe vereinigt; denn jede Familie regiert sich selbst. Der Luxus einer Wohnung ist jedoch nicht allgemein; nicht wenige Familien leben bei Mutter Grün am Ufer eines Baches oder im Dickicht des Waldes. Hausrat giebt es nicht, selbst nicht in den primitiven Anfängen von irdenem oder hölzernem Geschirr, ein Pfeil dient als Messer, Fleisch und Bananen röstet man auf Kohlen, ein Schluck aus dem Bache, mit der hohlen Hand geschöpft, stillt den Durst. Menschenfresser sind die Akka nicht. Von mehreren Häuptlingen wurde es Casati bestätigt, daß die Akka, nachdem sie im Kriege als geschätzte Hilfstruppen gedient, nach Früchten und Wurzeln liefen, indes die Mambetto, Abarambo und Sandeh sich auf die Leichen und Verwundeten stürzten, um sie aufzuzehren.

Die Bewaffnung der Akka besteht in Pfeilen, kleinen Lanzen und Schilden. Ihre Gewandtheit in der Führung der Waffen ist überraschend, sie sind geschickte Jäger und gefürchtete Krieger. Den Elefanten blenden sie durch Pfeilschüsse in die Augen, dann bringen sie ihn durch Lanzenstiche zu Fall, ähnlich jagen sie den Büffel. Den Ackerbau lieben sie gar nicht und erwerben sich ihre Pflanzenkost durch Pfeil und Lanze bei kriegerischen Einfällen in das Gebiet feldbauender Stämme.

Noch ist zu sagen, daß das Zwergenvolk nichts lächerliches an sich hat, obschon schöne Gesichter und regelmäßige Züge nicht vorkommen. Es handelt sich also nicht um eine pathologische Erscheinung, um ein krankhaft entartetes Volk, wie Junker sehr betont. Die Akka sind die Hunnen Afrikas, gleich groß in ihrer Abneigung gegen jeden Anfang von Kultur und in einer wahrhaft verwunderlichen Gefräßigkeit; denn starken Appetit kann man es nicht mehr nennen, wenn man sie ihre ungeheuren Portionen hineinschlingen sieht.

Siebentes Kapitel.

Am 15. Oktober 1881 kam Casati an den Bomokandi, um jenseits desselben das Reich Azangas, des Fürsten der Medsche, zu betreten. Der vom König gesandte Führer, der den Reisenden nach der Residenz einholen sollte, rief: „Ruht aus, wir müssen die Barke erwarten, Azanga ne konzo,[1]) um über den Fluß zu setzen!“

„Könnte man nicht,“ entgegnete Casati, hingenommen von der Großartigkeit des Landschaftsbildes, das ihn umgab, „den Tag hier zubringen?“

„Nach Ihrem Belieben. Wir könnten diese Nacht im Hause des Flußwächters Unterkunft finden, Azanga ne coropo,[2]) wenig Schritte von hier, auf dem Hügel.“

Schließlich wurde aber der Übergang vorgezogen, da die Niapù am rechten Ufer des Flusses Feinde der Medsche sind und zu steten Reibereien bereit. Jenseits des Flusses dehnte sich Wald, der Weg war steil ansteigend, mühevoll und von Schlingpflanzen ganz verwachsen.

„Warum ist dieser Weg nicht gangbar gemacht, es kostete doch nicht viel Arbeit?“

„Ne nguma Azangande[3]), da würden die Feinde ganz unversehens auf uns hereinstürzen.“

Hinter dem Walde erschloß sich eine ausgedehnte Hochebene mit hohem, stechendem Gras bestanden, das anfing gelb zu werden. Auf einer kleinen Höhe ein paar hundert Meter vom Wege ab stand eine Hütte.

„Wer wohnt in diesem Hause?“

---

[1]) Bei den Füßen Azangas. [2]) Beim Halse Azangas [3]) Beim Schilde Azangas.

„Es ist keine Wohnung, es ist ein über dem Grabe eines im letzten Kriege gefallenen Kriegers aufgerichteter mbòko.

„Warum ist dieses Grab so ferne von dem bewohnten Lande?"

„Es ist Sitte, die Helden an dem Orte zu begraben, wo sie gefallen sind, und sie mit dem mbòko zu ehren. Von Zeit zu Zeit kommen die Eltern, Verwandten und Freunde, um das Grab zu putzen und die Körbchen, die sie aufgehängt sehen, mit Speisen und vollen Wassergefäßen zu füllen. Der Heimgegangene sieht mit Wohlgefallen derartige Aufmerksamkeiten seiner Lieben.


Residenz Uzangas.

„Und wird diese Ehre allen im Kampfe Gefallenen zu teil?"

„O nein, nur Männern von Auszeichnung. Die andern werden entweder ohne den Luxus einer Erinnerungsstätte begraben oder ..... zurückgelassen."

Er wollte natürlich nicht sagen, daß die Mehrzahl das Los hat, den Hinterbliebenen als Speise zu dienen.

„Legt man kein anderes Erinnerungszeichen auf das Grabmal der Abgeschiedenen?"

„Gewöhnlich legt man auf die Stelle, welche dem Kopfe des Begrabenen entspricht, einen eisernen Ring oder eine Axt."

Am Eingangsthor der Residenz Olopo hingen sechs menschliche Schädel, noch ganz mit Fleischfetzen und Haarbüscheln bedeckt. Mit der

Schlachtung von sechs Gefangenen war der letzte Sieg über die Sandeh gefeiert worden, jene Schädel waren die nicht verspeisten Überreste der Unglücklichen.

Die schwarze Majestät ließ den Europäer in der Empfangshütte lange warten. Dann kam sie gravitätisch geschritten, gefolgt von einem Schwarm von Kriegern und Frauen. Ein ih, ih, Azanga amombe[1]) ertönt aus voller Brust, es rasseln die Trommeln, es erschallen die Trompeten. Der König tritt heran, reicht die Hand und lädt zum Sitzen ein. Die Audienz ist sehr kurz, der König zeigt sich erfreut über den Besuch und verspricht, für ihn zu sorgen.

Azanga hat das Ceremoniell, mit dem Munza sich zu umgeben pflegte, mit der Übernahme des Titels ne-kinje von demselben streng bewahrt, und schon Schweinfurth hat sich über die Fassung und Selbstbeherrschung, über den Aplomb und die Gravität afrikanischer Majestäten gewundert. Es mag auch daran erinnert werden, daß Mtesa von Uganda († 1884), von dem Stanley glaubte, er werde eine Art Karl der Große für Ostafrika werden, mit dem Reisenden Speke einen Etikettenstreit hatte, der mitten in Afrika uns seltsam genug anmutet. Speke mußte so lange antichambrieren, daß er unwillig in sein Lager heimkehrte und von den nachgesandten Höflingen ertrotzte, daß er zur Entschädigung für sein Warten nun seinen Stuhl mitbringen dürfe, den man ihm erst nicht zugestanden hatte, weil vor dem König jedermann stehen müsse.

So wird Azanga, wenn er ausgeht oder heimkehrt, von Trompetenstößen und den Zurufen der Umstehenden: Azanga mongoru[2]) begrüßt. Am Abend, wenn das große Horn mit verlängertem Ton verkündet, daß der König sich in seine Gemächer zurückzieht so ist Ne kinja nombro obatu[3]) der Ruf, der von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf wiederholt wird. Wenn der König niest oder hustet, so ertönt es: Ne kinja tschika[4]). So will es das Ceremoniell. Wer dagegen in des Königs Gegenwart husten oder niesen oder gar ausspucken wollte, müßte es mit

[1]) Schön der König! [2]) Azanga, guten Tag. [3]) Der König geht ins große Haus. [4]) Dem König Heil!



Musizierende Neger.

seinem Leben büßen. Wie man beständig des Fürsten Person sich gegenwärtig hält, indem man in alle Reden Ausrufungen seines Namens einstreut, davon haben wir an Casatis Führer über den Bomokandi ein Beispiel gehabt.

Mit großem Prunke giebt sich Azanga dem Vergnügen des Tabakrauchens hin, das in Afrika bei Mann und Weib in gleicher Weise weit verbreitet ist. Das Amt des Pfeifenstopfers ist ein eigenes hohes Hofamt. Die dem König geweihte Pfeife ist immer neu und mit der ganzen dazu gehörigen Wissenschaft aufs sorgfältigste gestopft und in Brand gesetzt. Mit gekrümmtem Rücken und indem er das rechte Knie zur Erde beugt, reicht der Chef des Hofrauchamts seinem hohen Herrn die Pfeife, das Spiel wird gerührt, das Volk jauchzt Azanga amombe! Azanga amombe! und der blaue Rauch umschwebt das Haupt des Königs. Ist der Fürst gnädiger Laune, so beschenkt er einen aus seiner Umgebung zur Auszeichnung mit der noch brennenden Pfeife, der dann im stolzen Bewußtsein der ihm widerfahrenen Ehre ernst den Rauch einsaugt. Nach dem Rauchen werden Galläpfel gekaut, die Schwarzen schreiben ihnen medizinische Kraft zu.

Als Casati in Olopo weilte, beschäftigte ein Zaubereifall die Gemüter. Die Krankheit eines Einwohners mußte Folge von Zauberei sein. Bald hatte man den Missethäter entdeckt. Unter großem Geschrei wurde er gebunden in die Wohnung des Kranken geführt. Dort sollte er durch Bier, Tabak und allerlei Speise, die man ihm auftischte, bewogen werden, den Zauber zurückzunehmen. Würde der Kranke nicht gesunden, so war dem unglücklichen Urheber, nachdem der König durch die bekannten Gottesurteile seine Schuld festgestellt, der Tod gewiß.

Auch Tiere werden für ihre Handlungen verantwortlich gemacht. Das erinnert an die Bestimmung des mosaischen Gesetzes: Wenn ein Ochse einen Mann oder Weib stößet, daß er stirbt, so soll man den Ochsen steinigen und sein Fleisch nicht essen; so ist der Herr des Ochsen unschuldig. Ist aber der Ochs vorhin stößig gewesen, und seinem Herrn ist's angesagt und hat ihn nicht verwahret, und er tötet darüber einen

Mann oder Weib, so soll man den Ochsen steinigen und sein Herr soll sterben. Wird man aber ein Geld auf ihn legen, so soll er geben, sein Leben zu lösen, was man ihm auflegt (2. Mos. 21, 28—30). Es war ein Bock entlaufen und von einem Hunde verfolgt worden. Der Bock versetzte dem Hunde einen Stoß mit seinen Hörnern, so daß der Hund, das teure Besitztum eines mächtigen Mannes, kurz darauf verendete. Der ernste Fall wurde besprochen, klar gelegt und dem Gericht des Königs unterbreitet. In Gegenwart seines Opfers wurde der arme Bock zum Tode des Kehlabschneidens verurteilt. Das Fleisch der beiden Tiere wurde dann verzehrt.

„Erglänzt die Sonne auch in Chartum?“ fragte eines Tages Azanga seinen Besuch.

„Gewiß.“

„Das kann nicht sein. Es wird eine andere Sonne sein.“

„Die Sonne ist aber groß und steht an solcher Stelle, daß sie Ihr Land und andre beleuchten kann.“

„Das kann ich Ihnen nicht glauben. Schon mein Reich ist so ausgedehnt, seine Grenzen so ferne; und hinter mir giebt es noch andere große und ausgedehnte Reiche, daß ich nicht zugeben kann, die Sache verhalte sich anders, als ich sie mir vorstelle.“

„Nun es sei, wie Sie wollen. Aber ich rate Ihnen, über die Vorrechte der Sonne keinen Streit zu erheben. Sie möchte darüber beleidigt sein und Sie strafen.“

Der Sprecher lachte, der König verstummte erst und sah ihn mit großen Augen an. Dann lachte er auch, aber gezwungen. Die heidnische Furcht vor den überall lauernden bösen Mächten klang daraus hervor; ohnmächtiger mächtiger König!

„Das Fleisch der Schimpansen,“ sagte Azanga eines Tages, „wird an Feinheit des Geschmacks von keinem anderen erreicht. Es ist so gut wie Menschenfleisch.“

Von dem Schimpansen fabeln die Mambetto, daß dieses Tier einst Mensch gewesen. Er war der Arbeit müde geworden und zog sich in

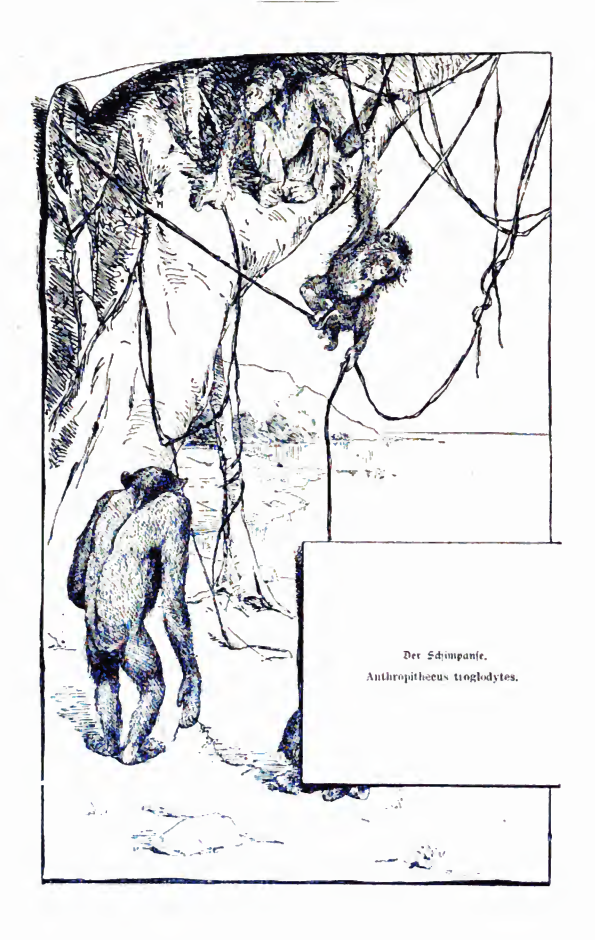
den Wald zurück, von Früchten zu leben. Darüber verlor er den Verstand und baute sich seine Hütte auf den Bäumen. Wenn es regnet, rettet er sich nicht unter sein Dach, sondern steigt auf dasselbe hinauf. Er meint, der Regen komme von unten, weil er sich vom Geräusch des auf den Boden klatschenden Regens täuschen läßt. Der Schimpanse ist tapfer und stark, seinen Jungen zu Liebe widersteht er sogar dem räuberischen Leoparden. In menschlicher Gesellschaft ahmt er seinen Herrn nach, kocht Fleisch und zieht dem Zuckerrohr seine Rinde ab. Aber er bleibt mißtrauisch und ist immer geneigt, für erlittene Neckereien oder Ungerechtigkeiten Rache zu nehmen.

Die guten Beziehungen Casatis zu Azanga hörten bald auf, weil den König die Nachricht von dem Eintreffen von Soldaten auf der Regierungsstation unter den Abarambo beunruhigte. Er erlaubte weder den versprochenen Ausflug ins Innere seines Reichs, noch die Rückkehr, ja nahm, nachdem die Forderung der Auslieferung der Waffen rundweg abgelehnt worden war, alles, was dem Reisenden gehörte, mit Gewalt weg. Dem Beispiel seines Fürsten folgte das Volk und bereitete dem Weißen allerlei Plackereien und Nachstellungen, die bis zu Angriffen auf das Leben fortschritten. Der König ließ über diese Zwischenfälle kein Wort verlauten; aber der immer wiederholten Bitte um Erlaubnis der Rückkehr setzte er ein energisches „Niemals!“ entgegen.

Da lag Azanga mit seinen Leuten eines Mittags nach scharfem Zechgelage im Schlafe; schnell erfaßte Casati die Gelegenheit und floh von einem treuen Knaben begleitet zu Kabrasà, dem Bruder des Königs, der immer großes Wohlwollen gegen den Reisenden gezeigt hatte. Kabrasà sagte seinen Schutz zu, und so konnte eine zweimalige Gesandtschaft Azangas, die Casatis Rückkehr forderte, abgewiesen werden. Nun kam er selbst, das Feuer seines Mißtrauens hatte ausgeraucht, er wünschte gute Reise und brachte Gastgeschenke.

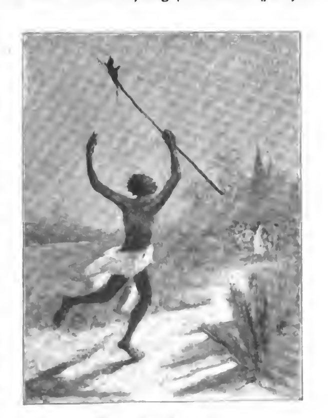
Casati brach nach Tangasi auf, wo er am 20. Dezember 1881 ankam.

Im Jahre 1882 kam Casati nach Bondimano am Bomokandi. Der Fürst Zebo leitete gerade die Totenklage um zwei seiner Brüder. Sie



Der Schimpanse.
Anthropithecus troglodytes.

waren auf einen der üblichen Streifzüge gegen die Ababùa ausgezogen, die Schar war geschlagen und zerstreut worden, die beiden Führer getötet. Nun sollte nach der Musik und dem Tanz, womit man ihren Tod betrauerte, ein Rachezug folgen; inzwischen aber hatte ein anderer Bruder, Bakangoi mit Namen, zwei Krieger abgesandt, um zwei Häuptlinge der Feinde unter der Hand abzuthun. Als Casati vierzehn Tage später mit diesem Bakangoi eine Zusammenkunft hatte, überbrachte ein Schwarzer eine Menschenhand, die an ein Stäbchen gesteckt war. „Schon gut," sagte kalten Blicks der König. Der eine Meuchelmörder hatte seinen Auftrag ausführen können und zum Zeichen dafür seines Opfers Hand gesendet.



Die aufgespießte Hand.

In Polemi, nordwestlich von Bondimano, erlebte Casati ein afrikanisches Gewitter von unvergleichlicher Furchtbarkeit. Er nennt die dortigen Gewitternächte schauerlich wie das Weltende. Zuerst hört man ein Pfeifen des Windes durch die Blätter und Bäume des Waldes. Der Wind steigert sich zum Orkan, der Regen ist ein wahrer Wolkenbruch, Blitz und Donner zucken und rollen mit elementarer Kraft. Damals mußte er mit seinen Dienern die Deckenbalken der Hütte halten, aber der Wirbelwind deckte das Haus ab, so daß die Insassen dem Toben der Elemente schutzlos preisgegeben waren. Am Morgen stieg dann die Sonne wieder strahlend empor, die Natur war so ruhig, als ob sie nie in so erschreckenden Aufruhr geraten könnte.

In Polemi gellte auch einmal noch vor der Morgendämmerung Kriegsruf von Hütte zu Hütte. Die Männer eilten bewaffnet zusammen,

die Frauen waren in Bewegung. Aber die Alarmierung galt nur gegen einen der großen hundsköpfigen Affen, die den armen Landbauern viel Schrecken und Schaden zufügen. Er war in einem Maisfeld gesehen worden und von der ganzen Mannschaft des Dorfes wurde er nun gestellt, erlegt und im Triumphe heimgeschleppt. Der König bot das Tier dem Weißen zum Geschenke an. Der Balg sei durch die vielen Wunden allzu sehr verdorben, meinte Casati, die Gabe ablehnend.

„Aber Sie sollten es essen. Es hat ein ganz besonders gutes Fleisch," entgegnete der König.

„Ich danke. Wir pflegen uns nicht von solchen Tieren zu nähren."

„Sie haben unrecht. Das Fleisch des woquo ist das beste nach dem Menschenfleisch."

Casati lächelte. Da hatte er das zweite freiwillige und klare Bekenntnis über den Geschmack der Menschenküche.

Von Polemi reiste Casati nach Nagugo in der Nähe des Maqua, dann ging's in südwestlicher Richtung wieder an den Bomokandi, der Fluß wurde überschritten und am Flusse Mambana das Gebiet Bakangois betreten. Zehn Tage genoß der Reisende des überaus zuvorkommenden Königs Gastfreundschaft, die Geschenke des Europäers vergalt er durch Geschenke an Waffen und Geräten seiner Heimat.

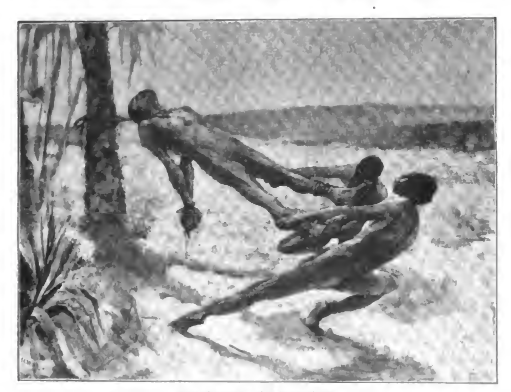
König Bakangoi besitzt eine überaus große Wohnung, denn die Zahl seiner Weiber beträgt wohl fünfhundert. Die Lieblingsfrauen behält er für immer, die minder Begünstigten bleiben bei ihm zwei Jahre, dann werden sie an des Königs Gefolge abgegeben. Dann müssen mit den Müttern auch die kleinen Mädchen das Vaterhaus verlassen, aber die Knaben behält der Vater — afrikanisches Familienleben!

Der König hat sich in den Ruf eines strengen und grausamen Herrschers gesetzt, und weil ein König für um so mächtiger und energischer gilt, je mehr er Leute tötet, weil auch das Verhältnis der Unterthanen zum Herrscher nur von der Furcht regiert gewünscht wird, so bestraft Bakangoi das kleinste Versehen mit dem Tode. Der Tod der Erdrosselung wird auf eine besonders barbarische Weise herbeigeführt. Man

bindet den Verurteilten mit dem Halse an einen Baumstamm und dann zieht man an seinen Füßen so lange, bis er unter schrecklichen Qualen das arme Leben aushaucht.

Casatis Absicht war, sich an den Maqua durch die Länder der Ababùa und der Idio zu begeben. Aber seine Bitten halfen nichts; ja nicht einmal die Aussicht, ein Schießgewehr zu bekommen, beugte den Häuptling.

„Wissen Sie denn nicht, daß die Ababùa sehr wild sind?"



Hinrichtung durch Erdrosselung.

„Ich weiß es wohl; allein deshalb fürchte ich mich nicht."

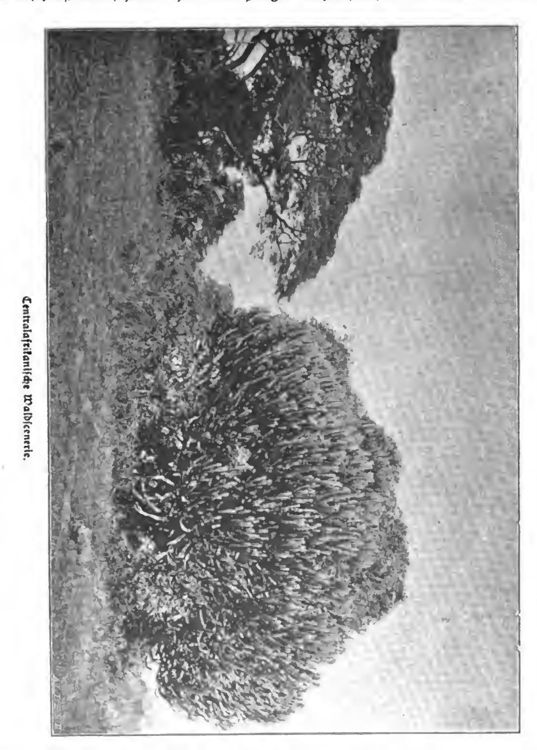
„Wenn Sie sich nicht fürchten, so macht das mir große Furcht."

„Warum sollten Sie sich um das Gedanken machen, was mir zustößt?"

„Wenn Sie getötet werden, werden Ihre Freunde kommen, um mich zu bekriegen, und mich beschuldigen, daß ich die Ursache Ihres Todes gewesen bin."

Casati sah ein, daß es unnütz sei, auf seinem Vorhaben zu bestehen, und beschloß nun die östlich gelegenen Gegenden zu besuchen, die eben-

falls von Sandeh bewohnt werden. Der König war erfreut über diesen Entschluß und schenkte ihm einen jungen Schimpansen, der durch die beson-



Centralafrikanische Waldscenerie.

dere Kühnheit seiner Räubereien in Erstaunen setzte. Er konnte im vollsten Laufe fliehen und dabei zwischen Hüfte und Schenkel einen Maiskolben festhalten, ohne ihn zu verlieren.

Achtes Kapitel.

Casati durchzog vom Mambana-Fluß aus das Gebiet der Sandeh, überschritt den Poko und gelangte über eine größere Anzahl Stationen nach Ndubala, der Residenz des großen Sandeh-Fürsten Kanna.

Als die Kunde von Centralafrika noch ganz nebelhaft war, wurde schon von einem Volke erzählt, das alle Vorstellungen der Wildheit in sich vereinigen sollte. An den Lagerfeuern der Araber und der sudanischen Stämme nannte man das Volk Niam-Niam, was in der Dinka-Sprache Fresser, Vielfresser bedeutet; es wurde damit auf den Kannibalismus des Volkes angespielt. Sich selber aber nennt der Einzelne Sandeh, sein Volk A-Sandeh, so daß A den Plural bezeichnet. Wahr ist in der That, daß im Vergleich zur fremdartigen Wildheit der Sandeh alles, was man sonst in Afrika an grotesken Erscheinungen zu sehen bekommt, sich nüchtern und kultiviert ausnimmt; ein Sandeh ist aus hundert Negern herauszukennen.

Die Sandeh sind meist von mittlerer Statur und haben eine breite Stirn und rötlich-braune Hautfarbe, zumeist von dem matten Glanze der Tafel-Chokolade. Einige pflegen die Haut durch Einritzung zu tättowieren, die meisten färben sie mit Pflanzensaft schwarz; die Zeichnungen sind aus Punkten und Linien zusammengesetzt. Die Kleider reichen von der Hüfte bis an die Knie und sind aus geklopfter und gepreßter Baumrinde gefertigt, also denen der Mambetto gleich, nur sind sie unvollkommener in der Technik. Ihr Haupt wissen die Sandeh auf immer neue und auffallende Arten zu frisieren und schmücken es mit einem aus Kräutern gewobenen Hut, der Ähnlichkeit mit unsern Blumentöpfen hat.

Die Weiber wickeln ihr Haar vermischt mit falschem Haar oder mit Kräutern zu Büscheln auf, die sie fast wie Kronen auftürmen, und binden sie mit rotgefärbten Streifen; ein Netz aus diesen Streifen umgiebt die Stirne und fällt den Nacken hinab, in ganz zierlicher Art gerollt. Alle Weiber färben sich die Haut mit Pulver aus rotem Holz und mit Öl, das sie aus einer Waldbeere gewinnen.



Sandehneger.

Die Frauen wie die Männer stecken in die Haare Nadeln von Elfenbein, Eisen, Knochen von Schimpansen und auch Menschen; am Arme, am Halse, an den Füßen tragen sie Kettchen, Armbändchen und Eisenreife.

Die Bewaffnung besteht aus Schilden von fast elliptischer Form, die aus Weiden geflochten sind, aus Lanzen und langen Messern. Die

Sklaven führen Bogen und Pfeile. Die Sandeh sind Krieger und Jäger, offenen und lenksamen Gemüts, höflich, gastfreundlich und gesprächig. Die Sorge für das Haus und den Feldbau gehört den Frauen; die Männer knüpfen Jagdnetze, bearbeiten Elfenbein und Nadeln, schmieden das Eisen und gravieren es, flechten Strohhüte, Körbe und Gürtelstricke. Sie fertigen auch Betten und Schemel, aber in sehr roher Weise; diese



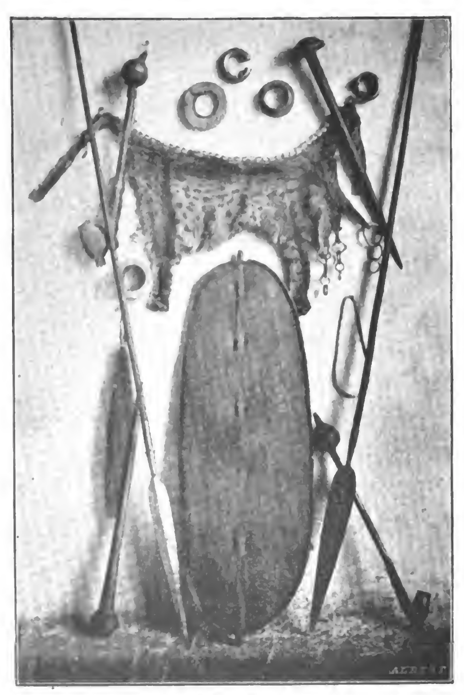
Sandehneger.

Geräte sind weit davon entfernt, die Eleganz der Form und Sauberkeit der Arbeit zu erreichen, die man in Mambettu findet.

Das Fleisch der Verstorbenen, vornehmlich der im Kriege Gefallenen, ist ein Leckerbissen und der Lieblingsschmuck der Tafel. Auf Frauenraub auszugehen, ist eine Lieblingsbeschäftigung der Krieger.

Die Sandeh sind achtungsvoll, soweit man so sagen darf, gegen den

König und Persönlichkeiten in hoher Stellung. Wenn sie sich vorstellen, beugen sie sich und gehen mit gebücktem Rücken; dann bleiben sie mit gebeugtem Knie stehen; wenn sie sich entfernen, was wieder in gekrümmter



Sandehwaffen.

Haltung geschieht, bücken sie den Rücken und erheben sich erst wieder, wenn sie in weite Entfernung gelangt sind.

Wenn die öffentlichen Vereinigungen stattfinden, kommt jeder Häupt-

ling mit seinen Kriegern, welche, ehe sie Stellung nehmen, kriegerische Spiele aufführen, indem sie Angriffe und Kämpfe mit seltener Beweglichkeit und Gewandtheit nachahmen. Wenn sie sich dem König vorstellen, erheben sich die Umstehenden und stoßen den Begrüßungsruf: Bia muie kon — Guten Tag, König! — aus; die Alten ihrerseits neigen sich auch mit den Worten: Bia mipe kotirò — König, wir grüßen Dich! Einen ähnlichen Gruß gebrauchen sie auch, wenn er hustet oder niest. Bei den Versammlungen unterbricht eine Weiberschar, die hinter dem Redner steht, bisweilen die Rede, um lautschallende Rufe in langgedehnten Trillern auszustoßen.

Das Lieblingsinstrument der Sandeh ist die geniba. Sie besteht nach Art unsrer gestimmten Glas- oder Stahl-Harmonika aus einer gewissen Anzahl Tasten, welche mittelst Stöckchen, die mit Kautschuk überzogen sind, zum Klingen gebracht werden. Resonanzboden ist ein Kürbis. Ein geschickter Künstler entlockt ihr ziemlich gefällige und zarte Melodien.

Sehr beliebt, ebenso wie bei den Mambetto, ist auch die Mandoline. Sie hat gewöhnlich fünf Saiten, welche aus zusammengeflochtenen Pflanzenfasern bestehen und oben an Wirbeln befestigt sind. Casati gedenkt eines Sängers, der mit Ausdruck ein elegisches Lied zur Mandoline zu singen verstand. Er beklagte die verlorene Geliebte: „Ich bin allein; ich habe dich verloren, o Kalamassita. Mi schungo iole dète; Sanga badi ale, Kalamassita.“ Niemand im ganzen Lager wagte es, diesen Gesang zu unterbrechen.

Die Söhne edler Herkunft trachten nach dem Ruhme guter Sänger und Spieler, die Mandoline begleitet sie ebenso in die Gesellschaften, wie in den Krieg, ein Instrument von schönen Formen zu besitzen, ist ihr ganzer Ehrgeiz.

„Vergegenwärtigen wir uns — schreibt Schweinfurth — noch einmal die äußere Erscheinung des Niamniam, wie er im seltsamen Waffenschmuck, die Lanze in der einen, das (!) mit dem Kreuze gezierte Schild und die Zickzackwaffe (Trombask) in der andern, den Dolch im Gürtel, um die Hüfte mit langschwänzigen Fellen geschürzt und mit



Sandehsänger.

den Trophäen, die er seiner Jagd- und Kriegsbeute entnommen, den aufgereihten Zähnen der Erschlagenen geziert auf Brust und Stirn, in herausfordernder Stellung dem Fremden entgegentritt, die langen Haarflechten ihm wild um Hals und Schultern fallen, wie er mit weitaufgerissenen Augen die dicken Brauen furcht, im Munde die blendende Reihe spitzer Krokodilzähne hervorleuchten läßt — so haben wir in seinem ganzen Wesen alle Attribute einer ungefesselten Wildheit, so recht entsprechend den Vorstellungen, welche unsere kühnste Phantasie an die Person eines echten Sohnes afrikanischer Wildnisse zu knüpfen vermag, und wir begreifen leicht den tiefen Eindruck, welchen jede Begegnung mit den Niamniam auf das phantastische Gemüt der sudanischen Araber hervorzurufen nicht verfehlte. Ich habe wilde Bischaren und andere Beduinen der nubischen Wüsten gesehen, habe den stolzen Kriegsschmuck der Abyssinier bewundert und meine Blicke an den aalglatten Gestalten berittener Baggara-Araber geweidet, nirgends aber kam mir ein Volk in Afrika unter die Augen, welches in allen Stellungen, im Gange, wie in der ganzen Körperhaltung, in so hohem Grade seine Vertrautheit mit Krieg und Jagd verraten hätte, wie diese Niamniam."

Schweinfurth berichtet auch, daß die Niamniam keinerlei eigentlichen Kultus besitzen, aber ein eigentümliches Augurium. Aus einem gewissen Holz wird eine Bank mit vier Füßen geschnitzt, die eine glatte, ebene Oberfläche haben muß. Man benetzt die Holzfläche mit ein paar Tropfen Wassers und beginnt einen Pflock aus demselben Holze mit der ganzen Kraft der Faust auf der Bank hinundherzuschieben, was der Hantierung des Tischlers an der Hobelbank sehr ähnlich sieht. Rutscht der Pflock leicht hin und her, so ist das Glück für ein bevorstehendes Unternehmen, für das man das Orakel befragt, unzweifelhaft. Ist die Bewegung des Pflockes auf die Dauer nicht möglich, denn der Pflock haftet nach der Meinung der Niamniam zuweilen so fest an der Bank, daß nicht zwanzig Menschen ihn zu bewegen vermögen, so ist das ein übles Vorzeichen. Dieses Hin- und Herrutschen nennen sie borru, und da sie diesen Ausdruck auch auf das Beten der Mohammedaner ausdehnen, so zeigen

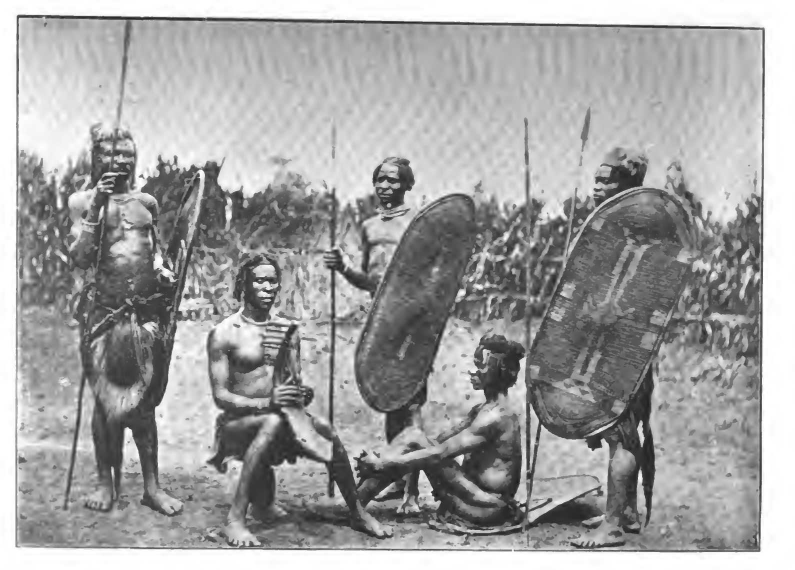
sie damit an, daß es bei ihnen wirklich als eine religiöse Handlung betrachtet wird, ja einzelne gaben sogar auf die Frage, was in der Niamniamsprache Beten heiße, geradezu an: „Wir machen nur so", dabei die Bewegung des Hobelns ausführend.

Wie die Mambetto ihren Munza hatten, so die Sandeh ihren Ntikima. Sein Vater hieß Ndeni und lebte am Hofe eines Fürsten der Idio. Dieser Fürst verurteilte Ndenis Bruder zum Tode und betrübte Ndeni dadurch aufs tiefste. Er zog mit einer Schar Getreuen ins Elend zu den Ababüa. Aber das Glück lächelte ihm auch da nicht. Er wurde zugleich mit seinen Gefährten auf barbarische Weise hingemordet. Ndenis Sohn Ntikima sah seines Vaters Schmerz und seinen Auszug in die Fremde und hörte von seinem Tode, er schwieg und duldete, denn er war ein Knabe. Als er aber ein Mann ward, durchzog er rächend das Land der Ababüa und erst, als er auf des Vaters Grabe stand, war sein Rachedurst gekühlt.

Der Ruf seiner Thaten flog bald in sein Geburtsland, und viele Idio, die sich für den jungen Helden begeistert hatten, eilten, sich mit ihm zu verbinden. Nachdem er an Leuten und Waffen stark geworden war, wandte er seinen Blick nach Osten, besiegte und überwältigte nacheinander die Abisanga, Abarambo und Akka. Auch die Mambetto bekriegte er mit günstigem Erfolge, und in den Kämpfen, die sich eine Reihe von Jahren hinzogen, begründete er das Reich der Sandeh in den von dem Maqua und dem Bomokandi bespülten Ländern.

Endlich zog er sich eines von beständigen Kriegen und unablässigen Mühen erfüllten Lebens müde nach Ndubala zurück und teilte, weil er sich alt und in seiner Gesundheit erschüttert fühlte, das Reich unter seine ältesten Söhne Mandschi, Bakangoi, Kanna u. a., die jüngeren Söhne wurden Großwürdenträger der älteren Brüder. Im Jahre 1868 starb Ntikima.

So gewaltig groß war der Ruhm dieses Mannes, daß die Medsche, als sie von seinem Tode hörten, ins Land fielen, um den Leichnam samt allem, was mit ihm begraben worden war, als einen Fetisch sonder



Sandehneger.

Gleichen an sich zu bringen. Aber Mandschi und Kanna verbanden sich mit König Munza und jagten den Räubern die kostbare Beute teilweise wieder ab. Der wiedererlangte Teil der Gebeine Ntikimas wurde in einer hölzernen Truhe geborgen, die in einer Hütte von fünfundzwanzig Jungfrauen gehütet wird, welche auch ein Feuer beständig zu unterhalten haben. Mit Sonnenaufgang wird der Boden der Hütte mit Wasser gereinigt, am Abend legt man Speisen im Überfluß nieder, die dann andern Tags unter die Bevölkerung verteilt werden. Die Gebeine des Toten werden begeistert verehrt. Bricht eine der schwarzen Vestalinnen das Gelübde jungfräulicher Keuschheit oder läßt sie das heilige Feuer erlöschen, so ist der Tod ihre Strafe.

Von Ntikimas Söhnen, die freilich nicht einträchtig bei einander wohnten, genoß der durch Eigenschaften des Geistes und Herzens ausgezeichnete Mandschi des mächtigen Munza Freundschaft und Achtung. Nach Munzas Tod fiel Mandschi durch die Hand Nessugos. Bakangoi und Kanna waren es, die sich nunmehr aus der großen Schar der fünfzig Brüder als die mächtigsten und stärksten erhoben.

Als Casati in Ndubala weilte, machte er mit König Kanna Blutbrüderschaft. Es ist nämlich ein allgemeiner Brauch bei den afrikanischen Völkern, zum Zeichen des Bündnisses oder der Freundschaft Blut zu tauschen. Die Mambetto saugen sich wechselseitig zwei kleine in den Arm geschnittene Wunden aus, in Unjoro taucht man zwei Kaffeebohnen in das Blut und ißt sie dann, bei den Sandeh wird von der einen Wunde nur Blut in die andere übertragen.

Eines Abends, da Kanna sich längere Zeit mit Casati unterhalten hatte, erhob er sich, um heimzugehen.

„Ich möchte von Ihnen eine Gunstbezeugung,“ sagte er noch.

„Verlangen Sie! Einem bia (König) schlägt man nichts ab.“

„Ich hätte den Wunsch, mit Ihnen ein Bruderschaftsbündnis einzugehen.“

„Ich nehme es an, und zwar gerne.“

„Ich danke Ihnen; ich hätte gedacht, Sie schlügen es mir ab.“

„Warum sollte ich einem derartigen Wunsche Ihrerseits entgegen sein?"

„Weil Sie jeden Tag sagen, Sie wollten mich verlassen."

„Aber ich habe doch viele andere Länder noch zu sehen und viele andere noch zu besuchen. O, ich wünschte nur, daß alle sich so freundlich gegen mich erzeigen möchten, wie Sie es sind."

„Nun also — morgen!"

Beim Grauen des folgenden Tages nahm der Hofstaat des Königs, die Weiber, eine große Masse Krieger und Volk im weiten für die festlichen Versammlungen bestimmten Hofe Platz. Der Blutaustausch ging unter dem Wirbeln der Trommeln und dem tollen Beifallsrufen der Umstehenden vor sich. Kanna hatte einen unerhörten Triumph erreicht, er war Verbündeter und Freund der Weißen geworden.

Ein hervorstechender Charakterzug Kannas ist seine Verehrung der verstorbenen Glieder seiner Familie. Wie er die Gebeine seines Vaters sorgfältig hütet, so die seines Großvaters und seines Bruders Mandschi. Sei es nun Ausfluß dieses Ahnenkultus, sei es schlaue Rechnung mit des großen Ntikima unsterblichem Namen, jedenfalls spricht Kanna zu seinem Volke: „Ntikima ist Euer König; ich regiere auf seinen Befehl, nach seinem Willen." So war Casati Zeuge, wie der König in einer großen Volksversammlung angesichts der väterlichen Grabtruhe den versammelten Haufen Schwachheit und Mangel an Kriegslust vorwarf. Die im letzten Kriege gezeigte Feigheit müsse in einem neuen Kriege gegen Azanga wettgemacht werden. Schließlich verkündete er seines Vaters vorläufigen Befehl zu einer großen Jagd. Am andern Morgen brach der König zu Ehren seines Vaters mit fünfhundert Jägern auf, nach fünf Tagen kam der Zug mit zweihundertfünfzig erlegten Gazellen wieder heim.

Auf dem Rückwege von Ndubala nach Tangasi mußte der Reisende hartnäckiger Regengüsse halber oft Halt machen. In diesen Tagen gezwungener Muße lauschte er mit Vorliebe den Gesprächen des Gefolges, das ihm der König gestellt hatte. Das Hauptthema war die Erzählung von allerlei Fabeln, von denen er uns zwei wiedergegeben hat.



König Kanna beschwört sein Volk bei den Gebeinen seines Vaters.

Der Elefant und die Spitzmaus.

Unterwegs traf der Elefant die Spitzmaus. „Geh mir aus dem Wege!“ rief dieser. „Ich bin der größere, und dir als dem kleineren kommt es zu auszuweichen,“ versetzte der Elefant. „Verflucht seist du, und das hohe Gras soll dir die Beine umstricken!“ erwiderte zornig die Spitzmaus. „Und du sollst sofort den Tod auf den Straßen finden!“ sagte der Elefant, indem er mit seinem gewaltigen Fuße nach ihr trat. Die beiden Verwünschungen fanden ihre Erfüllung. Seit jenem Tage bringt sich der Elefant Wunden bei, wenn er durch die Gräser läuft, und die Spitzmaus findet ihren Tod, wenn sie über die Straßen eilt.

Der tote Mann und der Mond.

Ein alter Mann sah einen Toten, auf welchen der Schein des Mondes fiel. Er rief eine große Anzahl Tiere zusammen und redete sie also an: „Wer von euch als tapferen Leuten will es auf sich nehmen, diese Leiche auf das entgegengesetzte Flußufer zu tragen, und wer den toten Mond?“ Zwei Arten von Kröten meldeten sich; die eine mit den langen Beinen übernahm den Mond, die andere mit den kurzen Beinen den toten Menschen. Der Trägerin des Mondes gelang ihr Unternehmen; diejenige des Menschen aber ertrank infolge der Kürze ihrer Beine. Und das ist der Grund, weshalb der tote oder untergegangene Mond immer wieder erscheint, der Mensch dagegen, wenn er einmal tot ist, nicht mehr zurückkehrt.

Wir müssen der weiteren Gestaltung der kriegerischen Verwicklungen gedenken, die am Maqua und Bomokandi begonnen hatten, sich abzuspielen. Wir wissen, daß das Land Mambettu von der Provinz Bahr-el-Gazal zur Provinz Äquatoria mit der Hauptstadt Ladò geschlagen worden war und daß Mambanga, König der Abisanga, das neue Regiment nicht anerkennen wollte. Die Regierungstruppen wurden von einem Buben erster Sorte geführt, dem Kapitän Hawask Montasser, der allerlei Schändlichkeiten halber schon unter Anklage gestanden hatte, aber doch wieder Offizier geworden war, wie die ägyptische Wirtschaft das möglich

machte. Die ägyptischen Truppen sollten die Brauchbarkeit der Wege und die Möglichkeit des Reisens sichern, aber Hawask Montasser übte überall Gewalt und Grausamkeit gegen die Eingebornen. Mambanga wurde besiegt und mußte fliehen. Casati traf ihn nicht weit vom Bomokandi auf dem Wege zu Azanga begriffen. Nur einen Becher, aus dem Schädel eines besiegten Araberführers gefertigt, und ein Messer, das bei dem blutigen Werke gedient hatte, nannte der so reiche König noch sein eigen, nur wenige seiner Leute waren ihm treu geblieben. Später erfuhr Casati, daß Mambanga, durch die rein zufällige Begegnung erschreckt, in der Angst, daß ihn die Truppen noch weiter verfolgen möchten, sofort einen Boten an seinen Oheim Azanga gesandt habe, um von ihm die Erlaubnis zu erwirken, den Weißen abthun zu dürfen. Der König aber antwortete: „Ich habe dem Weißen mein Wort gegeben, daß ich ihn in vollster Sicherheit nach Tangasi zurückkehren lasse, und, beim Andenken Munzas, mein Versprechen darf nicht verletzt werden." So hat der Grundsatz: Ein Mann ein Wort, der im christlichen civilisierten Deutschland vielfach anfängt, Phrase zu werden, einen Hüter in einem Häuptling der Wilden gefunden. Das geschah gegen Ende 1881.

Auch Azanga wurde im Sommer 1882 von dem Kapitän überrumpelt, er unterwarf sich ohne Kampf. Durch ein großes Fest wurde der Einzug Hawask Montassers in Olopo gefeiert; unter das Volk wurden Fleisch, Bananen und Bier verschwenderisch verteilt, der Ägypter saß an des Königs Tafel, Azanga war durch die glatten Worte und schmeichelhaften Versprechungen, die er zu hören bekam, mit seinem Schicksal schon halb ausgesöhnt. Nun steht der Befehlshaber auf, reicht Azanga die Hand und kehrt in die ihm angewiesene Wohnung zurück.

Aber auf dieses verabredete Zeichen werfen sich die bereitstehenden Schergen auf den König. Azanga greift nach seinem Tombask, aber er wird von der Übermacht entwaffnet und in die Sklavenfessel der Holzgabel am Halse gelegt. Man sagt, daß Zangara, der Bambakönig aus Tangasi, der nur mit Widerwillen und aus Furcht vor Verfolgung sich dem Zuge angeschlossen hatte, entrüstet ausrief: „Einen König tötet man;

man erniedrigt ihn nicht und tritt ihn nicht auf solche Weise in den Staub."

Zu gleicher Zeit richtete Mambanga, der mit den Fremden unter einer Decke spielte, weil er des gastfreundlichen Oheims Thron erben wollte, unter den Höflingen und Frauen Azangas ein großes Blutbad an. Höher als auf dreihundert belief sich die Zahl der Opfer. Mam-



Dr. Junker.

banga wurde als Herr des Landes eingesetzt, eine Station von Arabern dort errichtet, der unglückliche Azanga aber nach Tangasi geschleppt.

Der Gouverneur von Ladò hatte kaum das eigenmächtige Vorgehen seines Kapitäns erfahren, als er ihn und seinen Eingeber, einen Schreiber schlimmster Art, abberief. Auch Dr. Junker machte einen Bericht über die Vorgänge im Maqua-Gebiet nach Ladò, dem Casati eine Bestätigung

von seiner Seite beifügte. Der Gouverneur war der berühmte Dr. Emin Pascha.

Im November 1882 entschloß sich Casati, in jene Gegend, die er wegen des eingetretenen Mißtrauens von seiten Azangas nur unzulänglich hatte durchforschen dürfen, eine zweite Reise zu unternehmen.

Die angeborene Wildheit der Medsche hatte sich wesentlich gemildert; von gerechtem Unmute über die neuesten Umwälzungen ergriffen, hegten sie nur Wünsche für die Rückkehr ihres Königs und die Entfernung Mambangas. Bereit, lieber den Kampf mit den Waffen aufzunehmen, als sich der Herrschaft jenes Verräters zu fügen, hatten sie sich, da die kleineren Dörfer niedergebrannt waren, in Stellungen zurückgezogen, die durch Zäune abgeschlossen und mit Gräben verteidigt waren. Die über lange Strecken hin verwüsteten Ländereien, die aufgerissenen und mittelst gefällter Bäume unbegehbar gemachten Straßen, bewaffnete Krieger auf allen höher gelegenen Punkten boten das Bild eines Volkes, das entschieden ist, alles für seine Unabhängigkeit zu opfern. Eines Tages traf Casati mit Danga, dem erstgebornen Sohne des gefangenen Königs zusammen.

„Ich danke Ihnen,“ sagte der Reisende, „daß Sie mir die Möglichkeit gewährt haben, Ihr Land zu besuchen.“

„O, Sie sind unser Freund. Wir haben weder Furcht noch Mißtrauen, wenn Sie hier sind.“

„Und doch wurde ich gerade in diesem Lande ehedem verdächtigt.“

„Ja, allerdings! Mein Vater hatte später seinen Irrtum zu bereuen. Er hatte damals auf die unseligen Einflüsterungen der Araber gehört, welche Sie als einen gefährlichen Spion hinstellten.“

„Nun haben Sie aber selbst den thatsächlichen Beweis, daß die Anklage ungerechtfertigt war. — Aber was denken Sie jetzt zu thun?“

„Den Krieg zu beginnen, nie aber Mambanga mich zu fügen.“

„Und wenn Sie Unglück mit den Waffen haben?“

„Das Land zu verlassen, nach Monfù zu gehen, uns dort bei den Mabode niederzulassen, zwischen uns und unsere Feinde einen infolge der

Obä[1]) schwer zu überwindenden Landstrich zu legen, oder uns auf den Höhen des Ambambulo anzusiedeln."

„Und warum wollen sie ein so reiches Land verlassen?"

„Was bleibt uns anderes zu thun übrig? . . . Doch wir hoffen, siegreich aus dem Kampfe hervorzugehen."

„Und wenn ich Ihnen einen Rat geben, wenn ich Ihnen eine gute Idee beibringen würde, wenn ich Ihnen behilflich wäre, sie durchzuführen, wären Sie bereit, mir Glauben zu schenken?"

„Sprechen Sie, ich höre auf Sie; aber es wird bereits schwierig sein, einen andern Weg einzuschlagen."

„Hören Sie mich denn. Sie würden sich dem Haupte der Araber vorstellen . . ."

„Niemals! Er ließe mich töten."

„Das wird er nicht thun. Ich garantiere Ihnen dafür."

„Ach, Sie kennen ihn noch nicht."

„Unterbrechen Sie mich nicht. Hören Sie mich bis zum Ende an. Und dann sagen Sie mir Ihre Ansicht."

„Gut!"

„Sie werden sich also dem Haupte der Station vorstellen und den Akt der Unterwerfung unter die Regierung vollziehen. Sie werden als Bedingung aufstellen, von Mambanga ganz unabhängig zu sein, der nur seinen Abisanga befehlen darf. Sie werden sich bereit erklären, Lebensmittel, Stroh und Holz je nach den Bedürfnissen der Soldaten zu liefern."

„Und glauben Sie nicht, daß man mich, wenn ich so spreche, festnehmen wird?"

„Nein, weil ich Sie begleiten werde und mein Wort ohne Einwurf gehört werden wird. Ich bin der Bruder des Pascha; er will keine Ungerechtigkeit, und wenn er meine Briefe erhält, wird er Ihren Vater befreien und ihn wieder zum Haupte des Landes machen."

---

[1]) Ströme, die oberflächlich mit dichter Pflanzendecke belegt sind, so daß sie der Wanderer oft nicht bemerkt, wobei er Gefahr läuft zu versinken.

„Nun denn, wann wollen wir zur Station gehen?"

„Morgen, wenn Sie wollen."

„Morgen."

Die Expedition wurde ausgeführt. Emin gab später Azanga die Macht zurück und bestrafte Mambanga mit dem Tode. Er war von einem Helden, der für die Freiheit und Unabhängigkeit seines Volkes stritt, allmählich zum niedrigen Verräter herabgesunken.

Die Strapazen, die Casati bei seinem Aufenthalte in jenen Gegenden zu erdulden hatte, werden durch einen kleinen Vorfall aus dieser Zeit bedeutsam ins Licht gestellt. Mehr als vierundzwanzig Stunden hatten er und seine Diener gehungert, als das Gespräch mit Danga stattfand. Sein Akka mit der ganzen unersättlichen Freßgier seines Stammes hatte sich besonders bitter beklagt. Aber das verwüstete Land bot ja weit und breit keinen Bissen Eßbares. Da sandte Danga auf das erfreuliche Gespräch hin ein reiches Abendbrot. Der Akka schlang, allen Warnungen unzugänglich, so viel hinein, daß er nachts von seinem überfüllten Bauche gequält wurde und fortwährend wehklagte und wimmerte. Endlich sank er bei einem großen Feuer zusammengekauert in den bleiernen Schlaf der Neger. Am andern Morgen hatte er eine tiefe Brandwunde am rechten Schenkel, so daß er eine Zeit lang dienstunfähig war.

Casati besuchte, nachdem er Dangas Land verlassen hatte, den Häuptling Kin in seiner Residenz Bunazza.

Kin war ein sehr neugieriger Mann voll Verlangen, alles zu sehen und auszuforschen. Das Losschießen der Flinten brachte ihn in eine Begeisterung, die sich mehr krampfhaft als wohlthuend äußerte; und doch wollte er immer wieder Schüsse hören. „Versuchen Sie es, diese Waffe loszuschießen," sagte Casati zu ihm eines Tages, indem er ihm seinen Winchester anbot.

Die nun folgende überaus ergötzliche Scene beschreibt der Reisende folgendermaßen:

„Er stand einen Augenblick im Zweifel da, dann, sei es, daß ihn Eigenliebe trieb oder das Gefühl der Neugierde den Höhepunkt erreichte,

nahm er mit ziemlicher Leichtigkeit die Waffe und legte sie an die Schulter. Ich unterstützte ihn bei dem ernsten Unternehmen, und nach Unterweisungen, Verbesserungen und wiederholtem Zögern ging der Schuß los. Der arme Mann ließ das Gewehr fallen, und mit hängenden Armen, zitternden Lippen und Augen, welche infolge der übermäßigen Aufregung unbeweglich waren, stand er mehr tot denn lebendig da. Ich glaubte, einen ungeschickten Streich gemacht zu haben, und erschrak etwas. Man kann sich so leicht mit einer Kleinigkeit in jenen Ländern Unannehmlichkeiten aussetzen. Doch lächelte ich ihn an, nahm ihn bei der Hand und



Kin versucht das Schießen.

ließ ihn einen Schluck Wasser nehmen. Mit einer anfangs zitternden Stimme, die sich aber allmählich kräftigte, lachte auch er zuletzt über die fremdartige Aufregung und wollte, daß ich ihm die Freude eines neuen Schusses machte. Ein solches Heilmittel von wenig Wert ihm zu bieten, zögerte ich keineswegs; der Kranke war in wenig Minuten geheilt. Er wollte selbst eine neue Probe machen; zwei Schüsse, dann ein dritter schufen aus jenem Manne in wenig Minuten einen Helden. Die Neuheit der Sache hatte ihn auf Augenblicke mutlos gemacht; allein der feste Wille verstand es, über die natürliche Schwäche zu triumphieren."

Casati verließ die Residenz Kins und mit Rücksicht auf die Abreise

der Boten, die der Häuptling an Danga schickte, ließ er sich herbei, nachts zu reisen.

Dem Europäer bereiteten die Nachtmärsche die größten Schwierigkeiten, die Schwarzen durchdrangen mit ihren Augen die sternenlose Finsternis und bewegten sich ebenso sicher wie am Tage. Gehör und Gesicht des Naturmenschen bleiben eben durch die beständigen Gefahren seines Lebens, die Hindernisse des Bodens, die dem Wild zu schenkende Aufmerksamkeit scharf und vervollkommnen sich. Und doch vermögen die Wilden all die Farbenabstufungen, die ihr empfindliches Auge schaut, in der Sprache nicht zum Ausdruck zu bringen: nur weiß, rot und schwarz sind die Farben, die sie kennen.

Casati besuchte auch Nebetto, wo Karanga als König herrscht. Dort stieß er einmal auf eine Gruppe bewaffneter Leute. Es handelte sich um eine Operation. Die Kranke war eine Frau aus dem Stamme Monfü, an Jahren vorgerückt, mager, was man nur so heißen kann, und überreich an Falten. Ihre rechte Hand war durch eine Geschwulst entstellt. Der geschickte und mutige Operateur schnitt, mit einem kleinen Messer bewaffnet, lange Öffnungen nach allen Richtungen ein, aus denen in Massen das rote infizierte Blut strömte. Die kranke Hand wurde unbeweglich ausgestreckt, da gab es keine Hilfe eines Assistenten, die Alte rauchte vielmehr in allem Frieden und aller Ruhe aus ihrer langen Pfeife. Welche Gleichgiltigkeit dem Schmerze gegenüber, der gewiß heftig sein mußte! Oder ist es wahr, was z. B. Junker und andere glauben, daß die Schwarzen mit geringerem Gefühl begabt sind?!

Neuntes Kapitel.

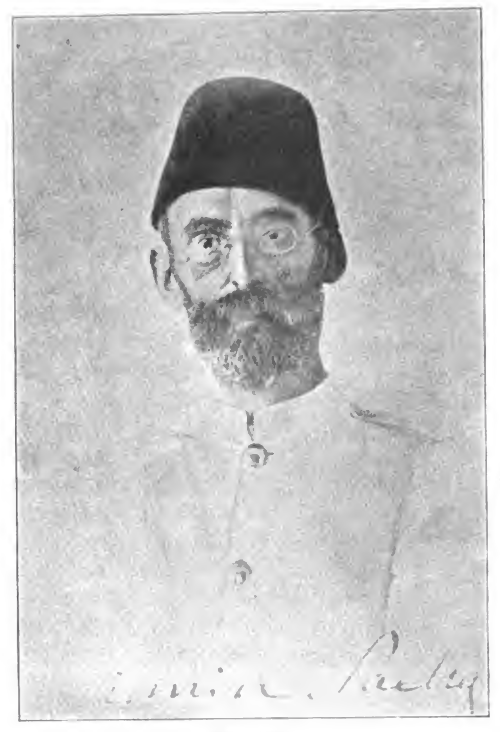
Die ersten Fremden, die in die Maquagegenden vordrangen, waren Sklaven- und Elfenbeinhändler, die ersten Europäer der Deutsche Schweinfurth, der Italiener Miani, dann Dr. Junker und Casati. Miani liegt auch in Mambettu bei Tangasi, in der nächsten Nähe von Munzas einstiger Residenz begraben. Munza ließ dem Weißen den langen Bart abschneiden und zu einem Stricke flechten, den er stets am Gürtel trug; es sollte ein Zeichen der Liebe und Achtung für den Verstorbenen sein.



Miani.

Den Weg in die Maquagegenden nahm man von Norden her; auf dem gangbarsten über Ajak am Flusse Rohl, Amadi und durch das Gebiet der Abakà haben wir Casati begleitet. Auch als man anfing, von Osten her das Land zu betreten, brachte es die Gewohnheit einer bekannten Route und die verhältnismäßige Sicherheit, die sie bot, mit sich, daß man von Ladò über Makraka erst zu den Abakà zog, um ins Mambettuland zu gelangen. Casati lag es schon lange im Sinn, die genauere Straße aus Mambettu den Dungu aufwärts über die Hochebene

von Tendia nach Makraka und Ladò zu versuchen. Eine wiederholte Einladung Emins nach Ladò veranlaßte ihn im Februar 1883 zur Abreise



Emin Pascha.

auf diesem Wege. Er fand die Straße ziemlich gut und bequem und nicht von Bächen und Sümpfen unterbrochen. In Tendia langte er am zwölf-

ten Tage von Tangasi aus an. In Ladò wurde er von Emin freundlich aufgenommen und dessen Gast.

Es waren ungeheure Strapazen, die Casati hinter sich hatte. In Innerafrika gehen Pferd, Kamel und Rind unter dem Biß der giftigen Tsetsèfliege zu Grunde, alle Lasten werden auf dem Kopfe von Menschen getragen. Es kostet nun manchen Tropfen Schweiß und keine kleinen Geduldsproben, bis man die Träger zusammen hat und das große Material in lauter einzelne Traglasten verpackt hat. Die Anzahl der Träger ist nicht klein, denn was muß nicht alles getragen werden! Da sind Werkzeuge und Instrumente, Zelte, Kleider, Speisevorräte, Waffen und vor allem eine große Menge Warenballen. Man kann eben in Afrika das Reisegeld nicht im Portemonnaie oder in der Brieftasche tragen, sondern alles, was man kaufen will, muß man mit Waren bezahlen; Waren verlangen auch die Häuptlinge, durch deren Gebiet man kommt, als Zoll und zwar meist in unverschämter Menge, Waren bekommen auch die Träger als Lohn. Die Waren bestehen vornehmlich in Baumwollenzeug, aber auch in Glasperlen, Draht, Werkzeugen, Spiegeln und ähnlichen Artikeln. Die Träger aber sind eine Ursache vieler Not, da giebt es bösartige und händelsüchtige in großer Menge, auch gehen die Weiber und Kinder mit. Einmütig sind sie nur in der Faulheit und Lüge und daß sie lieber essen als arbeiten und davonlaufen, wenn es ihnen genehm ist. Und zu dem allen die Wege, die keine Straßen sind,[1]) die durchnässenden Regenschauer, dann wieder die sengende Hitze!

[1]) „Eine afrikanische Straße ist," nach Stanleys Darstellung, „meist ein Fußpfad, welcher durch das Beschreiten in der trockenen Jahreszeit eine außerordentliche Glätte und die Härte des Asphalts bekommt. Da die Eingebornen im Gänsemarsch, einer hinter dem andern, zu marschieren pflegen, ist der Weg nur 30 Centimeter breit. Ist der Pfad alt, so gleicht er einer gewundenen schmalen Gosse, die in der Mitte mehr als an den Seiten ausgetreten ist, da das Regenwetter hindurchgeströmt ist und sie etwas ausgespült hat, während die Seiten durch Humus und Staub sich erhöhen und die Füße zahlreicher Passanten Zweige und Steine weggekehrt und den Staub niedergetreten haben. Ein gerader Weg würde im Durchschnitt um etwa ein Drittel kürzer sein als der Pfad, auf welchem die Eingeborenen zu marschieren pflegen."

Casati aber hat dazu noch eine ganze Weile in jenem Gebiet ganz ohne Gefolge, ohne Mittel stand gehalten und mit den Eingeborenen gelebt d. h. oft genug gehungert; eine wirklich seltene Leistung.

Die wichtigsten Daten aus dem Vorleben Emins, dieses wirklich großen Geistes, an dem aber die Vernachlässigung der Familienbande und die geringe Bedeutung, die in seinem Leben der religiöse Faktor spielt, mißfällt, sind folgende: Im März 1840 wurde Isaak Schnitzer in Neiße als Sohn jüdischer Eltern geboren, die ihren Sohn in seinem siebenten Jahre taufen ließen. Seitdem führt er den Namen Eduard. Auf dem Gymnasium in Neiße vorgebildet und nachdem er in Breslau, Berlin und Königsberg Medizin studiert hatte, verließ er, mit seiner Familie zerfallen, die Heimat und wandte sich nach dem Orient. In Antivari und Scutari übte er seine ärztliche Praxis aus, machte als Militärarzt eine Expedition nach Syrien und Arabien mit und folgte dann einem Ruf als Leibarzt des Gouverneurs Ismail Pascha, den er zuerst nach Trapezunt und Erzerum, dann ins Exil und nach Ismails Wiedereinsetzung nach Janina begleitete. Nach dem Tode dieses seines Freundes und Gönners im Jahre 1874 heiratete er dessen Witwe Emineh, der zu Liebe er, nachdem er schon vorher, was allerdings auch bestritten wird, zum Mohammedanismus übergetreten war, seinen deutschen Namen ablegte und sich Emin, der „Getreue“, benannte. Diese Emineh war in zartem Alter als eines der vielen Kinder einer österreichischen Majorswitwe zu einer Tante nach Konstantinopel gebracht worden. Diese versorgte das hübsche Mädchen, indem sie es mit dem reichen Ismail Pascha verheiratete. Nach dem Tode desselben ging sie mit ihren Kindern, vier Sklavinnen und dem Dr. Schnitzer nach ihrer Heimat Oesterreich und wurde dort in einer Stadt, deren Namen nicht bekannt ist, mit Emin getraut. In einer anderen Stadt wurde später eine Tochter geboren, welche jetzt ein schönes Mädchen von zwanzig Jahren ist. Über die folgenden Schicksale Emins bis etwa zum Jahre 1876 ist ein Dunkel gebreitet. Er besuchte noch einmal — so viel steht fest — Deutschland und trat dann, Weib und Kind verlassend, in die

Dienste des Vizekönigs von Ägypten, der den bescheidenen deutschen Gelehrten nach dem Sudan schickte, wo Gordon sehr bald die hervorragenden Fähigkeiten des damaligen Effendi erkannte, ihn zu wiederholten Missionen nach dem Süden bis nach Uganda und Unjoro verwandte und ihn schließlich im Jahre 1878 mit dem Titel eines Bei zum Gouverneur der Äquatorial-Provinz mit dem Sitze in Ladò ernannte.

Zehn Jahre lang, die besten seines Manneslebens, hat Emin die



Ladò.

Verwaltung dieser abgeschiedenen Provinz geleitet und es verstanden, das wieder gut zu machen, was die Unfähigkeit seines Vorgängers verdorben hatte. Durch eingehendes Studium von Land und Leuten, neben dem wissenschaftliche Studien unausgesetzt einhergingen, gewann er eine eingehende Kenntnis der ihm unterstellten Gebiete und ihrer natürlichen Reichtümer. Durch eine gewissenhafte Sichtung seines Beamtenstandes zog er sich ein geschultes Personal heran, durch Gerechtigkeit in der Verwaltung und Erschließung neuer Ausfuhrquellen verminderte er die Ausgaben und vermehrte die Einnahmen der Provinz in einem Maße, daß er schon nach zwei Jahren seiner Verwaltung 300000 M. Überschuß nach

Kairo abführen konnte, während die Äquatorialprovinzen sonst beinahe das Doppelte dieser Summe an Zuschüssen erfordert hatten. Er bewies ein großes Organisationstalent, ein feines, für die Eigentümlichkeiten seiner Völker und seiner Länder empfängliches Verständnis, Eigenschaften, die es ihm allein ermöglichten, noch Jahre nach dem Fall Chartums und nachdem alle Verbindung zwischen ihm und dem Norden abgeschnitten war, seine Stellung mit gleich großem Geschick und Erfolg zu behaupten. Das Wort aus einem seiner Briefe: „Daß meine Kräfte bis zum Tod der Sache Afrikas und seiner schwarzen Kinder gewidmet sind, versteht sich von selbst," kann man als das Motto seines Lebens ansehen, freilich sollte es auch sein Leichentext werden.

Ein charakteristischer Bericht Emins über die Besitzquellen seiner Provinz Äquatoria, die unter den centralen Provinzen Afrikas hinsichtlich der Vortrefflichkeit und der Menge ihrer Erzeugnisse, ihres Wasserreichtums, ihres gesunden Klimas und ihrer Naturschönheiten gewiß eine der reichsten ist, mag hier seinen Platz finden:

„Wie bekannt, bildete das Elfenbein den Hauptfaktor im sudanesischen Budget. Das aus den bergigen und trockenen Landesteilen östlich vom Nil stammende Elfenbein ist als das härteste bekannt und darum mehr gesucht und teurer bezahlt als andere. Aber seit der Verwaltungsperiode Gordons wurde für die Folge alles Elfenbein als ausschließliches Besitztum der Regierung erklärt, während in Uganda, in Unjoro u. s. w. der Handel mit demselben frei blieb.

„Aus diesem Grunde giebt es für die Elefantenjagd keine privaten Unternehmungen, und da die arabischen und europäischen Liebhaber nie den Mut besaßen, sich in die Äquatorialländer vorzuwagen, so beschränkte sich die ganze Elfenbeinproduktion auf das, was die Neger auf ihrer Jagd mit Lanzen und mit dem Feuergewehre gewannen.

„Darum sind die Elefanten auf dem ganzen Gebiete der Provinz, die eigentlich die äquatoriale heißt, überaus zahlreich, ja an einigen Orten sind diese Dickhäuter sogar zur Landplage geworden, indessen im nördlichen Teile des Bahr-el-Gazal ein Elefant etwas ganz Seltenes ist.

„Wenn bis heute die Elfenbeinproduktion sehr reich geblieben ist, so darf man darum nicht vergessen, daß neue Länder und Strecken gegen Süd und West erschlossen wurden, und daß die Suche nach der kostbaren Ware auf Gebiete ausgedehnt wurde, die weit über das ägyptische hinausreichen. Trotzdem hat man seit einigen Jahren eine fühlbare Abminderung des Elfenbeins bemerkt.

„Die Äquatorialprovinzen schicken jährlich etwa zwölftausend Zentner Elfenbein mit einem Durchschnittswerte von dreißigtausend Pfund Sterling auf den Markt. Es läßt sich schwer sagen, wie viel hiervon das Gebiet des Bahr-el-Gazal liefert, da der größte Teil des Elfenbeins, das von dorther nach Chartum geschickt wird, nicht das wirkliche Jahreserzeugnis beziffert, sondern den Rest des Hinterlegten der alten Besitzer von seriba, wie Ziber Pascha, Ali Amuri u. a.

„Indessen wäre es irrtümlich, wollte man auf die größere oder kleinere Produktivität des Landes einzig und allein nach den Elfenbeinerzeugnissen schließen. Die Verwaltungskosten sind sehr bedeutend und müssen natürlich in dem Maße steigen, als sich neue Länder aufthun. Das unglückselige System des Staatseigentums, das im ganzen Gebiet des Weißen Nil in Geltung ist, hemmt die Kolonisation des Landes, und so wird angesichts der wachsenden Kosten eine regelmäßige und feste Erhöhung der Einkünfte unmöglich, sowohl was den Handel, als was den Ackerbau betrifft; deshalb wird bald die Zeit kommen, wo die Erzeugung des Elfenbeins die Kosten nicht mehr wird decken können.

„Ein Produkt, das noch nicht geschätzt ist, es aber bald werden wird, sowie Afrika sich dem Handel eröffnet, sind die Zähne der Flußpferde und die Hörner der Rhinozerosse.

„Diese beiden Tiere sind allenthalben in Unzahl vorhanden, und daß man sie bisher in Ruhe ließ, hat seinen Grund nur in dem Mangel an Käufern.

„Im Westen des Bahr-el-Dschebel ist der Strauß, da das Land von Wäldern bedeckt ist, ziemlich selten; östlich jedoch findet man ihn schon in Latuka in großen Truppen. Noch zahlreicher aber kommt er in den

weiten, sandigen Flächen der Langoländer vor, deren Einwohner die Federn gegen das Eisen der benachbarten Stämme eintauschen. In den großen Dörfern der Umiro[1]), die weitab südöstlich liegen, sieht man oft Ställe für die Strauße, die morgens mit den Ochsen und Eseln auf die Weide gehen und abends wieder mit ihnen heimkehren.

„Die Art der Federn ist ausgezeichnet; sie stehen um nichts den besten Federn von Kordofan nach und könnten einen wertvollen Handelsartikel bilden. Seit etwa zwei Jahren (1881) begann man die Züchtung von Straußen an den Stationen, doch hat man bis heute kein ganz genügendes Resultat erzielt, was vielleicht von dem noch zarten Alter des größten Teiles der in Gefangenschaft gehaltenen Strauße herrührt, einem Alter, das sie zur Fortpflanzung noch nicht fähig macht. Unter allen Umständen verdienen diese Versuche die allergrößte Beachtung. Der Preis eines jungen Straußes ist so niedrig und sein Aufziehen so leicht, daß das darauf verwendete Kapital sich hinlänglich lohnt.

„In den von den Schwarzen bewohnten Ländern kann man von einer eigentlichen Bienenzucht nicht sprechen, weil eine Zucht dort nicht nötig ist. Der Eingeborne beschränkt sich darauf, Körbe an die Wipfel hoher und einzeln stehender Bäume zu hängen, Körbe, die bisweilen, wie in den Ländern von Makraka und bei den Dinka, geflochten, bisweilen, wie im Süden, aus Baumrinde gefertigt sind; gewöhnlich trägt der Baum nur einen einzigen Korb, bisweilen sind es auch mehrere, doch dürfen sie nicht neben einander hängen.

„Die Bienen, froh über die ihnen gebotene Wohnung, besorgen das Übrige. Hält man nachher eine Untersuchung ab und zeigt sich, daß der Korb voll ist, so verjagt man die Bienen mittels Rauch und sammelt den Honig, dessen Güte nach Ort und Zubereitungsart vielfach verschieden ist.

„Der Honig des Landes von Makraka und jener der Dinka hat gewöhnlich eine dunkle, oft schwärzliche Farbe, weil man ihn am Feuer

[1]) Lango, Stamm der Galla.

zerläßt. Der beste von den bergigen Gegenden stammende ist überaus aromatisch und durchsichtig wie Wasser.

„Das Wachs wurde bis in die letzten Zeiten herein allgemein weggeworfen; in seltenen Fällen wurde es zu Kerzen verwertet, da sich die Neger damit begnügen, den Honig auszudrücken, worauf sie das Wachs wegwerfen; nie sah ich sie es verzehren.

„Die Honigproduktion ist sehr reichlich, und infolge davon muß es auch jene des Wachses sein; allein die Leute kümmern sich nicht viel darum, und, um die Wahrheit zu sagen, man kann es ihnen gar nicht verargen.

„Oft wurden große Massen Wachs gesammelt und in die Magazine gebracht, wo sie dann aus Mangel an Transporten nach Chartum so lange liegen blieben, bis allmählich die Würmer sie gänzlich vernichteten.

„Im ganzen Jahre 1882 kam ein einziger Dampfer in die Äquatorialprovinzen.

„Würde den Kaufleuten die Erlaubnis gegeben, Wachs zu kaufen, so würde auch die Regierung ihre Rechnung dabei finden.

„Die Häute der von den Truppen geschlachteten Ochsen würden allein schon hinreichen, um den Markt von Chartum zu füllen. Fügen wir noch jene der von Privaten verzehrten Rinder und derjenigen, welche man um ein Geringes besonders bei den Stämmen des Südens erwerben kann, an, und weiter noch die Felle von Schafen und Ziegen, die man bisher völlig unbeachtet ließ, so würde man eine unerwartet hohe Ziffer erreichen. Zwar würde der Transport die Kosten erhöhen, aber man könnte meines Erachtens teilweise abhelfen, wenn man die Häute an Ort und Stelle gerben würde.

„Kein Land ist so reich an verschiedenen und oft vorzüglichen Gerbestoffen, wie Centralafrika, und ein Versuch nach dieser Richtung hin könnte sehr einträglich werden.

„Bis auf den heutigen Tag hat man die Häute höchstens an Ort und Stelle verarbeitet oder als Packzeug verwendet ohne ihnen irgend welchen wirklichen Nutzen abzugewinnen, weil man es in Chartum nie

für angezeigt hielt, den Markt jenes Platzes mit den Produkten dieser Länder zu versehen, unter dem Vorwande, die hieher geschickten Häute fänden keinen Abgang.

„Felle von Büffeln, von großen Antilopen, von Giraffen, all das kann man leicht haben; im Lande selbst werden sie aus Mangel an Nachfrage verwendet, um Leder, Sandalen, Wasserkübel u. dgl. aus ihnen zu fertigen. Aus der Haut der Flußpferde, die man zu lange Streifen schneidet, werden Peitschen und Reitgerten gemacht[1].)

„Von Verwendung der Felle hat man hier nicht im entferntesten eine Idee. Außer den großen Raubtieren, wie den Löwen, den Leoparden und anderen Katzenarten, giebt es dort über das ganze Land hin zerstreut eine unendliche Anzahl kleinerer wilder Tiere, Zibethkatzen, Ichneumons u. dgl., deren Fell ohne Zweifel nutzbar gemacht werden könnte. Vorzügliche Pelze liefert insbesondere eine in allen großen Flüssen des Landes vorkommende Fischotter, deren Pelz an Weichheit und Schönheit jenem des Bibers gewiß nicht nachsteht.

„Ferner darf man die bunten Felle einiger Affenarten nicht vergessen, wie z. B. des colobus quereza, das gesprenkelte Fell einiger Antilopen, wie des tragelaphus scriptus, des alcelaphus bubalis, der Giraffen, des Zebra und des lycaon pictus. Alle kann man fast um nichts von den Eingeborenen bekommen und zwar in einer Menge, die jeder Nachfrage genüge leisten könnte.

„Dazu füge man endlich noch die Schafpelze und jene der Ziegen mit ihrem langen Haare, die von Mjoga und vom Lande der Lur stammen, Felle, die jenen der Angoraziege gleichkommen.

„In den Strecken des Bahr-el-Gazal ist der Besitz einer Kuh schon seit langer Zeit etwas Besonderes. Ziegen und Schafe sind hier nicht im Überflusse vorhanden, während auf dem eigentlich so genannten äquatorialen Gebiete die Bedingungen besser liegen, da hier seit vier Jahren

[1]) Heute wird dieselbe verschiedentlich zu Reiseartikeln verwendet.

Vegetationsbild aus dem Innern Afrikas.

die Streifzüge verhindert wurden, das Rindvieh in Überfluß vorhanden ist und eine rationelle Züchtung Quelle reichen Gewinnes werden könnte[1]).

„Aber im Osten und Südosten giebt es zwei andere Tiere, deren wir hier gedenken müssen — den Esel und das Kamel.

„In allen Dörfern jenes Teiles des weiten Bezirkes der Lango, der uns zugänglich ist, von Akkara bis Turkani werden die Esel in Herden gezogen, und niemand denkt daran, sie zur Arbeit nutzbar zu machen, indem man sich nur um ihre Milch kümmert. Der Esel der Lango ist von mittlerer Höhe, hat weiße Haare an den Fußgelenken und schwärzliche Streifen an den Schultern. Er ist ziemlich stark, und die Erfahrung hat gezeigt, daß er viele Jahre aushält, wenn er gut behandelt wird. In den Äquatorialprovinzen fängt man jetzt hier und dort an, ihn zu züchten, treibt Handel damit und führt ihn in Bahr-el-Gazal ein, wo er seines geringen Preises halber leicht Abnahme findet.

„Etwas mehr gegen Norden der oben erwähnten Gebiete findet man das Kamel bei den westlichen Galla. Es wird bisweilen in Herden von fünfhundert bis sechshundert Stück gehalten und nur wegen seiner Milch geschätzt; im übrigen läßt man es in einem halbwilden Zustande. Zwar sind die weiten Sandflächen jenes Landes mit ihren spärlichen Wäldern und ihren Brunnen mit salzigem Wasser zur Züchtung des Kamels überaus geeignet, aber nur wenige dieser Tiere bewährten sich, wenn wir sie nach Redschaf brachten, dort gut.

„Seit langer Zeit habe ich immer wieder darauf hingewiesen, wie vorteilhaft es wäre, hier den zahmen Büffel einzuführen; aber obwohl solche auf den Straßen von Chartum herumlaufen, war es mir bisher nicht vergönnt, einen in Besitz zu bekommen. Hier wären die nötigen Bedingungen ihres Fortkommens, nämlich die Wärme, das Wasser, der Schlamm, die bitteren Grassorten, so überreich vorhanden, und die geringen Ansprüche des Büffels paßten so sehr zu der Trägheit der Leute,

[1]) Die von den Sklavenhändlern verwüsteten Länder des Gazellenflusses wurden dann durch Gessi massenhaft mit Rindvieh versehen. Gessi hatte bei Verteilung desselben geeignete Vorkehrungen getroffen, um die Rasse zu erhalten und zu entwickeln.

daß dieser Vierfüßler den Ochsen trefflich ersetzen würde, der doch viel empfindlicher ist, während dann die reichliche Milch der Weibchen die beste Nahrung geben würde.

„Während der Handel mit lebenden Tieren, vornehmlich mit Vögeln, nach Europa an einzelnen Orten der West- und Ostküste Afrikas, angesichts der günstigen Lage einen überraschenden Aufschwung genommen hat, hat noch niemand daran gedacht, ähnlichen Nutzen aus unserem Lande, das doch so reich in diesem Artikel ist, zu ziehen.

„Wäre einmal die Schiffahrt in verständiger Weise geregelt, so würde ein derartiger Handel von hier nach Chartum und Berber und durch die Wüste nach Suakin wenig Schwierigkeit bieten. Die beständigen Nachfragen der stets wachsenden zoologischen Gärten Europas würden genügen, um diesem Handel ein Leben zu verleihen."

Der Bericht Emin Paschas giebt dann einen Überblick über das noch umfangreichere und üppigere Pflanzenreich.

„Cerealien werden in großem Maßstabe angebaut: durra (sorgum vulgare), Telabun (eleusine coracana), dokon (penicillaria sp.), Sesam (sesamum orientale). Es wäre schwer, eine auch nur annähernde Berechnung der jährlichen Getreideproduktion in diesen Gegenden anzustellen. Wenn man aber bedenkt, daß das Korn wenigstens bis zum zweiten Grad nördlicher Breite die Grundlage der Ernährung bildet, und wenn man die unendliche Masse hinzufügt, die allenthalben zur Bereitung der merissa, des Bieres der Eingebornen, verwendet wird, so wird man sich eine ungefähre Idee von der Masse des angebauten Kornes machen können. Auch darf man jenen nicht geringen Teil nicht vergessen, der von den Myriaden von Vögeln und gefräßigen Vierfüßlern verzehrt oder zerstört wird.

„Bei den geringen Preisen würde, wie ich glaube, die Ausfuhr gewinnbringend sein; in jedem Falle könnte man daran denken, das Getreide für die Alkoholfabrikation nutzbar zu machen. Eine sehr große Masse Alkohol wird alljährlich in der Gestalt von Branntwein, Likören u. dgl. von Ägypten nach dem Sudan eingeführt und hier leider nur

zu gerne verbraucht. Warum sollte man ihn nicht im Lande selber bereiten? Die bisher angestellten Versuche, ihn an Ort und Stelle zu erzeugen, haben ein geringwertiges Produkt vom Charakter des Fusels ergeben, das sich zu keinerlei Gebrauch eignet; aber bei besseren Destillationsprozessen würde man ohne Zweifel bedeutendere Resultate erzielen. Das türkische Korn, aus dem man einen besseren Alkohol gewinnt, steht vorzüglich in dem ganzen Lande, und sein Anbau nimmt zu; dazu müßte man noch viele andere Früchte, Knollengewächse u. dgl., die zu derartiger Erzeugung passen, fügen. Sir Samuel Baker konnte Branntwein aus den süßen Kartoffeln herstellen, und bei den Leuten von Zanzibar, die in Uganda ansässig sind, fand ich eine Art Bananenbranntwein stark im Gebrauche. Alle diese Getränke haben jedoch einen ihnen eigentümlichen, nicht gerade angenehmen Geruch, der aller Wahrscheinlichkeit nach von ihrer unvollkommenen Zubereitung herstammt.

„Die Versuche, Weizen zu bauen, haben bisher keine guten Erfolge gehabt; es scheint, daß der ägyptische Same für unser Klima nicht paßt.

„Auf jeden Fall bietet die bergige Gegend des Landes ein vorzügliches Versuchsfeld, besonders für den Anbau von Cerealien, und es besteht kein Zweifel, daß mit geeignetem Samen man die besten Erzeugnisse erzielen könnte. Als Beweis dessen führe ich den Anbau des Reises an, der heute bereits die Mühen des Feldarbeiters lohnt.

„Im Jahre 1878 erhielt ich von einem in Uganda wohnhaften Araber eine kleine von ihm gebaute Quantität Reis, deren ich mich zu einigen Proben bediente[1]). Der damit erzielte Reis ist sehr gut, freilich klein und etwas rötlich. Später machte ich Versuche mit ägyptischem Reis, den mir Dr. Schweinfurth und Stone Pascha geschickt hatten, und die heute angebauten Reissorten stehen nicht unter den ägyptischen.

„Wie es natürlich ist, beschränkt sich hier, wie auf der östlichen Küste, der Anbau bisher nur auf die Stationen. Die schwarze Bevölkerung

[1]) Der Anbau des Reises wurde von den Arabern Zanzibars auch in Uganda und zwar mit gutem Erfolge eingeführt.

nimmt an diesen neuen Pflanzungen keinen Anteil; was dem Vater genügte, befriedigt auch den Sohn. Sowie es ein recht seltener Fall ist, daß ein Schwarzer sich zuhause einen Vogel oder ein Säugetier hält, so scheint ihm auch die Geschicklichkeit zur Pflege und Anlage eines Gartens abzugehen.

„Vor allem Pflanzenfett wird das Sesamöl überall in großen Massen gesammelt; ein gutes Dritteil jedoch geht infolge des mangelhaften Prozesses des Ausdrückens verloren. Frisch bewährt es sich vorzüglich beim Gebrauch in der Küche; aber mit der Zeit wird es dick und nimmt einen eigentümlichen Geschmack an, der an denjenigen der Nüsse erinnert.

„An zweiter Stelle kommt ein Öl, das man von der arachis hypogaea erhält, und das dem Sesamöl vorzuziehen ist. Es ist von heller Farbe, klar und hält sich lange Zeit, ohne sich zu verändern; da es vollständig geruchlos ist, wird es als das beste unter den Speiseölen betrachtet.

„Die Arachis wird besonders ausgedehnt in den weiten Sandflächen des Landes der Dinka gebaut; die Sandeh und die Mambetto bauen sie auch mit Vorliebe, und jetzt schreitet ihr Anbau von Duflè nach Osten vorwärts, wo das Land sich hierzu eignet.

„Da das Auspressen aus dieser Nuß viel schwieriger ist als aus dem Sesam, so geht hierbei auch mehr verloren, obwohl die Frucht ölhaltiger als dieser ist.

„Eine seltsame Thatsache ist hier zu verzeichnen. Während man überall die Nüsse mit Vorliebe ißt und die Tiere sie gerne unter der Erde herausgraben, will man doch in einigen Gegenden ihr Öl nicht anwenden, indem man von ihm behauptet, daß es Krankheiten erzeuge.

„Ein sehr gutes Öl liefert auch die hyptis spicigera, die überall reichlichst angebaut wird; desgleichen rühmt man ferner das aus dem Samen einer kleinen, im Gebiete von Makraka ombrekè genannten Kürbisart gewonnene Öl.

„Im Südwesten unseres Landes findet man in großer Anzahl die elais guineensis, deren Früchte reichlich Öl liefern. In den westlichen

Ländern scheint dieser Baum sich mehr gegen Norden auszubreiten, weil eingelaufenen Briefen zufolge Lupton Bey sie noch unter 6° 42′ nördlicher Breite und 25° 20′ östlicher Länge von Greenwich ziemlich häufig gefunden hat. Ohne Zweifel könnte die Elais hier gebaut werden, und ich erwarte mit Ungeduld die mir versprochenen Samen, um ihren Anbau zu versuchen.

„Die bisher erwähnten Pflanzen geben flüssige Öle; noch bleiben zwei weitere zu erwähnen, deren Fett bei gewöhnlicher Temperatur fest ist: das stereospermum und bassia Parkii. Das erstere giebt wenig Fett, das infolge seines Geruches selbst von den Negern bloß zu Einreibungen verwendet wird; aus der Frucht der bassia jedoch, welche der Kastanie ähnlich ist, werden große Mengen Fett bereitet, das man oft als Nahrung verwertet, obwohl es einen besonderen, brandartigen Geschmack besitzt. Der Baum ist allenthalben sehr verbreitet; ich traf ganze Wälder desselben im Südwesten unseres Landes.

„Die Muster, die ich zur Seifenfabrikation nach Chartum schickte, erzielten so gute Erfolge, daß man ihrer eine größere Anzahl verlangte. Bisher stammte fast alle im Sudan verbrauchte Seife aus Ägypten; es wäre wohl darum ein gewinnbringendes Unternehmen, sie in großem Maßstabe, angesichts der Masse der eben erwähnten Öle und Fette, in diesem Lande zu bereiten. Da man bisher Soda hier noch nicht gefunden hat, so müßte sie von Ägypten gebracht werden; da aber der Preis dieses Artikels sehr niedrig steht, so wäre dies für die günstige Entwickelung der Seifenfabrikation an Ort und Stelle kein ernstes Hindernis.

„Wenn man von dem geringen Quantum Gummi arabicum absieht, das man hier und dort in den Akazienwäldern sammeln könnte, müssen wir in erster Linie des Kautschuk Erwähnung thun. Die Pflanzen, welche ihn hauptsächlich liefern, der carpodinus acidus und der carpodinus dulcis, finden sich vom achten Grad nördlicher Breite gegen Süden hin fast überall, hauptsächlich aber an den Ufern der Gewässer, wo die Gipfel der Hügel mit ganzen Wäldern desselben bedeckt sind. Hier gesammelte Proben wurden nach Chartum geschickt und dort von Kaufleuten als vor-

züglich erklärt, obwohl man fand, daß einige Stücke Wasser enthielten. Diesem Übel abzuhelfen, wäre nicht schwer; es kam nämlich daher, daß man die Verdichtung des Milchsaftes mit heißem Wasser beschleunigen wollte; man wird also nur eine bessere Methode an Stelle der bisherigen anwenden müssen.

„Die Neger sind gerne bereit, Gummi zu sammeln, wenn man ihnen eine kleine Belohnung in Aussicht stellt; die Zahl der Pflanzen ist groß genug, um gute Ernten für eine lange Zukunft zu versprechen. Es versteht sich von selbst, daß im Laufe der Zeit neue Pflanzungen nötig werden, wenn man nicht in kurzem dies Erzeugnis will vernichtet sehen. Die größten Massen wurden bis jetzt vom Lande der Mambetto geliefert, aber, seltsam, seine Qualität wurde etwas unter derjenigen des Kautschuks befunden, der aus dem trockneren Lande der Dinka stammt, das vollständig reinen und geruchlosen Kautschuk liefert.

„Verschiedene andere, auch wohlriechende Harze erwarten eine chemische Analyse, welche über ihren praktischen Wert zu entscheiden hätte.

„Die Tamarinde ist sehr häufig, die Sträucher sind produktiv. Das Mark, das man hier erhält, ist nicht so bitter, wie jenes von Darfur, und deshalb angenehmer.

„Das Zuckerrohr ist im Süden, in Uganda, reichlich vertreten. Heute baut man es an allen Stationen, und bei genügender Bewässerung erhält es starke und sehr saftige Rohre.

„Die Baumwolle kommt an einigen Orten unter besonderen Gestalten vor; so z. B. trifft man im Lande der Bari ein gossypium, dessen reife Körnchen grün sind, die Baumwolle aber hat lange und feine Fäden. Einige hier lebende Dongolaner, welche in der Weberei bewandert sind, verfertigten einen Webstuhl, und heute verdienen viele Leute ihr Brot, indem sie den sogenannten damur herstellen, einen im Lande erzeugten Baumwollstoff, der sich sehr gut zu unserem Klima eignet.

„Besondere Erwähnung verdienen die Tabake von Unjoro und von Latuka. Die Tabakfabrikation geht natürlich über das Bedürfnis nicht hinaus, aber sie könnte beträchtlich gehoben werden.

„Der Kaffee befindet sich im Überfluß in Uganda; niemand aber denkt dort an Ausfuhr; man müßte seinen Anbau in unsern bergigen Bezirken versuchen.

„Die Muskatnüsse stehen in Masse im Süden, besonders im Lande der Mambetto.

„Ein tüchtiger Botaniker könnte viele andere zu Handelszwecken nützliche Pflanzen auffinden, sei es, daß sie zur Nahrung dienten, sei es zu anderen Zwecken.

„Es ist z. B. eine ganze Gruppe von Pflanzen vorhanden, welche sich zur Herstellung von Geweben oder Gespinsten eignen würden; andere geben gute Färbstoffe, wieder andere Gerbestoffe u. s. w.

„Ein weites, reiches Feld eröffnet sich hier, besonders im Süden, der Industrie und dem Handel und macht im Interesse des Landes selbst den Wunsch rege, man möge nicht länger zögern, aus den Stoffen, welche die Natur in solchem Überflusse bietet, Nutzen zu ziehen."

Dieser interessante Bericht Emin Paschas schließt mit einem Hinweise auf das Eisen, als auf das einzige Erzeugnis des Mineralreiches.

„Das Eisen ist allenthalben in Überfluß und in guter Qualität vorhanden. Im Lande gegossen und bearbeitet, ist es ein sehr gesuchter Handelsartikel, vor allem in den nördlichen und westlichen Ländern, wo die grob gearbeiteten Spitzen der Pfeile und Lanzen an die Stelle des Geldes treten und, wie die Ochsen, Wert haben, um sich die Frau zu kaufen. Die besten und künstlerisch vollendetsten Eisenarbeiter finden sich im Süden; die geschicktesten im Lande der Mambetto und bei den Makraka, wo einige Stammhäupter großen Ruf als Schmiede genießen.

„Bisher haben wir keine Kenntnis von anderen Metallen; allein das schließt noch nicht aus, daß es solche giebt; im Gegenteil, man darf annehmen, daß besonders der Osten nach dieser Hinsicht nicht geträumte Schätze birgt."

Zehntes Kapitel.

Seinem energischen, eifrigen Geiste gemäß trachtete Emin Pascha sofort danach, die neue Straße nach dem Maqua, die Casati gezogen war, zu sichern. Er machte sich mit Casati zusammen auf. Nach Tendia legte er eine Besatzung, am Dunguflusse errichtete er zwei Militärstationen und sichtete und ordnete die Verhältnisse nach Möglichkeit. Er war in Person nach Mambettu gekommen, um in seiner gewinnenden Weise freundliche Beziehungen mit den Leuten anzuknüpfen. Er grollte ihnen nicht, denn er bemerkt selbst: „Was gerade dieser Landesteil bisher von seiten der Danagla gesehen, die doch als offiziell sich gerierten, war kaum angethan, ihm Lust zum Anschlusse oder auch nur Vertrauen zu erwecken.“ Vom Dungu aus besuchte Emin Bellima und Tangasi, dann wollte er einen Weg, der von Gango nach Wadelai führen sollte, erforschen und erschließen, als die Nachricht von einem Aufstand der Schwarzen im Gebiete des Rohl eintraf. Es war der erste Blitz des Gewitters, das vom Bahr-el-Gazal heranzog. Der Gouverneur zog sofort auf seinen Hauptposten Ladò heim. So war es auch Emin nicht lange vergönnt, seine große Kraft der Hebung von Mambettu zu widmen. Heute ist es den Europäern unzugänglicher als vor zwanzig Jahren, aber dem Vorstoß der Italiener von Abessinien, der Franzosen von Algier, der Deutschen, der Engländer, des Kongostaates von Süden her wird es auf die Dauer nicht verschlossen bleiben. Es scheint beinahe, als ob dieses Märchenland der Mitte Afrikas bestimmt ist, für die Geschicke der Völker Europas von größter Bedeutung zu werden, insofern es ein Objekt

ist, an dem ein Widerstreit der Interessen zu scharfem Ausdruck gelangen kann.

Casati hatte sich am Dungu von Emin getrennt, da er bekannte Wege nicht noch einmal ziehen wollte; sein Sinn stand nach dem zwischen den Flüssen Gadda und Ello liegenden Land. Als er sich aber dem Gadda näherte, lagen die Eingebornen im Hinterhalt, hielten die Träger auf und warfen sie zurück. Zwei Tage lang unterhandelte der Forscher nun mit den Feinden, aber alles war vergeblich, das Land sei für Fremde verschlossen. Da kam ihm das Kriegsglück zu Hilfe. In der Nacht vom zweiten auf den dritten Tag unternahm er einen Rekognoscierungsgang in den Wald, gelangte an eine Hütte und fand zwei Eingeborne schlafend. Sie wurden zu Gefangenen gemacht, und da der eine ein vornehmer Mann war, erlangte Casati nun gegen die Rückgabe der beiden den ersehnten Übergang.

Der interessanten Passage über den Fluß gedenkt der kühne Mann mit folgenden Worten:

„In früher Morgenstunde vollzogen wir unseren Übergang über die Brücke, die aus zwei verbundenen Pfählen bestand, welche auf biegsamen, gabelförmigen, im Schlamme des Flusses eingetriebenen Pfosten ruhten, der unter uns als starker Strom dahin rauschte. An den Händen von zwei Schwarzen gestützt, barfuß, um auf der engen Brücke, die mit jeder Erhebung des Beines sich bog, besser schreiten zu können, langte ich, zu meiner nicht geringen Überraschung und Befriedigung, am andern Ufer an. Noch blieb die schwierige Arbeit übrig, meinen Esel hinüber zu schaffen, schwierig, da der Fluß einen sehr raschen Lauf und hohe, bergige Ufer hatte. Das Problem war ernst. Aber während ich in meinem Geiste eine Aushilfe für diesen Fall ersann, erfaßten zwei Schwarze das halsstarrige Tier, banden ihm die Füße mit Stricken, steckten ihm mit Hilfe anderer Gefährten einen Stock durch dieselben und trugen es ohne Zögern auf der Achsel über den Steg, um es mir zu Füßen zu legen.“

Emins Wegzug aus Mambettu war das Signal zu einem Hader aller gegen alle, die Regierungsstationen wurden durch das ganze Gebiet

ernstlich bedroht. Schließlich aber wurde das ägyptische Regiment doch wieder hergestellt. Damit war auch der religiöse Einfluß der Eroberer wieder hergestellt. Ein Häuptling verurteilt zwei Eber, die er seit einiger Zeit sehr gerne gehabt, zum Tode, weil sie vom Gesetze Mohammeds in die Acht erklärt seien, was ihm der Major der Regierungstruppen eingeredet hatte, und verpflichtet seinen Hof und die Unterhäuptlinge zum Fasten des Ramadhan. Ein Hauptmann giebt einem Häuptling Stunden in muselmännischer Glaubenslehre, wobei sich dieser als fleißiger und frommer Hörer erweist; es geschieht aber mehr des Essens halber, das ihn nach dem Unterricht erwartet, als um der Lehren willen, welche seine Seele zu den Freuden des mohammedanischen Himmels führen sollen.

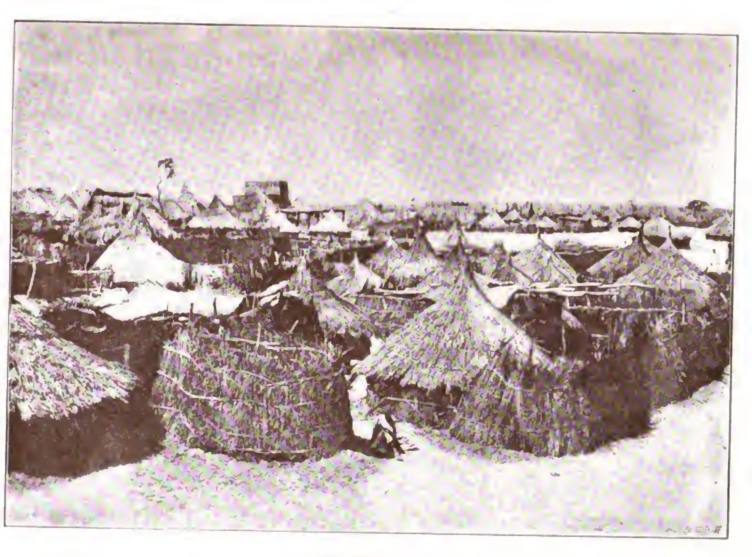
Der von dem Mahdi in dem Völkermeere von Sudan und Äquatoria erregte Sturm ließ die Wogen des Aufstands bald überall hoch emporspritzen.

An den Ufern des Nils, in Gondokoro, regten sich die Bari. Loron, der unversöhnliche Feind Ägyptens, mühte sich um die Erhaltung der Unabhängigkeit seines Volkes schon lange; seine natürliche Hartnäckigkeit und mehr noch die beständigen Plackereien durch die Befehlshaber der Regierungsstationen in seinem Gebiete veranlaßten ihn hierzu.

Nicht besser war die Lage in der Provinz Bahr-el-Gazal. Die Dinka standen in offenem Aufruhr. Die Verbindungen zwischen Äquatoria und Dschur Gatthas wurden durch die Feindseligkeiten der Eingebornen unterbrochen; der westliche Weg durch Mambettu aber war wegen seiner Schwierigkeiten und seiner Entfernungen zum Austausch von Nachrichten nicht ausreichend.

Casati schreibt von dieser Zeit: „Träumend erwartete man stets den morgigen Tag in der Hoffnung auf etwas besseres, „bis über uns das Meer sich endlich schloß.““

Ein Brief Emins aus dem Mai 1884, der Casati in der Nähe des Gadda zugestellt wurde, forderte ihn auf, angesichts der sehr ernsten Vorkommnisse, die sich in der Provinz Bahr-el-Gazal ereigneten, sich nach Osten zurückzuziehen. Emin hatte Nachricht von dem Herannahen der Armee des neuen Propheten bekommen, sein Kamerad Lupton, Gouver-



Dem Solyman.

neur von Bahr-el-Gazal, hatte aus Dem Solyman geschrieben: „Ich will bis zum äußersten kämpfen; ich habe drei Kanonen auf die Bastion gestellt und hoffe, die Feinde zurücktreiben zu können, wenn sie mich angreifen. Verliere ich das Gefecht, so werden sie sofort über Sie kommen; also auf der Hut! Vielleicht ist dies mein letzter Brief. Meine Lage ist verzweifelt; meine Leute haben sich den Rebellen in großer Anzahl ergeben; entweder gewinne ich den Tag oder ich sterbe."



Wita Hassàn.

Emin fügte in seinem Briefe an, daß der Emir Keremallah im Dienste des Mahdi ihn über die Siege des neuen Propheten im Sudan benachrichtigt habe und von ihm verlangte, auch die Mudirie Äquatoria den siegreichen Waffen desselben zu überlassen. Er schloß damit, daß eine allgemeine Versammlung der in Ladò anwesenden Offiziere und Bediensteten sich einstimmig für die Unterwerfung ausgesprochen habe, und daß er zugleich mit der Kommission, die die Unterwerfung erklären solle, zu Keremallah abgehen werde. Diese bestand aus dem Arzte Wita Hassàn, dem Kadi und anderen angesehenen Personen.

Dr. Junker fügte einen Brief seinerseits bei, in welchem er Casati seinen Entschluß, nach dem Süden aufzubrechen, mitteilte und ihn dringlichst einlud, ihm zu folgen.

„Überrascht und erstaunt," schreibt nun Casati, „über ein so rasches

Fortschreiten des Sturmes schon gleich am Beginne, überlegte ich, was der beste Entschluß wäre, und ich entschied mich, auf dem Wege über den Dungu mich nach Makraka zu begeben.

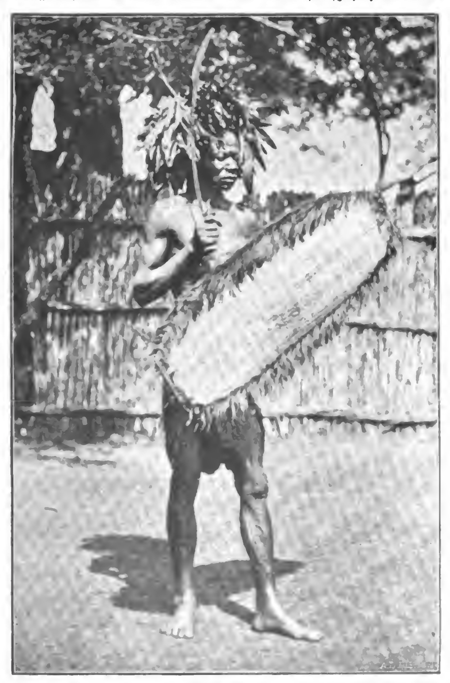
„Am 20. Juli verließ ich die Ufer des Gadda. Die schönen gefaßten Hoffnungen, der Plan, dem Laufe des Uelle zu folgen, alles ging in Rauch auf wie ein eitler Traum! Die Wucht der Ereignisse jagte uns von dannen; Wahnwitz wäre es gewesen, ihnen zu trotzen.

„Die Schwierigkeiten der Reise waren außerordentliche, kaum zu bewältigende. Die Schwarzen, durch die Nachrichten über die Sachlage erregt, voll Schrecken angesichts eines nahen feindlichen Einfalls, aufgereizt gegen alles und gegen alle, klagten uns an, an ihrem Ruin gearbeitet zu haben, verschlossen uns die Wege, verweigerten uns Unterstützung, ja verstiegen sich sogar zu Drohungen. Selbst die bevölkertsten Mittelpunkte, die besuchtesten Straßen boten beständige Gefahren; die Klugheit und der Scharfblick verlangten, daß wir zu nächtlichen Stunden oder auf schwierigen Pfaden dahinzogen und die Straßen in weiten Bogen umgingen."

Im August endlich gelangte Casati nach Wandi in Makraka und erfuhr, daß Emin noch in Ladò sei. Er war von dem in der Bestürzung gefaßten Beschluß der Unterwerfung zurückgekommen, man hatte sich entschlossen, eine Gesandtschaft an Keremallah mit dem Erbieten der Übergabe der Provinz abzuschicken, aber unter der Bedingung, daß Dampfer von Chartum kämen, um Soldaten und Beamte abzulösen. Inzwischen hatte Keremallah jedoch die Provinz durch allerlei Briefe an die Beamten erregt, indem er durch böse Nachrichten über den Sudan offen zum Aufstand und Abfall von Emin aufforderte.

Der Glaube an das trügerische Evangelium des Mahdi erschütterte die Geister und die Gewissen. Alles hallte wider vor dem Wahlspruche: „Der Baum spendet Schatten, und der Koran ist einer und die Offenbarung: Es giebt keine Götter außer Gott, und Mohammed Achmet ist wirklich der letzte Gesandte Gottes. Ich habe mein Blut und meine Habe und meine Kinder um Gottes willen verkauft" (geopfert). — (Nach Junker).

Die Stationen des Nordens, Rumbek, Ajak, Bufi, die in Mambettu und im Osten wurden geräumt. Amadi und Ladò wurden zur Verteidigung eingerichtet. Amadi wurde mit etwa fünfzehnhundert Gewehren



Makrakaneger.

verstärkt, ebensoviele wurden an die Stationen von Makraka und an die des Nils verteilt.

Es war indessen offenkundig, daß Amadi in nicht allzu ferner Zeit sich den Truppen Keremallahs werde ergeben müssen. Da Casati es für

seine Pflicht hielt, dem Gouverneur in so schwieriger Lage seine Dienste zur Verfügung zu stellen, schrieb er ihm den Rat, Amadi zu verlassen, dafür aber eine Anzahl weiter rückwärts gelegener Stationen zu befestigen



Makrakaneger.

und mittelst dieses Kranzes von Festungen Ladò und die Nilstraße zu decken. Amadi habe ja jeden Wert für den Krieg verloren, nachdem die Mahdisten das rechte Ufer des Jei gewonnen hätten, auch habe die Festung im Rücken aufständische Bevölkerung und die Verproviantierung

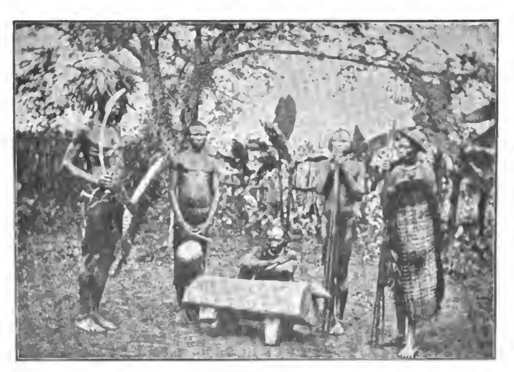
derselben werde gefährlich und schwierig werden, da man nur auf einer Seite operieren könne.

Mit Lächeln nahm man diesen Vorschlag auf; man brachte ihn nicht einmal zur Besprechung, am Ausgang des Krieges zu zweifeln, galt damals für Thorheit. Aber Casati sollte Recht behalten. Die Schwierigkeit der Lage wurde durch zwei Umstände nur schwieriger. Emin hatte ein unvorsichtiges Wort fallen lassen: „Wir Weiße werden uns retten; das ist meine Aufgabe. Wir werden die schwarzen Soldaten Kabrega, dem König von Unjoro, meinem guten Freunde übergeben, und er wird uns den Durchzug durch sein Land gestatten.“ Die schwarzen Soldaten vernahmen es und schwiegen nach der Gewohnheit ihrer Rasse, aber in ihrem Innern fraß das Gift des Mißtrauens und des Ungehorsams um sich. Man darf es nie vergessen, und das erklärt viele Ereignisse in Äquatoria auch nach Stanleys Ankunft, daß die Soldaten stets unter dem Bann der Furcht waren, in Unjoro oder in anderen ihnen feindlichen Ländern einmal zurückgelassen zu werden; und daher schreibt sich ihre Scheu, sich gegen Süden zurückzuziehen. Der zweite die Lage verwirrende Umstand war der hinausgegebene strenge Befehl, gegen alle die summarisch vorzugehen, welche der Nachgiebigkeit gegen den Feind oder der Neigung zur Auflehnung gegen die Regierung verdächtig wären. Damit war jeglicher privaten Rache und Gier Thür und Thor geöffnet. Ein Häscher zeigte Casati mit Wohlgefallen in Wandi das kleine Messer, damit er vor wenigen Stunden einen Araber „gerichtet“ hatte, dessen Schuld darin bestand, etwa hundert Thaler und fünfzig Ochsen zu besitzen. Der Gouverneur war solchem Mißbrauch seines Befehls gegenüber beim besten Willen machtlos.

Das Land Makraka, einst lachend durch seinen Überfluß und die Üppigkeit seines Anbaus, durch die lieblichen Dörfer einer thätigen Bevölkerung, wurde ins tiefste Elend gestürzt. In den Orangen- und Citronengärten, in den Baumwollefeldern wuchs Gras, die Bevölkerung lief unmutig und erschreckt auseinander. Über diese Stimmung in Makraka berichtet Casati:

„Es war, wenn mich die Erinnerung nicht trügt, eine Novembernacht. Ein plötzlicher Lärm, ein Geklirre von Eisen, ein entsetzliches Geschrei brachte mit einem Male das Dorf und die zahlreichen Gehöfte der Eingebornen in der ganzen Umgebung in Aufregung. Die Trompeten und Trommeln begleiteten jene wüsten Wogen; klagende Frauen und Kinder waren unterwegs auf der Flucht, Araber, die ihre Gebete heulten, Soldaten, die schreckliche Flüche und Gotteslästerungen ausstießen.

„Das Land war durch die Erscheinung einer Mondfinsternis in Aufregung gebracht. Ein Vorzeichen von Blutvergießen, ein Bote des Un-

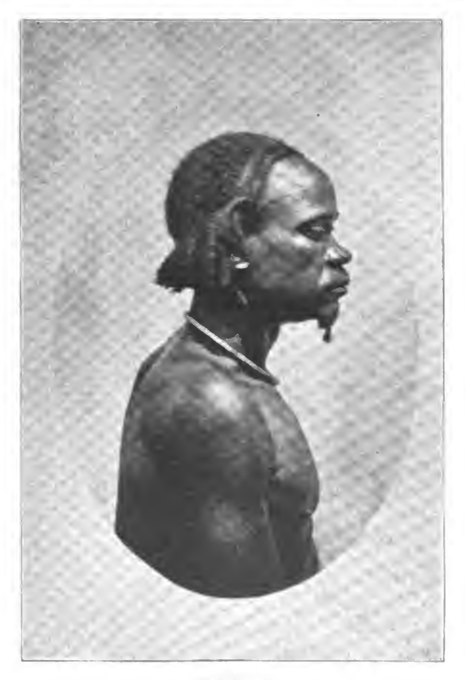


Makrakaneger.

glücks und der Zerstörung brachte das unselige Zeichen am Himmel zu den alltäglichen Leiden auch noch den moralischen Verfall.

„Der Hauptmann Farag Jusef sagte mir, das Haupt zu den Händen herabgeneigt und es nicht aufhebend, wie er jedesmal zu thun pflegte, wenn ich zu ihm kam, am anderen Morgen: „Es ist alles eins, ob Keremallah, ob Emin Bei; wir werden doch immer arbeiten müssen; wir sind Soldaten"" — ein Pessimismus, den man nicht unverständlich und weichlich finden kann.

Die Lage gestaltete sich immer ernster und düsterer. Keremallah sandte beständig Briefe, die bald zur Unterwerfung mahnten, bald drohten;



Makrakaneger.

die Schwarzen ergriffen überall für die Mahdisten gegen die Regierung Partei. Das Jahr 1884 schloß trüb und traurig.

Elftes Kapitel.

Das Jahr 1885 war das Jahr der Katastrophe im Sudan: es brachte Chartums Fall und Gordons Tod.

Charles Georg Gordon war im Januar 1833 in Woolwich, der südöstlichen Vorstadt Londons, geboren. Als junger Offizier machte er den Krimkrieg mit und zeichnete sich schon damals aus. Als der große Taipingaufstand in China losbrach, durch den ein unbekannter Dorflehrer ein himmlisches Reich „großen Friedens" — das bedeutet der Name Taiping — gründen wollte und die herrschende Dynastie in die größte Gefahr brachte, mußten englische Waffen dem zerrütteten Lande wieder zum Frieden verhelfen. Gordon trat aus der englischen Armee in China in direkte Dienste des Reichs der Mitte und mit seiner „stets siegreichen" Armee nahm er in sechzehn Monaten sechzehn feste Plätze und lieferte eine Reihe von glücklichen Gefechten gegen die Rebellen. Gordon wurde zum Range eines Ti-tu erhoben, d. h. zur obersten Man-



Gordon.

darinenwürde, auch erhielt er die gelbe Jacke mit der Pfauenfeder, was den höchsten Orden im europäischen Sinne gleichkommt. Aber dem bescheidenen Manne lag daran wenig, ebenso wie er es verschmähte in China reich zu werden und den ungeheuren Sold zu nehmen, den man ihm bot; und als er heimkehrte, unterließ er es, die nötigen englischen Äquivalente für die überreichen Erfolge und Ehren in China herauszuschlagen.

Nach einer Zeit der Stille trat Oberst Gordon in den Dienst des Khedive von Ägypten. Am Tage, als die Kunde von Livingstones Tod nach England kam, verließ Gordon die Heimat. Livingstone war mit dem Gebet gestorben, daß Gott sich Afrikas erbarmen und einen Befreier senden möge. Es war wie eine Antwort auf diese Bitte, daß nun Gordon gegen das ungeheure Unrecht der Menschenjagd auszog, das Livingstone ans Licht gezogen hatte. „Die Namen Livingstone und Gordon sind wie zwei Sterne am Nachthimmel Afrikas; beide sind untergegangen; wann wird der Tag anbrechen?"

Von 1874 bis 1877 war Gordon Gouverneur von Äquatoria mit dem Sitze in Ladò. Wegen seiner Strenge gegen die Araber gewann er bald das Vertrauen der Schwarzen, die ihn landauf landab als ihren Helfer verehrten, und leistete in der Beruhigung der aufgeregten Gebiete, in Erkundung des Landes nach Süden hin Außerordentliches. Doch waren diese drei Jahre nur die Vorbereitung für weitere drei Jahre, die nun folgten.

Von Chartum aus hatte der Generalgouverneur Gordons Bestrebungen immer nach Möglichkeit gehindert. Gordon begehrte für die Zukunft ganz freie Hand für sich. Aber der Khedive ging so weit über Gordons Begehren hinaus, daß er den Posten in Chartum für ihn freimachte. Von Südägypten bis zum Äquator, vom Roten Meer bis Darfur reichte nun seine Provinz. Als die beiden Hauptzwecke seiner Verwaltung waren „die Vervollkommnung der Verkehrsmittel und eine völlige Unterdrückung des Sklavenhandels" in Aussicht genommen. Die nun folgenden Kriegszüge und Organisationsarbeiten des großen Mannes, der Kriegsheld und Friedensbote in Einem war, können wir nicht des weiteren verfolgen.

Wie er den großen Aufstand in Bahr-el-Gazal durch seine rechte Hand Gessi dämpfen ließ, ist uns schon bekannt geworden. Man kennt aber Gordon nicht, wenn man nicht auch weiß, daß er ein ausgesprochener, ernster Christ war, und wir sagen, daß er das Große, das er geleistet, nicht vollbracht hat „trotzdem", sondern „weil" er ein Christ war.

Nach sechsjähriger Wirksamkeit im Land der Schwarzen war Gordons Nervenkraft erschöpft. Die körperliche Übermüdung, die vielen Sorgen und die ungeeignete Nahrung hatten selbst einer eisernen Gesundheit wie der seinigen Abbruch thun müssen. Er mußte nach England zurückkehren, um zu ruhen.

Im Sudan ging nach seiner Abreise alles drunter und drüber. Die Gedrückten verlangten nach ihrem „guten Pascha" zurück, die Erpressung seitens der Beamten war ärger als je, und als im Mahdi ein angeblicher Befreier sich erhob, schlug der zündende Funke in ein Pulverfaß des Grolls und Grimmes.

Wir kennen den Eremiten von der Nilinsel Aba. Der noch nicht vierzigjährige Mann, der die unterdrückten Stämme an sich fesselte, offenbarte sich im Frühjahr 1881 als den vom Propheten verheißenen Mahdi.

„Der barmherzige Gott hat das Schwert des Sieges in meine Hände gelegt, und um allen Völkern zu beweisen, daß ich der Mahdi bin, hat er meine rechte Wange mit einem Korne der Schönheit gezeichnet. Im Gewühle der Schlachten wird mir das leuchtende Banner voranschreiten, getragen von Asrael, dem Todesengel, dem Vernichter meiner Feinde." Mit diesen Worten verkündigte Mohammed Achmet der Welt seine göttliche Sendung, den Islam zu verbreiten und das Reich der Gerechtigkeit und des Glückes zu begründen.

Die Kriegs- und Eroberungszüge des Mahdi während der Jahre 1881 bis 1883 zu verfolgen, würde zu weit führen. Wie der durch ihn entfesselte Sturm im Gebiete des Bahr-el-Gazal, des Maqua und von Ladò gehaust hat, wie er Emins und Casatis Schicksale bedingt hat, ist uns schon bekannt. Da beschloß man in London, wo die Regierung von

Ägypten ihren eigentlichen Sitz hat, die Sudanprovinzen zu räumen. Wie aber den sichern Rückzug der Besatzungen ermöglichen? Gordon zog wieder aus, ohne Heer, rein als Mensch, um die Räumung des weiten Gebiets einzuleiten, mit dem Mahdi zu unterhandeln und das Land an die Sudanesen, d. h. seiner Unabhängigkeit zurückzugeben. Er hatte den Gedanken, die Erben der verschiedenen Sultane, die mit der ägyptischen Okkupation entthront worden waren, in ihre Herrschaften zurückzuführen und es ihnen zu überlassen, sich mit dem Mahdi auseinanderzusetzen. Nach einem scharfen Wüstenritt auf Kamelen und einer Bootfahrt auf dem Nil kam Gordon mit einem Gefolge von noch nicht zehn Mann im Februar 1884 in Chartum an. Kein Feind belästigte ihn, der Zauber seines Namens zog vor ihm her, und in Chartum erweckte sein Kommen Begeisterung. Des Mahdi Kriegsheer werde in nichts zerstieben wie Dunst vor der Sonne, rief das Volk, und des guten Pascha feste Hand werde alle Wunden heilen, die jener geschlagen. Denn des Mahdi Hand regierte nicht minder als die Hand des ägyptischen Beamtenpacks den Stab Wehe. „Ich bin ohne Soldaten, aber mit Gott zu euch gekommen, um der Not dieses Landes zu steuern," sagte Gordon. Der kluge Mann erkannte bald, daß die Räumung von Chartum die Errichtung eines gewissen Regiments bedinge, wenn das verlassene Land nicht dem Mahdi oder der Anarchie verfallen solle, und daß es mehr als Feigheit sei, die Stationen des weiten Hinterlands sich selbst zu überlassen, endlich, daß dem mahdistischen Aufstand damals noch mit noch nicht tausend Mann englischer Truppen das Lebenslicht auszublasen sei. So verlangte er Militär und Ziber Rachama, den schwarzen Pascha, als Regenten des Sudan. Das Londoner Kabinett war sprachlos. England führt seine Kriege und erringt Erfolge lieber mit Tinte und Geld. Ziber war doch Gordons Todfeind. Doch der verblüffende Plan Gordons war so kühn als klug. Ziber war ein Eingeborner, seine politische Fähigkeit konnte zu würdigerer Bethätigung gelockt werden, da man ihm nun Vertrauen und den moralischen Halt Englands gewährte, dem Mahdi war Ziber gewachsen, von zwei Übeln jedenfalls das kleinere. Man hörte nicht auf Gordon, Eng-

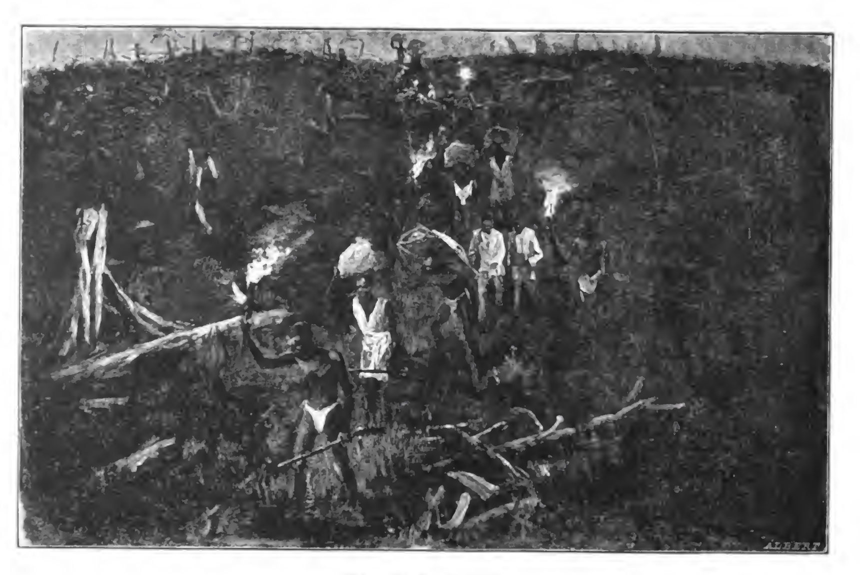
land ließ seinen großen Sohn im Stich. Im März 1884 begann die Belagerung Chartums durch den falschen Propheten. Gordon harrte aus in reinster Selbstaufopferung. Am 26. Januar 1885 erstiegen die Feinde nächtens den Wall, der ausgehungerten Mannschaft gebrach es an aller Widerstandskraft. Das kurze Zwielicht der Wüste wich dem aufdämmernden Tag, über den hohen Palmen am Blauen Nil erglühte der Osthimmel im Morgenrot. Auf dem freien Platz zwischen dem Regierungspalast und der katholischen Missionskirche steht Gordon mit seiner Schar, eine Bande Araber stürzt aus der nächsten Straße vor. Ein kurzes Stutzen, ein scharfer Zusammenprall, Geschrei und Gewehrknattern, Gordon liegt tot am Boden.

Der Mahdi hatte triumphiert, der Herold seines Triumphs, der Dscheddal, der Antichrist der Mohammedaner, war geschlagen und tot. Brach nun das Reich der Gerechtigkeit und des Glückes an?

Casati ging zu Anfang 1885 auf die wiederholten Einladungen Emins und Junkers ein und machte sich auf den Weg von Wandi nach Ladò, der durch das Gebiet der Bari führte.

Der Weg ist bei bequemen Märschen fünf Tage lang, Casati machte ihn in vier Tagen, weil ihm das Wasser knapp war. Freilich kostete es große Mühe, die Schwarzen zu bewegen, auch einige Stunden der Nacht zu marschieren. Endlich beruhigten sie sich bei den Kräuterbündeln, die Casati bald hier, bald da als Fackeln in der Marschkolonne entzünden ließ. Dennoch spielte ihnen die Furcht und die Phantasie noch manchen Streich: oft genug meinten sie die gleißenden Augen einer Bestie aus dem Dickicht glotzen zu sehen.

Das Volk der Bari hat ein weit ausgedehntes Land inne und ist etwa 100 000 Seelen stark. Männer wie Frauen pflegen sich den Körper rot zu färben und rasieren Haupthaar und Augenbrauen. Die Männer gehen ganz nackt, ebenso die Knaben und Mädchen. Die Gräber befinden sich im Innern der Wohnungen, und zwar wird der Tote nicht längs in das Grab gelegt, sondern auf den Fersen stehend, die Arme



Nachtmarsch bei Fackelschein.

auf die Schulter gebogen und gebunden in die Grube hinabgelassen. Das Grab wird mit Erde geschlossen und dieselbe mit dem Blute geschlachteter Ochsen besprengt, oder mit Bier, wenn es sich um arme Leute handelt.

Die Bari halten viele Rinder, benutzen aber nur die Milch und das Blut. Das Blut wird dem Vieh zu bestimmten Zeiten mittels eines Aderlasses entzogen. Das Fleisch gefallener Tiere jedoch genießt man. Von der Milch würde man eine ausgezeichnete Butter bekommen, wenn man die üble Gewohnheit aufgeben möchte, die Gefäße mit Urin zu waschen.

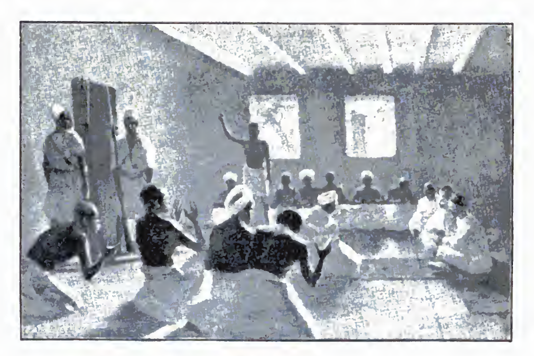
Das Salz, das man zwischen Redschaf und Ladò in dünnen Schichten im Überfluß findet, bildet für die Bevölkerung eine reiche Quelle des Erwerbs, man tauscht es besonders mit Makraka gegen Getreide aus.

Die Bari sind auf ihre Freiheit, sowie auf die Erhaltung der Reinheit ihres Stammes eifersüchtig bedacht. Sie vermieten sich nicht ständig als Diener und Arbeiter, gehen auch nicht gerne unter die Soldaten und hassen Eheverträge mit Leuten einer andern Rasse. Die Geschichte ihres Volks pflanzen sie in mündlicher Überlieferung fort, auch haben sie moralische Erzählungen, von denen wir eine hören wollen: .

Das Weib und die Hyäne.

Ein Mann hatte zwei Weiber, das eine gelehrig und dienstgefällig, das andere so schwatzhaft, daß es sich oft seinen Zorn zuzog. Vorwürfe, Schläge halfen nichts, so daß er daran dachte, sich dieser Frau zu entledigen und sie in den Wald zu den Hyänen hinaus verbannte. Sie baute sich eine kleine Hütte, aber eine Hyäne nahm bald bei ihr Wohnung und machte sich's bequem, wie wenn sie Herrin des Hauses wäre. Die Frau suchte dagegen zu wirken; aber die Hyäne, nicht zufrieden mit dem Essen und Trinken, das ihr die Frau bereitete, verpflichtete sie auch noch, als sie Junge geworfen hatte, die Wärterin derselben zu werden. Eines Tages befahl die Hyäne der Frau, Wasser an das Feuer zu setzen und sie zu erwarten. Kaum war das wilde Tier ihrem Blicke entschwunden, als der unglücklichen Frau plötzlich ein Gedanke durch den Kopf

fuhr; sie nahm die kleinen Tiere und warf sie in den Topf, in dem das Wasser sott. Nachdem sie die Unthat vollführt hatte, floh sie und lief keuchend zum Hause des Gatten. Er saß ruhig, die Lanze in der Hand, an der Thüre seiner Wohnung. Das Weib warf sich ihm zu Füßen, um Hilfe zu erflehen, als plötzlich eilenden Laufes, pustend vor Zorn, die Hyänenmutter herankam und, Rache für ihre Kinder schnaubend, sich drohend gegen das Weib stürzte. Alsbald aber streckte der Gatte mit einem Lanzenstoße, den er dem wilden Tiere ins Herz versetzte, dasselbe zu Boden. Diese Lehre fruchtete bei dem Weibe; es wurde vernünftig



Diwan Emins.

und führte von jenem Tage an im Schoße seiner Familie ein heiteres und glückliches Leben.

Von Ladò ging nach Amadi eine Hilfstruppe mit Munitionsvorräten ab, Dr. Junker aber reiste nach dem Süden ab, um auf dem Wege über Unjoro Nachrichten nach Uganda zu schicken. Da kam plötzlich die Kunde, Amadi sei gefallen. Die vom Hunger übermächtigten Soldaten hatten sich mit den Waffen in der Hand einen Weg durch die Belagerer gebahnt und freie Bahn gegen Makraka gewonnen, wobei sie ihre widerwilligen Führer mit sich schleppten. Keremallah meldete seinen



Baridorf.

Einzug in Amadi mit dem Schlusse, daß „wenn innerhalb zehn Tagen die Regierung sich nicht bei ihm einfände, er gegen Ladò anrücken würde.“

Man hielt Kriegsrat der Offiziere und Beamten und, einstimmig im Gehorsam gegenüber den Wünschen der Vorgesetzten, beschlossen diese, Ladò zu verlassen und nach dem Süden zu gehen. Casati berichtet, daß Emin an jenem Tage mehr als aufgeregt war. Die Leute Keremallahs standen nur mehr fünf Stunden weit entfernt; ein derartiger Zustand bei einem Manne, auf dessen Haupte so viel Verantwortlichkeit lastete, sei leicht begreiflich.

„Ich verstehe wohl, Doktor,“ rief Casati aus; „aber es ist kein Grund vorhanden, weshalb wir fliehen sollten.“

„Und was bleibt noch übrig?“

„Uns zu verteidigen. Ladò kann in kurzer Zeit nicht fallen; der Feind kann sich mit vielen Leuten nicht bei der Belagerung aufhalten; das Land bietet keinerlei Vorrat an Lebensmitteln; er muß das Getreide in Makraka kaufen, und die Entfernung ist nicht gering.“

„Aber sie werden sich verproviantieren; die Araber wissen alles zu bekommen, was sie wollen. Und wir in Ladò hier werden, wenn wir nicht unter den Waffen fallen, gezwungen sein, uns aus Hunger zu übergeben.“

„Das ist nicht möglich! Hinter uns haben wir den Fluß: wir können uns mit Getreide aus dem reichen Lande von Gondokoro und Beso versehen.“

„Gut! aber wenn wir uns südwärts zurückziehen, werden wir Getreide im Lande der Madi finden, und wenn wir uns auf das Land der Lur stützen, wird es uns leicht sein, Verbindungen mit Unjoro und Uganda einzurichten.“

„Lieber Doktor, bedenken Sie nicht, daß der Rückzug eine weit schwierigere und gefahrvollere Unternehmung ist als die Verteidigung?“

„Wie? Was haben wir zu fürchten?“

„Keremallah, sagen Sie, wird als Sieger gegen Ladò marschieren. Ehe er dahin gelangt, wird er erfahren haben, welche Richtung wir auf

unserm Rückzug eingeschlagen haben. Er wird uns verfolgen. Stellen Sie sich den langen, auf dem Marsche überraschten Zug vor, wie er von den Höhen herab bekämpft, vom Flusse aufgehalten wird, und sagen Sie mir, ob das Unglück dann je wieder gut zu machen sein wird?"

„Was wollen Sie thun? Was denken Sie?"

„Das Land zu verlassen und gegen Nordost aufzubrechen. Um aber dies zu thun, muß man den Abmarsch vor allem mit Ruhe und Umsicht ausführen. Ich spreche nicht von den Soldaten. Voll Furcht, wie sie infolge des Unglücks von Amadi sind, werden sie sich dem Abzuge nicht widersetzen. Wenn wir aber dann auf eine Straße kommen, die nordwärts einbiegt, werden sie Zutrauen gewinnen und sich führen lassen."

„Wie machen wir diese Operation mit so geringen Streitkräften, wie wir sie heute haben?"

„Dahinter ist keine große Schwierigkeit; das Bessere ist bisweilen schlechter als das Gute — und das ist unser Fall. Das linke Flußufer muß eines Tages doch einmal verlassen und die Stationen müssen auf das rechte Ufer dem verlassenen Orte gegenüber verlegt werden. Die beiden Dampfer Khedive und Nyanza werden in den Grund gebohrt, nachdem sie dienstuntauglich gemacht worden sind; alle Barken der Eingebornen werden zerstört. Ist die Überfahrt vollendet, so zieht sich die Garnison von Ladò nach Gondokoro zurück. Eine derartige Operation schützt uns vor jedem Angriffe seitens der Mahdisten. Ein Hindernis wie der Nil sorgt für Sicherheit und Ruhe."

„Und glauben Sie, daß Keremallah nicht den Flußübergang versuchen wird?"

„Ich glaube es nicht; aber zugegeben, es käme ihm eine solche Lust, so wird er uns nicht mehr finden. Wir werden uns in Bor oder in Gondokoro allmählich zusammenziehen, und von da werden wir den Weg nach dem Sobat einschlagen. Es ist dort ein an Rindvieh und Getreide reiches Land und eine Bevölkerung, die noch keine Feuerwaffen besitzt."

„Und denken Sie, daß ein solcher Plan, wenn ich ihn den Offizieren zur Billigung vorlege, nicht zurückgewiesen wird?"

„Zweifeln Sie nicht. Freilich muß die Sache, da jene gewohnt



Madineger.

sind, auf die Worte des Meisters zu schwören, durch Ihre volle Zustimmung unterstützt werden."

Casatis Plan fand im Kriegsrat einstimmige, begeisterte Aufnahme



— um dann doch nicht zur Ausführung zu kommen. Es scheint, als ob Emin seinem Gaste nicht offen habe entgegentreten wollen, aber durch seine Leute den kühnen Anschlag gern wieder verworfen sah.



Madineger.

Emin wollte den neuen Sitz der Regierung in Laborè aufschlagen, Casati nahm in Muggi Wohnung, um sich von jeder Einmischung in die Angelegenheiten der Provinz fern zu halten. „Von diesem Tage an

zog ich mich in ein wirklich privates und einsames Leben zurück." Der kühne Mann faßte sogar den Entschluß, für seine eigene Person nach Nordosten hin einen Weg aus der Verwirrung heraus zu suchen. Emin aber beantwortete den Brief, der diese Absicht kund that, dahin, daß er es nicht verantworten könne, wenn Casati etwas zustoßen würde. Casati schickte



Der gelehrte Pascha.

ihm darauf einen zweiten Brief, der Emin bei einem eintretenden Unglück aller Verantwortung ledig erklärte. Doch der Plan kam nicht zur Ausführung. Emin begehrte Casatis Rat und Casati kehrte in die Öffentlichkeit zurück, ja „widmete jeden Gedanken nur der schwierigen Lage des Freundes." Sie reisten nach Duflè. Der dort einheimische Stamm ist

der der Madi, die von Laborè an bis in die Nähe von Wadelai zu beiden Ufern des Nils wohnen.

Die Regierung zog sich schließlich bis Wadelai zurück. Die Station wurde für die neuen Bedürfnisse als Residenz des Gouverneurs erweitert und durch einen Graben geschützt. Emin befand sich dort wohl, er tröstete sich mit seinen Studien. Angespannte geistige Arbeit war sein Lebenselement. Davon zeugten auch die Furchen in dem von einem schwarzen Vollbart umrahmten Gesicht. Auch äußerlich war er mit der Statur unter Mittelgröße ganz ein Gelehrter.

Um Wadelai wohnen die Lur, ein friedfertiges Völkchen, die gute Ackerbauer und Rindviehzüchter sind. Casati machte sie durch seine Freundlichkeit bald zutraulich, so daß sie vor ihm all ihr Wissen auskramten. Von ihren Fabeln hat er zwei uns mitgeteilt.

Die Erde und der Hase.

Eines Tages sagte der Hase zur Erde: „Du rührst dich nicht, du stehst beständig fest; warum das?" „Du täuschest dich," erwiderte die Erde; „ich laufe mehr als du." „Es soll auf den Beweis ankommen!" rief der Hase und fing zu laufen an. Nachdem er eine Strecke durcheilt hatte, hielt er, des Sieges versichert, inne. Aber zu seiner großen Überraschung sah er die Erde noch immer unter seinen Füßen. Öfter noch wiederholte er die Probe, bis er, durch die langen Anstrengungen ermüdet, zu Boden sank und starb.

Der Bär und der Eber.

Die Tiere, zu einer Versammlung einberufen, beschlossen, einen König zu wählen. Nachdem sie über die Vorzüge der Thronerhebung des Elefanten gestritten hatten, fiel die Wahl auf den Löwen. Nachdem dieser König geworden war, lebte er kurze Zeit mit allen in guter Eintracht; bald aber wurde er müde, sich nur von Pflanzenkost zu nähren, wie seine Unterthanen. „Warum," sagten seine Räte, „kostest du nicht das Fleisch der kleinen Tiere? Sie haben ein zartes und wohlschmeckendes

Fleisch." Nun traf es sich, daß der Eber krank wurde, und da er nicht hingehen konnte, um dem König zu huldigen, schickte er durch einen seiner



Sturm auf Ladô und Tod des großen Magiers.

Söhne seine Begrüßung. Dieser kehrte nicht mehr zurück; er sandte einen andern; auch der war nicht mehr zu sehen. Der Vater schöpfte Verdacht,

forschte genau nach, und alsbald, da sich die Sache aufgeklärt hatte, verkündete er laut die Wildheit des Königs, der sich von den Söhnen seiner Unterthanen nähre. Von diesem Tage an entfernten sich die Tiere von dem Löwen, und dieser fing einen offenen Krieg mit allen an.

Im Oktober 1885 hatten sich viele Häuptlinge der Schwarzen mit ihren Haufen, geführt von den Mahdisten, endlich an die Belagerung von Ladò gemacht, um dem ägyptischen Regiment in Äquatoria an seinem Mittelpunkt das Lebenslicht auszublasen. Bei dem Sturm auf die Station aber fiel der Großpriester der Dinka von einer Kugel in die Stirne getroffen. So blieb Ladò frei, weil der Tod dieses Einen die Angreifer mutlos machte, aber in Wadelai traf der Befehl ein, Emin möge seinen Posten räumen und über Zanzibar nach Ägypten kommen, weil der Khedive den Sudan endgiltig aufgegeben habe. Dazu gesellte sich die Nachricht vom Ende Gordons. Sein abgeschlagenes Haupt sei auf einem Pfahl an der Thür von Mohammed Achmets Zelt gesteckt, sein Leib in den Nil geworfen worden.



Gordons Haupt.

Casati that Emin den schweren Dienst, nach Unjoro zu reisen, um den Rückzug durch dieses Land vorzubereiten.

Zwölftes Kapitel.

Das Land zwischen dem Viktoria-See, Albert-See und Albert Edward-See ist das Gebiet von Uganda, Unjoro, Nkole, Karagua und einer Anzahl Vasallenstaaten, deren Verhältnis zu den Hauptstaaten mannigfachem Wechsel unterworfen ist. Stanley zählte 1875 zwölf Staaten in diesem Gebiete, von denen elf von dem einen, Uganda, abhängig waren; inzwischen haben sich außer Unjoro auch Nkole (Anköli) und Karagua (Karagwè) von Uganda freigemacht. Das Land ist im Innern eine wenig gewellte Hochebene, nach Süden wechseln Thäler mit Hügelzügen, deren Kuppen abgeplattet sind, nach Westen und Südwesten ist das Terrain bergig, es hebt sich zu den Schneegipfeln des Ruwenzori-Gebirgs (5000 Meter). Zahlreiche Wasserläufe verleihen dem Land eine wunderbare Fruchtbarkeit. Das Klima ist gesund und gemäßigt, Regen und Tau fallen reichlich, vom Viktoria-See her kommen kühle Brisen. Diese Umstände und die Höhenlage des Landes überhaupt (Viktoria-See 1190 Meter) lassen das Thermometer nie über 32 Grad Celsius steigen, bis $9\frac{1}{2}$ Grad aber sinken; für Afrika sehr niedrige Wärmegrade.

Von dem Gelände am Viktoria-See entwirft Emin Pascha in der Sammlung seiner Reisebriefe ein Landschaftsbild, das eine lebendige Vorstellung von der Schönheit jenes Gebiets zu erwecken geeignet ist: „Wie durch einen Garten marschieren wir zwischen Bananenwäldern und Häusern dahin; hat der Mensch irgendwo eine Lücke gelassen, so ist Mutter Natur um so eifriger bedacht gewesen, sie zu füllen mit grandioser Grasvegetation und eleganten, schlanken Bäumen. Undurchdring-

liche Dickichte, Zufluchtsorte für die hier sehr häufigen Leoparden, fassen bisweilen die Straße ein, und das Auge wird vom Betrachten all der Formen und Farben förmlich müde. In den fast betäubenden Geruch einer zur Heckenbildung gebrauchten Liliacee mischen sich die Düfte einiger Umbelliferen; — wo ein Wasserfaden zum See geht, haben sich förmliche Vegetationsnester gebildet, welche oft einen Sumpfboden decken, oft auch am Wasserlaufe Galerien bilden. Gigantische Bäume wiegen hier ihre luftigen Kronen in der Sonne, während unter ihnen im tiefen, kühlen Schatten Schlingpflanzen aller Art ihre Netze spannen. — So wechseln beständig künstliche und natürliche Gärten, — nur können sich jene, Bananen und süße Bataten, mit diesen nicht messen, weder an malerischer Schönheit noch an mannigfaltiger Gliederung. Ein schönes, gesegnetes Land mit seinem roten Boden, seinen grünen Gärten, seinen luftigen Bergen, seinen dunkeln, lauschigen Thälern!"

Das Land ist ein Land der Banane. Jedes Dorf, ja sogar jedes einzelne Haus, liegt zwischen Bananen verborgen. Wie das Volk Gottes unter dem Weinstock und Feigenbaum wohnte, so lebt man dort im kühlen Schatten der edlen Banane. Das andere Hauptprodukt ist jene Feigenart, aus deren Rinde Gewänder gefertigt werden. Bei der Zurichtung der frischen Rindenstücke verwendet man hier Hämmer, deren Schlagflächen gekerbt sind, so daß der gewonnene Stoff wie Maroquin aussieht. Die Bäume, denen man die Rinde abgezogen hat, werden sofort mit Bananenblättern bedeckt, und merkwürdig genug bildet sich unter diesem Verbande die Rinde immer von neuem. Man baut noch die süße Kartoffel, den Maniok, verschiedene Hülsenfrüchte, Telabun; auch Tabak. Derselbe liefert in den höher gelegenen Pflanzungen ein Blatt von starkem Aroma, das tiefer gebaute Kraut ist wenig wert. Der Kaffee wächst in Uganda wild, die Bohnen werden aber gekaut; Kaffee als Getränk ist unbekannt. Es ist Höflichkeitsbrauch, daß begegnende Freunde sich ein paar Kaffeebohnen reichen, etwa wie bei uns hie und da die Schnupftabaksdose diesen Dienst thut.

Das wichtigste Haustier ist das Rind. König Tschua von Unjoro,

bekannter unter dem Namen Kabrega, besaß, als Casati bei ihm weilte, 150000 Stück starker Rinder, deren Erhaltung er seine besondere Sorgfalt widmete. Wie über die wichtigste Regierungsangelegenheit nahm er ernsthaft den Vortrag über den Zustand der Herde entgegen, gab Anordnungen und Arznei für die kranken Stücke, schickte seine Söhne zu ihrer ersten Erziehung zu seinen Hirten. Ein profanes Auge durfte die Herde des Königs nicht schauen. Mit Geschrei und Rufen wurde ihr Nahen auf den Straßen verkündet, dann räumten die gehorsamen Unterthanen die Straße oder kehrten dem heiligen Zug wenigstens den Rücken. So gilt der Ochs mehr als der Mensch, etwa wie im Vaterlande vor zeiten der Hirsch oft genug vor dem Bauern zu kommen schien.

Um die Gehege des Rindviehs streifen zahlreiche Löwen, dazu sind Leoparden und Hyänen, auch Schakale, Antilopen, Gazellen und Eber durch das ganze Gebiet verbreitet. Sehr gefürchtet sind die Büffel, der Elefant ist in den dichtbevölkerten Strichen selten. Die Vogelwelt zeigt den grauen Papagei mit dem roten Schweif in großen Scharen, den Webervogel mit seinem hängenden Nest. Daneben grüßen die muntere Schwalbe und die schwanzwippende Bachstelze zwitschernd und plaudernd aus der fernen Heimat, bald werden sie die Reise dahin antreten — wer mit ihnen ziehen könnte!

Die zahlreichen Schimpansen und anderen Affen benehmen sich sehr zudringlich in den Bananenpflanzungen und auf den Feldern. Denn die Mambetto und Sandeh stellen ihnen ihres Fleisches halben eifrig nach, hier thut ihnen kein Mensch das Geringste zu leide. Sie gehörten, erzählt man sich, vor alters dem Menschengeschlechte an, und so wäre es ein Verbrechen, sie zu fangen oder zu töten — eine sonderbare Logik bei der bekannten Wertung des Menschenlebens durch ganz Afrika. Das Land leidet viel unter den gefräßigen Termiten, aber auch hier macht man aus ihnen ein Nahrungsmittel. Der frechen Hyänen hat sich Casati in Unjoro einmal gründlich erwehrt. Er machte unter die Haut eines verendeten Esels reichliche Strychnineinspritzungen und warf ihnen den Kadaver zum Fraße hin. Zwei Nächte noch heulten die Bestien in Ver-

giftungsschmerzen, dann hatte er die ersehnte Ruhe gründlich. Aber die Nachricht davon, die unter Umständen recht gefährlich werden konnte, verbreitete sich sogar bis Uganda; es hieß, Casati habe das Gift in Menge an König Tschua verschenkt. Der Salzhandel der Umgegend stockte auf lange Zeit.

An wertvollen Mineralien scheint das Gebiet arm zu sein. Aus dem weitverbreiteten Raseneisenstein aber wird ein gutes, hartes Eisen und Stahl gewonnen.

Die Bevölkerung gehört zu der großen Banturasse, von der sie einen der nördlichsten und zugleich einen der kräftigsten Zweige bildet. Man erblickt gut gewachsene, schlanke Männer. Zum Ideal weiblicher Schönheit aber gehört möglichst große Körperfülle. Tschua hält als Zierde seines Hofes eine Anzahl Weiber, die durch eine ausgesuchte Art der Ernährung so beleibt geworden sind, daß sie ihre Füße nicht mehr gebrauchen können und nur kriechend, und auch dies mit Schwierigkeit, fortzukommen vermögen. Doch sind wir Europäer im Hinblick auf die Körperverunstaltungen, die unter uns gang und gäbe sind, nicht berechtigt, über diese barbarische Geschmacksverirrung kopfschüttelnd den Stab zu brechen.

Die Sprache, die für die verschiedenen Stämme wesentliche Unterschiede nicht aufweist, ist eine echte Bantusprache.

Wir wissen, daß der Bau einer Sprache wesentlich auf der Art beruht, wie man die Wörter untereinander und zu Sätzen verbindet. Wenn wir z. B. die Begriffe Wort und Mann zu einander in Beziehung setzen wollen, so sagen wir Manneswort oder das Wort eines Mannes, in anderm Sinne der Mann giebt sein Wort, der Mann macht Worte. Es giebt Sprachen, in welchen diese Verschiedenheiten nicht in dieser Weise ausgedrückt werden können, weil Mann und Wort schlechterdings unwandelbar bleiben. Man kann beide Wörter eben nur neben einander stellen und überläßt es dem Hörer, den Sinn herauszufinden, in welchem sie verbunden zu denken sind. Höchstens kommt man dem durch die Stellung der Wörter und kleine eingefügte Wörtchen zu Hilfe. Daß

dennoch dabei ein Verständnis möglich ist, kann man an der prägnanten Kürze unserer Sprichwörter ersehen, z. B. ein Mann ein Wort. Sprachen nun, die wesentlich auf diesem Standpunkt stehen, nennt man formlose Sprachen. Unter ihnen erfreut sich das Chinesische der höchsten Bewunderung seiner Kenner. Das äußerste Gegenteil dieser Sprachen sind die formreichen, namentlich die flektierenden, die man wohl Wandelsprachen nennen könnte, weil ihr Wesen darin besteht, jedes Wort je nach seiner Beziehung zu andern in äußerst wandelbarer Gestalt erscheinen zu lassen. Die Versuche der Sprachen, über die Formlosigkeit sich zu erheben, sind sehr zahlreich. Eine Vorstufe der uns in ihrem Wesen wohlbekannten Flexion nun ist die Agglutination des Türkischen, der Indianersprachen und vieler anderen, zu denen auch die Bantusprachen gehören. An die unverändert bleibenden Wurzeln werden Laute und Silben „angeleimt". Die Wurzel „Ganda" z. B. erhält das Präfix „bu" zur Bezeichnung des Landes: Buganda; das Präfix „ba" zur Bezeichnung des Volkes: Baganda; das Präfix „mu" zur Bezeichnung eines Einzelnen: Muganda; das Präfix „ru" oder „lu" zur Bezeichnung der Sprache: Luganda. R und L vertauschen sich in allen Bantusprachen, worauf bei der Orthographie stets zu achten ist; man schreibt Nkoli und Nkori, Ruganda und Luganda u. s. w. Wenn man gewöhnlich jedoch nicht von Buganda, sondern von Uganda, nicht von den Baganda, sondern den Waganda liest, so ist das die von den Geographen und Missionaren recipierte Orthographie mit den Präfixen des Suaheli, der Verkehrssprache Ostafrikas.

Die Sprache der Waganda ist nach dem einstimmigen Zeugnis der Kenner ungemein wohlklingend und vokalreich. Wir hören das Urteil des kompetenten englischen Missionars Wilson: „Die gesprochene Sprache ist überaus sanft und klingt wie die italienische, da die Vokale in derselben vorherrschen und keine Kehllaute vorhanden sind. Zwar hat sie, wie alle wilden Sprachen, keine Litteratur und besitzt keine Schriftform, allein man fand, daß man, mit Umgehung des Q und des X, mit einem Alphabet von vierundzwanzig Buchstaben alle Worte schreiben kann."

Es folge als Sprachprobe ein Stück eines christlichen Lieds mit freier Übersetzung:

Mu mikomo gja Isa	In Jesu Armen
Emirembe bulidscho	ist Friede allezeit.
Tetulina entisa:	Da haben wir keinen Schrecken,
Tulina essanju njo.	wir haben reiche Freude.
Muwulira ebodosi	Horch auf eine Stimme
Mu gulu, lijogera:	im Himmel, welche sagt:
Isa je Mulokosi	Jesus ist der Heiland,
Je alina empera.	Sein Lohn ist bei ihm.

Um eine Idee des lebhaften Geistes zu geben, der das Volk beherrscht, bringt Casati zwei Fabeln bei, die er des öfteren gehört.

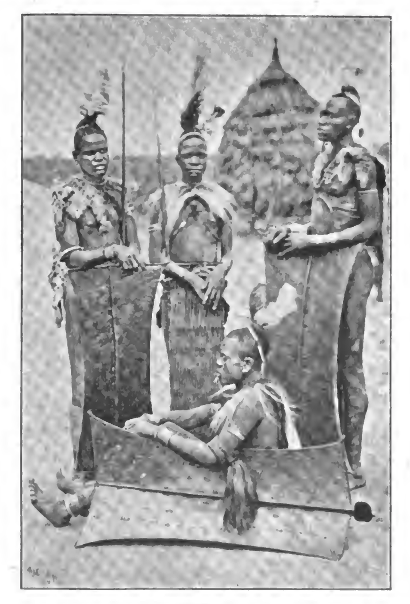
Das Haselhuhn und die Schildkröte.

„Ich bin besser daran, als Du," sagte das Haselhuhn zur Schildkröte. „Ich kann rasch gehen und noch mehr — ich kann fliegen." „Du Glückliche," antwortete die Schildkröte, „ich schleppe mich fort und, so gut es geht, mache ich meine Geschäfte ab." Nun traf es sich, daß die Menschen, um zu jagen, das Gras der Wiese anbrannten; das wachsende Feuer engte den Kreis immer mehr ein, die Gefahr für beide Tiere war offenkundig und sicher. Die Schildkröte schleppte sich in eine kleine Grube, die durch den Fußtritt eines Elefanten ausgehöhlt war, und rettete sich so. Das Haselhuhn dagegen versuchte den Flug; aber Rauch und Feuer ließen es herabfallen, und es starb. — Wer sich allzusehr rühmt, bleibt bei der Probe zurück.

Der Leopard und der Hund.

Der Leopard vertraute seine drei Jungen der Wache des Hundes an, indem er ihm versicherte, er werde ihn zum Lohne für den Dienst mit Fleisch versehen, jedoch unter der Bedingung, daß er keine Knochen fresse. Die Sache ging eine Zeit lang ganz gut; aber eines Tages gab der Hund der Versuchung nach, vergriff sich an einem Knochen, und ein Splitter, der sich losgelöst hatte, traf ein Junges am Kopfe und tötete es. Bei ihrer Rückkehr wurde es ihm nicht schwer, die Mutter zu täu-

schen, indem er die zwei Überlebenden nach einander zum Säugen trug. Aber bald traf einen zweiten Sohn dasselbe Los. Da sah sich der Hund bloßgestellt, ergriff die Flucht und suchte Schutz bei dem Menschen, der ihm versprach, ihn zu schützen und zu verteidigen, wofern er das Haus



Schulikrieger.

nicht verließe. Der Hund versprach es; aber wenige Tage nachher sah er einen Haufen Knochen in geringer Entfernung; da brach er das gegebene Versprechen und ging vom Hause fort. Der Leopard, der seit einiger Zeit nach ihm suchte, um den Tod seiner Kinder zu rächen, erwischte ihn,

tötete und verzehrte ihn. Seit jenem Tage hörte der Leopard nicht auf, die Hunde zu bekriegen und ihr Fleisch zu fressen.

Die Bevölkerung des weiten Gebiets ist, wie sich vermuten läßt, aus verschiedenen Stämmen gemischt, aber sie gehören zur selben Rasse und



Schulihäuptling.

sind durch die Übereinstimmung ihrer Sitten, Dialekte u. s. w. verbunden. Es giebt hier auch eine starke Kolonie der Schuli, die aus dem Gebiete von Fatiko infolge der von den Soldaten der ägyptischen Regierung ihnen zugefügten Plackereien auswanderten. Die Herrengeschlechter des Gebiets

sind von ganz andrer Abstammung, sie sind Wahuma, und diese gehören nicht zur Banturasse, sondern zum Galla-äthiopischen Volkstypus. Sie sind von hellerer, bisweilen sogar hellgelber Farbe und gefallen durch ein ovales Gesicht, feine Züge und die gerade, edel geformte Nase. Der



Schullhäuptling.

Wahuma-Stamm, der stark und zahlreich von Nordosten und Osten gekommen ist, hat die Sprache der Unterworfenen angenommen, seine Gallasprache hat sich nur trümmerhaft im Marktverkehr für eine Anzahl Artikel erhalten. Die Wahuma sind, soweit sie nicht Herren geworden, friedliche

Hirten, die über das ganze Gebiet hin zerstreut wohnen, am dichtesten in Karagua, verachtet in Uganda, da die Waganda den Krieg über alles lieben. Die Wahuma leben in abgeschlossenen Dörfern, halten an ihren alten Sitten und heiraten nicht Weiber aus anderen Stämmen, da sie sich als eine höhere Rasse betrachten. Ihre Beschäftigung ist die Zucht des Rindviehs, während sie die Feldarbeit gering achten. Ihre Haupt-



Geräte und Gefäße der Schulneger.

nahrung sind Milch und Fleisch, ihre Kleidung besteht aus zugerichteten Fellen. Wahumatöchter sind wegen ihrer Schönheit, ihrer guten Charaktereigenschaften und ihrer häuslichen Tüchtigkeit die Zierden der Harems der einheimischen Großen. Casati berichtet, wie dieser Stamm schon äußerlich aus der übrigen Bevölkerung sich heraushebt: „Die Art ihrer Kleidung, die beständig abrasierten Haare, die Verwendung von Sandalen an den Füßen, einige abergläubische Bräuche, ehe sie ihr Haus betreten, so oft sie nach einer längeren Abwesenheit heimkehren, all das macht die



Schuldorf.

Wahuma zu einer besonderen, von dem Volke, mit dem sie leben, abstechenden Kaste."

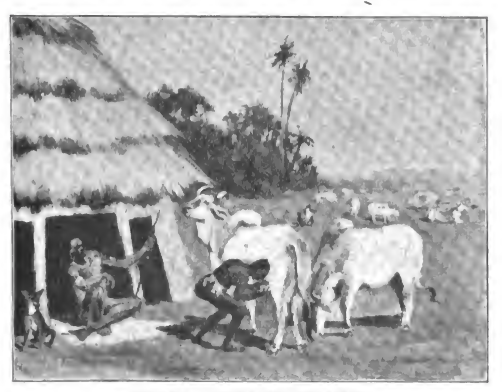


Musikinstrumente der Schuli.

Am 2. Juni 1886 wurde Casati von Tschua, dem Könige von Unjoro, das erste Mal in öffentlicher Audienz empfangen, nachdem er zur Vorbereitung des Rückzugs der Europäer aus Äquatoria den Weg von Wadelai nach Dschuaja, des Königs Residenz, glücklich zurückgelegt hatte. Tschua hatte bislang seine Grenze gegen Norden straff geschlossen gehal-

ten, Emin hatte ihn einmal besucht, doch der König war nach wie vor gleichgiltig geblieben. Aber seit dem Beginn der Wirren im Sudan redete der Schlaue auf einmal von seinem „Freunde“; was konnte auch unter den eingetretenen Umständen von den Massen Elfenbeins in Wadelai, von den Gewehren und dem Pulver der Truppen für ihn nicht alles abfallen!

Tschua ist eine echte afrikanische Majestät, unbeschränkt und gefürchtet, blutgierig und habsüchtig. Am Morgen bei Sonnenaufgang schon machen



Untersuchung der kranken Kühe König Tschuas.

ihm seine Verwandten ihre Aufwartung. In der herkömmlichen Tracht, barhäuptig und barfuß, in die Toga gehüllt, die auf der linken Schulter in einen Knoten geschürzt ist, nimmt er unter Trommel- und Trompetenschall die Versicherungen ihrer Ergebenheit, die Wünsche für sein Wohl entgegen. Das Volk begrüßt ihn, ehe es an seine Arbeit geht. Wie der König, getreu seiner Abstammung von der Wahuma, um seine Herden bemüht ist, haben wir schon gehört.

Die königliche Wohnung hat sieben Thore, ein Thor der Gäste, ein Thor der Wahuma, ein Thor des Volks u. s. w. Die äußeren Formen

der Audienz werden von dem Reisenden wie folgt beschrieben: „Der Herrscher trug ein durch Feinheit der Arbeit und des Schmuckes elegantes Tuchgewand, das Haupt hatte er mit einem roten Tarbusk nach arabischer Sitte bedeckt. Er saß auf einem großen Armstuhle, seinen erhabenen Fuß auf ein überaus schönes Leopardenfell stützend. Von kolossalen Formen, einer mehr als hohen Statur, mit einem starken und ausdrucksvollen Gesichte, einem mehr sarkastischen als gefälligen Lächeln, stets bereiter Zunge, überdachter Bewegung, erregt Tschua ein sympathisches Gefühl in dem, der ihm zum ersten Male entgegentritt. Der erstgeborne Sohn saß zu seiner Linken auf einem Schemel, der tiefer stand. Die Großen des Reiches lagerten im Kreise um die Hütte nach arabischer Art aus Verehrung auf dem mit grünem Papyrus[1]) bedeckten Boden sitzend. Hinter dem König befand sich eine Drapierung aus Seide, indische Manufaktur aus Zanzibar importiert, und hinter derselben sah man von Zeit zu Zeit Kinderköpfe, die sie aus Neugierde zurückschoben. Sechs Jünglinge der hervorragendsten Familien bildeten, die Gewehre in der Hand, um den Thron einen Kreis. Ich saß rechts von dem Könige, wenig Schritte von ihm entfernt. Die Audienz war kurz, aber herzlich."

Casati plädierte für folgendes Arrangement. Zuerst möchte für die Korrespondenz ein Weg nach Zanzibar eröffnet werden und Tschua mit Muanga von Uganda zu diesem Zwecke Frieden schließen. Die Regierung von Äquatoria werde ihm den notwendigen Tribut aufbringen helfen. Sodann möchte den Beamten und Truppen freier Marsch durch Unjoro gewährt werden. Ein Bündnis mit dem König Ntali von Nkole möchte den Weitermarsch sichern, falls Muanga nicht zu gewinnen sei. Tschua möge einen Vertreter nach Wadelai senden und die Grenze dahin für Ware aus Unjoro und Uganda öffnen. Dafür gebe man ihm das Gebiet der Schuli und Lur frei, überlasse ihm die wohlgefüllten Magazine und schenke ihm sogar zwei Dampfer.

Casati konnte eine klare Haltung des Königs nicht erlangen; er versprach

[1]) Papyrusblätter ändern die Farbe, wenn sie trocken werden.

König Tschua von seinen Verwandten beglückwünscht.

den Durchgang der Korrespondenzen, um sie heimlich zu beschlagnahmen, er wollte mit dem König von Nkole in Unterhandlung stehen, verjagte aber dessen Vertreter u. s. w. So galt es, die füchsischen Liste des Königs durch größere List zu übertrumpfen. Casati trat ins Einvernehmen mit Kaufleuten aus Zanzibar, die in Unjoro weilten; durch sie erhielt er Briefverkehr mit den englischen Missionaren in Uganda. So erfuhr er, daß Tschua dem Kaufmann Mohammed Biri, der jenen Befehl an Emin überbracht hatte, seinen Posten zu räumen, und der nun wiederum aus Zanzibar mit vielen Waren nach Wadelai unterwegs war, den Durchzug durch Unjoro versage, ja daß der König dem König von Uganda Vorschläge gemacht habe, sich mit ihm zur Gefangennahme und Entwaffnung der Abteilungen zu einigen, die sich allmählich auf den Weg gemacht hatten. Darauf sagte Casati kühn und kraftvoll in einer Audienz im Oktober 1886 dem König sein treuloses Doppelspiel auf den Kopf zu und erlangte die Erlaubnis des Durchzugs für Biri. Was von diesem Umstande abhing, erhellt daraus, daß Emin, der dem Kaufmann eine Strecke entgegen gereist war, schrieb, ohne ihn hätte er nach Wadelai nicht zurückkehren mögen. Biri war für die schwierigen Unterthanen Emins kein papierner Beweis, sondern einer von Fleisch und Bein dafür, daß die Regierung des Khedive Äquatoria und seine Besatzung nicht vergessen habe, daß der Weg durch das Seengebiet nach Zanzibar gangbar sei. Biris Stoffe und Glasperlen, die er in Masse gebracht, redeten auch eine stumme, und doch beredte Sprache. Aber Emin konnte sich nicht entschließen, wie ihm Casati riet, dadurch, daß er einigen Offizieren, die besonders gegen ihn intriguiert hatten, den Prozeß machte, sich wieder zum Herrn der Situation aufzuschwingen und den Abzug energisch und damit in der Hoffnung auf eine glückliche Vollendung zu betreiben. Lebte er immer noch der Hoffnung auf eine Gestaltung der Verhältnisse, die Aussicht auf eine neue Befestigung des europäischen Regiments im dunkelsten Afrika eröffnete? „Es war schlimm für ihn und für uns alle. Emins Zögern in der beständigen Hoffnung eines bessern Morgen erschütterte sein Ansehen als Befehlshaber immer mehr und trug ihm

stufenweise allgemeines Mißtrauen ein. Die Gleichgiltigkeit drang allmählich in die Reihen der Soldaten und Offiziere, und der Gehorsam sank allgemach zu einem bloßen Akte der Rücksicht herab."

Durch den Dankbrief, den Emin für die Reiseerlaubnis an Biri nach Unjoro sandte, brachte er seinen Freund Casati in eine üble Lage. Casati war es gelungen, Dank der ehrlichen Unterstützung des alten Ministers Katagora einen Ratgeber Tschuas mit Namen Abd Rehman als den Vater aller Hindernisse so gut wie zu entlarven. Emin glaubte in seiner Politik auch diesem Feinde höfliche Worte senden zu müssen. Aber Casati, der Vertreter Emins, stand nun als ein Mann da, der das Vertrauen seines Auftraggebers nicht voll genieße. Abd Rehman entzündete alsbald gegen den verhaßten Weißen, der ihn bloßgestellt, ein verzehrendes Feuer. Das erste Aufleuchten war der plötzliche Tod Katagoras gegen Ende des Jahres. Man hatte ihm Gift gereicht.

Die Kaufleute wurden bedroht, mit Casati nicht zu verkehren, den Eingebornen untersagt, ihm Nahrungsmittel zu verkaufen. Das dem König als Entschädigung für den Durchgang der Karawane Biris geschenkte Elfenbein wurde „rücksichtsvoll" zurückgewiesen.

„Die Hörner meiner Kühe," ließ Tschua sagen, „sind viel länger als die Elefantenzähne, die Sie mir geschickt haben. Ich weiß nicht, was ich damit machen soll. Behalten Sie dieselben für sich."

„Es thut mir sehr leid," ließ Casati antworten, „daß der König einen so nichtigen Vorwand nimmt, um unsere Beziehungen zu stören. Ich möchte ihm raten, den Einflüsterungen der Bösen nicht zu folgen. Was das Elfenbein betrifft, so werde ich es zu seiner Verfügung aufbewahren."

Aber Tschua ging noch weiter. Unter den Schuli und Lur wurde ein Aufstand organisiert, ja man besprach einen Angriff auf die Station Wadelai und hatte trotzdem die Frechheit, Emin mittels besondrer Gesandter zu einem Besuche in Unjoro einzuladen.

Der König zögerte mit der Durchführung seines Programms gegen die Weißen nicht. Das sollte sich im neuen Jahre zeigen.



Dorf in Unjoro.

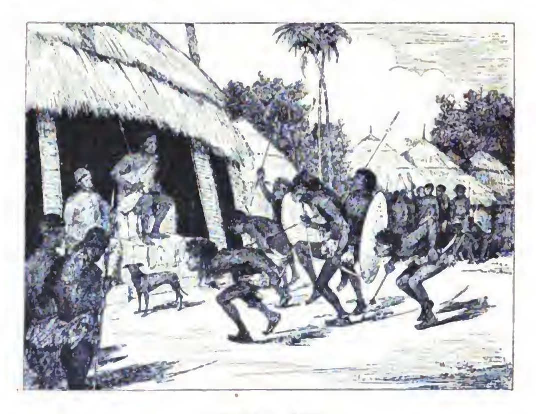
Dreizehntes Kapitel.

Im Januar 1887 erhoben sich die Schuli, aber Emin schlug sie aufs Haupt. Dadurch wurde Tschua in eine peinliche Lage gebracht, die ihn sogar zum Friedensschluß mit Uganda willig machte. Doch konnte er sich nicht versagen, die Zustimmung zum Frieden an den Gesandten Muangas unter ironischen Pantomimen zu geben. Scharen aus dem Volke der Lango mit farbig tättowiertem Leibe machten Kampfesevolutionen vor, indem sie sich gegen die von anderen Schauspielern dargestellte Botschaft der Waganda stürzten, als ob sie dieselben mit ihren Lanzen und ihren langen Messern angreifen wollten. Leute mit falschen zerzausten Haaren stürzten sich rasend vor den König hin unter dem Rufe: „Wir dürsten nach Blut; gieb uns einen dieser Unglücklichen!" Trompeten und Chöre stimmten das bekannte Lied an: „König Tschua ist mächtig; er hat die Dschefalù und die Waganda in Knechtschaft gebracht; er hat die Krieger zu Tribut verpflichtet; die einzigen Unüberwindbaren sind die Lango." Darauf erwiderte in scharfer und wohlklingender Gesangsweise ein Jüngling aus der Gesandtschaft der Waganda: „König Tschua, töte uns, wenn es Dir beliebt; lege uns auf den Scheiterhaufen, wie Du schon mit andern thatest; uns rührt das nicht. Kàbaka[1]) lebt, um uns zu rächen; seine Trommel wirbelt bereits zum Aufgebot!" Als Höhepunkt des Hohnes aber ließ Tschua den Gesandten, als er und die Seinigen sich zur Abreise anschickten, von dieser trunkenen Schar aufgereizter Wilder verfolgen.

---

[1]) Kàbaka ist der Titel des Königs in Uganda; Makàma in Unjoro.

Am Morgen des 8. Februars fand man im großen Saale des Palastes eine abgestochene Henne; man argwöhnte, daß die Araber in geheimem Einverständnisse mit uns stünden; zwei derselben wurden des Reiches verwiesen. Das Gerücht, Biri habe den Auftrag gehabt, mit Muanga namens des Gouverneurs von Äquatoria ein Bündnis zu schließen, gewann Gestalt; man sagte, die Soldaten würden bereits organisiert, um in das Land einzufallen. Derartige Unannehmlichkeiten setzten den König in beständige Angst, ihn, der schon durch das den



„Wir dürsten nach Blut!“

Schuli zugestoßene Unglück verzagt und dem Mißtrauen zugethan war. Der Thron stand gewissermaßen in Gefahr; die Seele des vielleicht über erlittene Vernachlässigung erzürnten Vaters, die Tschua unter die Zahl der zu verehrenden Geister gesetzt hatte, wachte nicht mehr über das Wohl des Reiches, wie vordem; sie ließ es in Trauer und Klage fallen; sie mußte also durch Opfer besänftigt werden.

Man befragte die Königin-Mutter, die Großpriesterin und Zauberin, und sie erließ den Spruch, man habe zu den entsetzlichen Zeremonien

des mpango — d. h. des Beiles — zu greifen, um die vorliegenden Übel zu beseitigen und den abgeschiedenen Kamrasi für die Zukunft gnädig zu stimmen.

Die Werkzeuge, die man bei diesem Ritus anwendet, sind eine Trommel[1]), die ganz mit einem dicken Messingdraht umsponnen und mit Talismanen geschmückt ist, die aus Holzstückchen bestehen, denen man verschiedene Zauberkräfte zuschreibt; dann ein Holzstuhl, der mit Löwen- und Leopardenfellen bedeckt ist; ferner eine ganz eiserne, etwa anderthalb Meter lange Lanze, die am Schaft mit Messingdraht übersponnen ist; endlich ein Beil — mpango — mit einem hölzernen Griff, der mit Leopardenfell überzogen und in dem Teile, der oben herausragt, mit Messingdraht umwickelt ist.

Der 10. Februar 1887 verlief; die Sonne neigte sich zum Untergange; ein mächtiger, dumpfer und schwerer Trommelschlag wurde vernehmbar. Plötzlich hörten die Gesänge auf, die Klänge schwiegen, der Markt entvölkerte sich, jeder suchte seine Wohnung zu gewinnen, die Straßen wurden öde, und drei lange Tage herrschte weitum Trauer und Schweigen. Nur die gedehnten, traurigen Schläge der großen Trommel verkündeten von Zeit zu Zeit, daß man eben den geheimnisvollen Ritus des mpango vollziehe, und machten die armen Einwohner vor Furcht erzittern. Es ist ein gewöhnlicher Glaube des Volkes, daß die nuggara, ohne geschlagen zu werden, ihre Wirbel entsendet, so oft der erzürnte Geist Kamrasis mit Menschenopfern versöhnt zu werden verlangt.

Die Zeit des geheimnisvollen Ritus war verflossen, die Sonne bezeichnete auf ihrem Wege sein Ende, die große nuggara ertönte in ihrer ganzen Fülle. Rufe des Schreckens, vermischt mit solchen der Ehrfurcht, widerhallten überall und pflanzten sich, dahinbrausend wie die Meereswogen, von Dorf zu Dorf fort.

---

[1]) Die Trommel ist das Nationalmusikinstrument in diesen Strichen; heißt doch U—ganda nach Stanley Land — der Trommeln. Peters will es als Bruderland deuten, entsprechend unserm Vaterland; aber wenn Stanley etymologisch nicht recht habe, so doch sachlich: in Uganda trommele man allerdings Tag und Nacht und aller Orten und Enden.

Die Morgendämmerung des nun folgenden Tages schaut den Vollzug des so schreckhaft angekündigten Opfers. Der König steht in der Hütte des mpango, an der Schwelle des weiten Eingangsthores, mit dem herkömmlichen Kleide angethan, einem großen Mantel aus Stoff von Baumrinde, über dem am Rücken und am Halse ein Leopardenfell hängt; das Haupt mit Talismanen gekrönt; die Gelenke, den Hals und die Knöchel der Füße mit geweihten Glasperlen geschmückt, mit der Rechten die kleine Lanze haltend; alle Großen sind im Halbkreise im großen Hofe verteilt, auf ihren kleinen Bänken sitzend; zur Rechten des



Menschenopfer.

Königs steht der Wächter des mpango, das verhängnisvolle Beil haltend. Die nuggara und der Stuhl für den großen Ritus werden vorne hingestellt; ein weites Becken steht auf der Erde, nicht weit davon entfernt. Schrecken und Schweigen beherrschen die Versammlung.

Der König winkt mit dem Kopfe; die Großen erheben sich und gebückt, zum Zeichen der Verehrung, nähern sie sich ihm; er berührt mit der Spitze der Lanze einen von ihnen an der Schulter; dieser tritt vor, streckt seinen Hals hin, das Schreckensbeil fällt herab, und das Blut wird in dem Becken gesammelt; der König besprengt sich mit demselben Stirne und Wangen, dann Stirne und Wangen aller Großen; hierauf

ergreift er das Gefäß und gießt den Rest des Blutes auf die Trommel und den Stuhl. Das Opfer ist zu Ende; nuggara, Stuhl, Lanze, Schild und Becken werden fortgetragen und nach der Residenz der Königin-Mutter geschafft. Auf einen Wink des Königs schleppen mitleidige Verwandte die Leiche des Unglücklichen fort, den die königliche Auszeichnung, die ihm widerfahren, das Leben gekostet hat.

Festlich erklingen Trommeln und Pfeifen; man schlachtet Ochsen, sticht immer neue Fässer Bier an, und auf dem noch eben mit dem Blute des Opfers besprengten Boden tanzen und springen die Trunkenen.



Prinzessin von Unjoro.

Dieser erschütternde Vorgang zeigt uns wieder die unheimliche Macht der Furcht vor bösen Geistern, die auf den armen Menschen Afrikas lastet.

Die Geister bilden ein ganzes großes Reich, von ihnen hängt Wohl und Wehe der Fürsten und Völker ab. Darum opfert man ihnen Menschen bei jedem Neumond, wenn auch das Opfer nicht so festlich gebracht wird wie das des mpango; auch das Grab des verstorbenen Königs Kamrasi wird oft vom Blut der Menschenopfer naß, die seinen Geist gnädig stimmen sollen.

Bei Anlaß einer Krankheit des Königs oder der Mitglieder der königlichen Familie haben die Menschenopfer eine ganz besondere Bedeutung. Casati erlebte, wie der Zaubergeist, dessen Abzeichen das Haupt der Königin-Mutter umgeben, vielleicht über mangelnde Ehrfurcht zornig wurde, ihren Sinn verwirrte und sie krank machte. Zwei Stiere, ein weißer und ein roter, wurden geschlachtet. Aber vergeblich! Der Geist erklärte sich nicht für besänftigt, und so bot man ihm Menschenopfer in

beträchtlicher Zahl. Dieser Brauch ist seit fernen Tagen üblich. Als Sunna, der König von Uganda, Mtesas Vater, von einer schweren Krankheit befallen worden war, wurde er sein eigener Arzt, indem er befahl, daß täglich hundert Menschenopfer zur Sühne gebracht würden, um seine Heilung zu veranlassen. Vierzehn Tage — denn so lang dauerte seine Unpäßlichkeit — sah jeder Sonnenaufgang diese schreckliche Schlächterei. Ein glückliches Geschick wollte, daß, als ihn der Tod in seine Arme zog, er kein derartiges Übermaß „frommen" Thuns zuließ. Als nämlich der Fürst auf seinem ersten Minister reitend — denn das war seine Sitte — von seinem Ritte zurückkehrend seine Residenz betrat, fiel er, von einem Schlaganfalle getroffen, tot zu Boden.

Aber auch sonst gilt den Despoten in jenem Gebiet ein Menschenleben allzu wenig. Der geringste Verdacht, das leichteste Vergehen können die Todesstrafe nach sich ziehen. Die Henker sind ein wichtiger, vielbeschäftigter Stand. Der Verurteilte wird mit Stricken an Arm und Fuß gern so gefesselt, daß er den Nacken beugen muß. Drei Keulenschläge gegen Schläfe und Hinterkopf bringen ihm den Tod.

„In den ersteren Zeiten meiner Ankunft in Dschuaja," schreibt unser Forscher, „wurde die Umgebung meiner Wohnung meistens als Schauplatz dieser Schreckensthaten gewählt. In der Stille der Nacht hörte man herzzerreißende Rufe, das Echo der drei Gnadenhiebe und ein Röcheln, das langsam erstarb. Eines Morgens lagen sieben schrecklich entstellte Leichen auf den nahen Feldern. Ich beklagte mich darüber bei dem Könige, er aber sagte mir, ich hätte darauf nicht viel zu achten, diese Leute verdienten kein Mitleid. Ich suchte ihm dann den Schauder klar zu machen, den diese Vorfälle auf mein Gemüt ausübten; er lächelte, wählte aber doch einen anderen Ort zu dem schrecklichen Geschäfte."

Seine Gnade und sein Vertrauen dagegen bezeugt der König durch Zulassung zur Zeremonie der Milch. Diese Auszeichnung ist aber nicht einmal für alle Mitglieder der königlichen Familie oder alle Oberhäuptlinge selbstverständlich. Wenn die Nacht herabgesunken und des Königs Tafel aufgehoben ist, treten die zur Zeremonie Zugelassenen in den



Hinrichtung durch drei Keulenschläge.

großen Saal der königlichen Wohnung. Die Trommeln wirbeln, die Pfeifen gellen den Königsmarsch; der König nimmt ein Gefäß voll frischer Milch und nachdem er getrunken, läßt er's zum Genusse bei den Geehrten reihum gehen. Der Akt geschieht bei verschlossenen Thüren; erst wenn die Zeremonie vorüber ist, bekommen die übrigen Freunde und Genossen Zutritt. Es folgt ein scharfes Trinken, das in den täglichen Zeitvertreib des Trunkenseins ausläuft.

Wir nehmen Gelegenheit, noch allerlei Spezielles von Land und Leuten in Unjoro zu berichten. Die Wanjoro haben ihre Hütten in ihren Bananenpflanzungen, so daß an Geschlossenheit der Dörfer, die an und für sich wenig umfangreich sind, gar nicht zu denken ist. Die Hütten sind von kegelförmiger Gestalt, das Dach steht über das hohe Thor vor. Das Innere ist mit einem gewissen Reichtum an Hausgeräten ausgestattet und in verschiedene Abteilungen geschieden.

Alle Wanjoro sind leidenschaftliche Trinker, und ein Glas Bier zieht man einem üppigen Essen vor. Die Männer von höherem Range speisen allein; die übrige Mehrzahl sitzt am gleichen Tische wie die Familie; alle gebrauchen Holzlöffel. Als Liebhaber der Festlichkeiten und Tänze ergreifen sie jede Gelegenheit, um diese ihre Leidenschaft zu stillen; sie tanzen bei Geburten und Hochzeiten, und selbst wenn die blutig ernsten Festlichkeiten des Neumondes vorüber sind, tanzen sie drei Tage und betrinken sich.

Die Wanjoro empfinden Furcht und Abscheu vor dem Regen und dem Tau. Sie gehen nicht aus dem Hause, wenn nicht die Sonne hoch am Himmel steht, und in den Morgenstunden sind die Straßen völlig verlassen. So auch, wenn es regnet.

Die Bewohner Unjoros sind tüchtige Gerber; aus den Häuten machen sie Kleider, die sich an Weichheit mit den gewobenen messen können. Ihre timbe sind Mäntel, die aus fein bearbeiteten Ziegenfellen bestehen und mit solcher Kunst zusammengenäht sind, daß die Haare niemals da, wo die Teile aneinander gefügt sind, unterbrochen erscheinen. Sie stellen auch aus Ochsenhäuten timbe her, welche sie ganz geschmeidig und leicht

machen, und welche den weniger Reichen als Kleidung dienen. Die Zubereitung solcher Stoffe erfordert ausdauernde Arbeit, der man mit größtem Fleiße obliegt, indem man fortgesetzt den unteren Teil der Häute mit kleinen Messerchen schabt, nachdem man dieselben vorher naß gemacht hat und mittelst Holznägeln, die im Boden befestigt werden, ausgespannt hält.

Die Sitte, Kleider aus Fellen zu tragen, ist den Wahuma nachgeahmt. Das herkömmliche und von der Mehrheit getragene Gewand jedoch, das auch bei den Festen und allen öffentlichen Geschäften getragen wird, weil es das eigentlich nationale Kleid ist, ist aus der Rinde der ficus lutia gefertigt. Überhaupt ist die für Centralafrika sehr vollkommene Bekleidung der Bewohner des Seengebiets beachtenswert. Ungenügend bekleidet zu gehen, würde den Betreffenden zu einem Gegenstande des Spotts und der Verachtung machen; bei Hofe würde es ein Verbrechen sein, das unter Umständen mit dem Tode gesühnt werden müßte.

Die Töpferkunst hat in Unjoro gleichfalls tüchtige Künstler aufzuweisen, welche Milchgefäße, Wassergeschirre, Tassen, Näpfe und, sowohl was Abwechslung der Form als Glätte der Oberfläche betrifft, überaus schöne Pfeifen herstellen. Die hierzu verwendete Erde ist schwärzlich oder rötlich, und diese Verschiedenheit hat einen unterschiedlichen Wert zur Folge, da man letztere höher schätzt.

In Unjoro existiert ein Beamtenadel. Die Manjòro sind die Minister des Königs, Statthalter der tributpflichtigen Provinzen, Korpsführer im Kriege. Die „Manjorie“ wird vom König verliehen und erbt dann auch auf einen der Söhne des Geehrten fort. Wer Manjòro ist, kann auch Kondoritter werden und erlangt dadurch die Rangstufe der königlichen Verwandten, die der Todesstrafe nicht unterstehen. Das Ordensband ist ein Streifen Kuhhaut, der auf der Außenseite mit Kauris[1]) und bunten Glasperlen besetzt ist und so getragen wird, daß er

[1]) Das Haus der Kaurischnecke (cypria moneta) wird bald als Münze, bald als Schmuck verwandt. — Die cypria moneta findet sich auch, aber selten und in etwas anderer Gestalt, im Mittelmeer und im Atlantischen Ocean, als ihre wahre Heimat kann



Die Zeremonie der Milch.

vom Vorderkopf über das Gesicht bis zum Kinn herabfällt. Die Zahl der Ordensmitglieder ist auf siebzehn beschränkt. Auch mit Prätorianern haben sich die Könige von Unjoro umgeben, die banassura heißen. Da diese Leibwache fremden Stammes ist, aus Deserteuren der ägyptischen Armee und entlaufenen Sklaven aller Rassen zusammengewürfelt, war sie vormals nicht besonders geachtet. Unter Tschua aber kam sie zu großer Bedeutung. Er ließ sich's schweres Geld kosten, seine banassura mit Gewehren auszurüsten, und hielt sich nun auf sie gestützt für den mächtigsten Fürsten des Weltalls. Die geehrten banassura aber emancipierten sich von aller Autorität, auch der der Manjòro, übten überall Gewalt und Erpressung, gegen die niemand bald mehr auch nur zu mucksen wagte, und bald gewann diese Militärpartei auch in den Regierungsangelegenheiten unter Zustimmung des Königs die Oberhand.

Im März 1887 gab König Tschua plötzlich seine Residenz Dschuaja auf, weil er glaubte, Emins Ankunft stehe nahe bevor. Eigenhändig schlachtete er am Auszugsthor einen zwölfjährigen Knaben und eine weiße Färse, um seines Vaters Geist zu gewinnen, daß er die Reise begünstige. Nach langem Umherziehen stieß er seine Lanze zu Muimba in den Boden. Rasch entstand ein neuer Königssitz, fast ebenso rasch wie das an den alten gelegte Feuer sein Werk an den leichten Hütten verrichtete.

---

man den Indischen Ocean ansehen. Wie konnte nun aber der Gebrauch, sie als Münze zu verwenden, von Indien auf Afrika übergehen? Wie geschah der Transport der Muschel selbst? Auf dem Landwege gewiß nicht, nicht nur weil die Schneckenhäuser denselben nicht gelohnt hätten, sondern auch, weil man weiß, daß der Gebrauch der Kauris sich vom westlichen Sudan aus ausgebreitet hat. Gab es also schon vor dem vierzehnten Jahrhundert, wo ein alter Afrikareisender das Schneckenhaus als Münze im Gebrauch findet, einen Seehandel zwischen Indien und der östlichen Küste Afrikas einerseits und der Westküste andererseits? Man muß annehmen, daß, wenn man die unendliche Anzahl von Kauris, die herübergebracht wurde, in betracht zieht, eine Anzahl, die ausreichen mußte, um als Münze zu dienen, ein solcher Transport nur auf dem Niger hätte vor sich gehen können.

Casati blieb in Dschuaja wohnen. Seine Leute waren bei ihm, aber einige banassura des Königs überwachten ihn, so daß er einsam und abgeschlossen lebte und nur heimlich mit Emin und nach Uganda hin korrespondieren konnte. Es begannen nun wie seiner Zeit, als Azanga sich mit dem Fremdling entzweit hatte, nächtliche Angriffe auf des Reisenden Wohnung. Auf Beschwerde erfolgte die königliche Antwort: „Schießen Sie auf die Räuber; das sind meine Unterthanen nicht, die in der Finsternis arbeiten." Was aber wohl erfolgt wäre, wenn der Europäer das mir nichts, dir nichts gewagt haben würde?! So wurde eine regelmäßige Nachtwache eingerichtet. Als Casati eines Tages den Posten revidierte, war derselbe eingeschlafen. Während er nun ihn anrief und munter machte, erhob sich plötzlich in der Nähe Lärm von einer schwerfälligen Masse, die sich entfernte. Casati gab auf Geratewohl zwei Schüsse ab. Am nächsten Morgen stellte sich heraus, daß der eingeschlafene schwarze Bursche in großer Gefahr geschwebt hatte. Deutliche Spuren verrieten die Anwesenheit einer ganzen Löwenfamilie, die von Casati verscheucht worden war. Der arme Bursche, dessen Leben an einem Faden gehangen hatte, lächelte; aber mit zitternden Lippen.

Tschua setzte von seinem neuen Sitze aus die Intriguen gegen Emin fort und spann die Absichten auf eine Überrumpelung von Wadelai weiter. Da wurde Casati einmal plötzlich zur Audienz geladen. Der Makáma saß in seinem weiten Lehnstuhle, düsteren Blickes, die Füße unruhig bewegend, mit der Hand krampfhaft den Zipfel des Gewandes ziehend, das ihn die Hüften hinab bedeckte; die Höflinge wagten kaum, gesenkten Hauptes, einen Blick auf den Nachbar zu werfen. Eine gute Weile währte das Stillschweigen, endlich brach der Sturm herein; die gewohnte Etikette vergessend, fuhr der König Casati in arabischer Sprache an, indem er ihm Verschwörung gegen seine Person und Einverständnis mit dem Gouverneur von Äquatoria zu seinem und seines Reiches Untergang zur Last legte.

Was war denn geschehen? Die Dampfer Emins, der von Casati gewarnt worden war, waren unversehens im Viktoria-Nil erschienen, die Er-



Die Krieger Tschuas beim Übergang über den Nil im Feuer der Dampfer Emins.

pedition der Wanjoro, die bereits den Übergang über den Fluß begonnen hatte, hatte kaum die Zeit zum Rückzug gefunden; die Barken der Eingebornen waren insgesamt weggenommen und zerstört worden; ein Häuptling war aus seinem eigenen Dorfe, das den Flammen preisgegeben wurde, vertrieben und einige Eingeborne und banassura waren von den Soldaten getötet worden.

Im Zorne schieden der König und Casati von einander. Casati gewann einen unbeobachteten Augenblick, seine beiden Gewehre von seinem Diener und einem Sudanesen, die bei ihm waren, laden zu lassen. Auf halbem Wege kamen ihm alle seine Leute beunruhigt über sein langes Ausbleiben entgegen; einer der Frauen gebührt das Verdienst, diesen wichtigen Gang veranlaßt zu haben. Casati war dadurch einer großen Gefahr entgangen. Zwei banassura hatten ihn auf dem Heimweg zu „schützen" gehabt, und später sagte einer derselben jener Frau bei Gelegenheit: „Verfluchte Hexe, wenn du nicht gewesen wärest, hätte uns dein Herr an jenem Abend die Unbequemlichkeit, uns heute mit ihm zu beschäftigen, erspart."

Zu dem Mißgeschick der verunglückten Expedition gegen Wadelai gesellte sich ein anderes. Uganda eröffnete den Krieg gegen Unjoro, ein Heer Waganda rückte ins Land. Casati giebt den Eindruck wieder, den die Kriegsschar auf ihn machte:

„Eine Schar von fünf- bis sechstausend Menschen, vom fünfzehnzehnjährigen Jüngling bis zum sechzigjährigen Greise, welche alle die verschiedensten Gegensätze in Bewaffnung und Ausrüstung boten, von den Wachen des Königs mit ihrem weißen Gewande, ihrer Tasche von Leoparden- und roten Pantherfellen, ihrem funkelnden, festen Perkussionsgewehre bis zum einfachen Bergbewohner, der einen knotigen Stock in der Hand trug und seine Hüften mit Lumpen von Baumkorkstoff bedeckt hatte, zwischen diesen beiden Gegensätzen eine unendliche Abstufung von Mustern alter Gewehre, Schilde, Lanzen in mannigfacher Form, Kleider von schmutziger alter Wolle, der herkömmliche Mantel aus Rindshaut oder Feigenbaumrinde, Schmuck in Glasperlen, Amulette, unter denen

die Ochsen- und Ziegenhörner mit gefeitem Pulver obenan standen — das alles bildete das Heer der Waganda."

Wir haben bei einem solchen Heer an europäische Zustände des Mittelalters zu denken. Wie dort die Lehnsmannen ihre Fähnlein dem Kriegsherrn zuführten, so hier die Häuptlinge die Ihrigen dem König, ohne daß an die Einheitlichkeit einer modernen Truppe zu denken wäre. Auch der europäische Grundsatz der Gegenwart, daß Krieg nicht den Bürgern des Landes gilt, wie unser Kaiser am 11. August 1870 dem französischen Volk durch Proklamation kundthat: „Ich führe den Krieg mit den französischen Soldaten und nicht mit Frankreichs Bürgern; diese werden deshalb fortfahren, einer vollständigen Sicherheit für ihre Person und ihre Güter so lange zu genießen, als sie mich nicht selbst durch feindselige Unternehmungen gegen die deutschen Truppen des Rechtes berauben, ihnen meinen Schutz angedeihen zu lassen" — dieser humane Gedanke ist natürlich nach Afrika noch nicht gedrungen. Nicht in Operationen gegen den Feind besteht der Krieg dort, sondern im Plündern und Beutemachen. In Brand gesteckte Hütten, ausgeraubte Vorratshäuser, zerstampfte Felder bezeichnen den Weg, den eine Truppe genommen. Weil sie aber alles verwüstet, was sie nicht mitschleppen, nicht im Augenblicke auffressen kann, so sitzt ihr oft bald der Hunger im Nacken, um als bester Bundesgenosse der Bekriegten einen feindlichen Einfall auf längere Zeit und kühne Märsche unmöglich zu machen.

König Tschua stellte den Waganda seine Leibwache entgegen, seine Unterthanen waren schwierig. Als er nämlich vor einiger Zeit selber an Krieg gegen Uganda gedacht hatte, hatten die landbauenden Unterthanen schon ihre Beihilfe verweigert. „Ihr habt eure banassura und eure Gewehre; ihnen habt ihr seit lange unsere Verteidigung und jene des Reiches anvertraut; sie sollen auch die Bedürfnisse des Krieges decken!" Das war die Antwort, welche die Häuptlinge und Unterthanen auf die mit der großen nuggarra gegebene Aufforderung zur Vereinigung zum Kriege gaben. Jetzt weigerten sie sich wiederum, mehr zu thun, als Habe, Weib und Kind und die eigne Person in Sicherheit zu bringen.

Der Feind kämpfte mit Glück, Tschua mußte aus Muimba sich auf die Flucht begeben. Casati deutete seine Neutralität an, indem er in Dschuaja die ägyptische Flagge hißte. Die Feinde fragten ihn über den Weg, den der flüchtige König genommen. Ihre Vermutungen darüber erwiesen sich als falsch, Casati wäre in der Lage gewesen, sie zu berichtigen. Mit einem Wort, einem Wink seiner Hand hätte er Tschua ihnen überliefern und sich von dem Tyrannen befreien können, der ihn aus einer schwierigen Lage in die andere warf. Er unterließ es. „Ich wollte



Tschua auf der Flucht.

nur mit der Treue eines Gastes den ohne Unterlaß zu unserm Unheil gesponnenen Verrat erwidern.“ Doch verhandelte er mit den Waganda wegen einer Besetzung Kibiros am Albert-See durch die Regierung und einem künftigen Bündnis, falls Unjoro länger in der Gewalt Ugandas bleiben sollte. Missionare von Usukuma im Süden des Viktoria-Sees versicherten dem weißen Landsmann später, Muangas Feldherr habe Befehl gehabt, bei dieser Gelegenheit Casati zu töten. Er verdanke seine Rettung nur den vielen christlichen Waganda, denen ihre Missionare ans Herz gelegt hatten, darüber zu wachen, daß der schreckliche Plan zu

nichte würde. Es ist etwas Großes, wenn nach so kurzer Zeit, die das Kreuz damals in Uganda leuchtete, die stille Arbeit der Mission schon solche Erfolge verzeichnen darf.

Inmitten der Kriegswirren zwischen Unjoro und Uganda kam Emin nach Kibiro. König Tschua fürchtete nun auch eine sudanesische Invasion seines Reichs und bat Casati um seine Vermittlung zum Abschluß des längst geplanten Bündnisses zwischen ihm und Emin.



Casati unterhandelt mit den Häuptern der Waganda.

Namens des Gouverneurs ließ Casati nun dem Könige durch seinen Gesandten die kategorischen und unwandelbaren Beschlüsse übermitteln, entweder eine durch Bluttausch geheiligte Verbindung oder die Erlaubnis, Kibiro und die Hochebene von Kitana zu besetzen, da es für Emin die allererste Notwendigkeit sei, Verbindungen mit Uganda zu unterhalten. Die Großen des Reiches, die militärischen Häupter, wurden über einen so kühnen Vorschlag unruhig und beschlossen in einer stürmischen Versammlung, von dem Könige Casatis Vertreibung aus dem Lande und den Abbruch jeglicher Beziehung mit der Regierung Äquatorias zu verlangen.

Der Fürst jedoch weigerte sich, einen solchen Antrag durchzuführen, und im August 1887 lud Casati ein Bote mit Geschenken und den königlichen Worten ein: „Mein Sohn wird mit Ihnen Blut tauschen. Ich bedarf eines Verbündeten und nehme den Vorschlag an, der mir gemacht wurde. Der letzte Krieg, in den ich durch die schlechten Ratschläge Abd Rehmans und den Haß der Großen und der banassura verwickelt wurde, war thöricht und unüberlegt. Ich bin der König, und mein Wille ist Gesetz. Das alte Dschuaja soll wieder aufgebaut werden. Ich werde mich bei Ihnen niederlassen. Als der Sohn des großen Kamrasi habe ich meine Lippe niemals mit einem lügenhaften Worte befleckt."

Aber Tschua war ein Schwarzer, also trotz dieses Überschwangs von Bewußtsein seiner Vortrefflichkeit bis zur Verstockung verlogen, bösen Einflüssen leicht zugänglich, eine echte Mischung von Bosheit und Feigheit. Bald genug sprang der Wind bei ihm wieder um, das Bündnis kam nicht zustande.

Unglücklicherweise stellte sich auch Biri bei Casati ein, den seine Tour wieder einmal durchs Land führte. Es fehlte ihm die Erlaubnis des Königs dazu, und in Unjoro eindringen, sich an den Grenzen zeigen, ohne vorher die königliche Genehmigung einzuholen und ohne Befehle über das Benehmen unterwegs erhalten zu haben, ist ein Attentat auf die geheiligte Majestät des Makáma, und wer sich solches zu Schulden kommen läßt, zahlt in den meisten Fällen sein Vorgehen mit dem Leben.

Dazu kam, daß einige junge Wanjoro vornehmen Geschlechts, die auf Casatis Rat nach Wadelai auf die Schule gebracht worden waren, in die Heimat zurückkehrten und somit die Möglichkeit genommen war, sie als Geiseln zu gebrauchen, wenn das nötig werden sollte. Auch ging Emin nach dem Norden seiner Provinz ab, um die dort schwierig gewordenen Truppen zu ihrer Pflicht und zur Vernunft zurückzurufen. Casati bat, daß alle Woche ein Bote nach Kibiro käme und jede zweite Woche einer der Dampfer da anlaufe, auch erbat er sich ausgesuchte Elefantenzähne und eine Kiste Patronen als ein Geschenk an den König.

Emin versprach's, aber die Dampfer ließen sich nicht sehen, einer beträchtlichen Reparatur wegen konnten sie nicht kommen. Vom Könige kam keine Botschaft, kein freundlich Wort. „Die spöttischen und übermütigen Fratzen unserer angeblichen Schutzwachen riefen uns jeden Augenblick unsere elende Lage ins Gedächtnis."

Im Dezember brachte ein Sklave der im Lande weilenden Kaufleute böse Kunde. In Gegenwart der Großen des Reiches und ihres Führers Abd Rehman, dieses Mephistopheles Tschuas, hatte ein banassura vor dem König die schwersten Anklagen gegen Casati erhoben; er verachte den König, sei im Einverständnis mit Muanga auf des Königs Sturz bedacht, halte viele Bewaffnete in seinem Hause. „Ich weiß es," sagte der König, „und weiß auch, woran ich bin —". Er gab ernsten Befehl, das Haus des Weißen zu umzingeln, ihn und den türkischen Kaufmann zu vertreiben und, wenn möglich, beide zu töten.

So schloß das Jahr 1887. Lange genug hatte das Gewitter über dem Einsamen auf freiem Feld gedroht, nun zuckte der erste Blitz; der Donner rollte nach. Bald krachte Schlag auf Schlag.

Vierzehntes Kapitel.

In den ersten Tagen des neuen Jahres (1888) lief die Nachricht ein, gegen Sonnenuntergang vom Albert-See seien Europäer angekommen, mit viel Kriegsvolk und einer Kleidung wie die Zanzibariten. Das war Stanleys Hilfsexpedition, der nach einem Aufenthalt in Zanzibar zur Anwerbung von Trägern von der Westküste Kongoaufwärts gezogen war, um Emin Pascha zu entsetzen. Hoffnung und Freude warfen ihr Sonnenlicht in die Herzen der Vereinsamten in Unjoro, aber nur auf kurze Weile. Dieselbe Nachricht trieb Tschua zum Äußersten.

Casati und Biri wurden zu neuerlichen Besprechungen mit Gnakamatera, dem neuernannten ersten Minister, eingeladen. Man wollte sie aus ihrem Hause fortlocken, das man stark verschanzt und von Bewaffneten erfüllt glaubte, die einzeln sich aus Wadelai zugeschlichen hätten. Casati durchschaute den Plan, wollte zu Hause bleiben und unter Umständen einen Angriff aushalten. Biri aber glaubte die Aussicht, daß er bei dieser Zusammenkunft die Erlaubnis zur Weiterreise nach Uganda erhalten solle, nicht von der Hand weisen zu dürfen und wollte hingehen. Das entscheidende Gespräch der beiden in dieser Sache nahm folgenden Ausgang. Casati sprach: „Wollen wir wenigstens keine Karte ausspielen. Wollen wir uns weigern, der Einladung zu folgen und uns dem Schicksal anvertrauen. Wäre ich allein, so würde ich nicht zaudern."

„Aber das heißt, uns in den sicheren Tod stürzen."

„Nein, der sichere Tod liegt darin, daß wir uns freiwillig der Gnade Gnakamateras überlassen."

„Wohin hat uns die Politik des Gouverneurs geführt!"

„Die Ereignisse haben sein Verhalten beeinflußt; die Zwistigkeiten in der Provinz haben ihm die Hände gebunden und ihn gehindert, eine konsequente Politik zu verfolgen; aus diesem Grunde war er stets nicht nur entschlossener Handlungsweise abhold, sondern auch mit seinen Geschenken zurückhaltend, wovon ich stets abriet. Der König von Unjoro und seine Minister sind um gute Worte nicht käuflich, wohl aber um reiche und ergiebige Geschenke."

„Und wir haben indessen die Folge zu tragen."

„Wie steht es also um uns? Sowohl ich, wie Sie, haben uns freiwillig angeboten; da heißt es Mut haben. Es ist noch etwas Schlimmeres dabei. Wenn das Opfer vollbracht ist, wird unser Name statt Mitleid und Dank Geringschätzung finden, wie der von Leuten, welche Unheil gesät haben. Hören Sie auf meine Worte. Versuchen wir den Widerstand."

„Ach nein! Das ist noch schlimmer. Soll das Unglück uns treffen, so ist es nicht abzuwenden. Nun denn! Ich werde morgen gehen und mich Guakamatera vorstellen."

„Wir eilen in unser Verderben."

„Sei's so! Ich gehe. Wenn Sie mich nicht begleiten wollen, gehe ich allein."

„Nein, lieber Biri, ich werde Sie nicht verlassen. Ich gehe morgen mit Ihnen."

So klar war Casati über das, was kommen mußte, und so mutig ging er doch um des Kameraden willen mit in die Höhle des Löwen.

Die nun folgenden dramatisch lebendigen und ergreifenden Scenen müssen wir mit Casatis eigensten Worten hören:

„Um sechs Uhr des andern Morgens (9. Januar 1888) machten wir uns, Biri und ich, begleitet von meinem treuen Burschen, einem Korporal der Regierung und drei banassura nach der Wohnung Guakamateras auf den Weg. Nachdem wir den Fluß überschritten hatten und auf die Ebene gelangt waren, von der aus man in der Ferne das Haus des Wesirs erblickt, zeigte sich zu unserm großen Erstaunen der Ort von

zahlreichen Bewaffneten besetzt. Das versetzte uns einen Stoß ins Herz; wir blickten einander stumm an, und Biris Mund entglitt ein leises: „Kehren wir um!“ „Es ist umsonst, wir müssen vorwärts gehen, beschleunigen wir den Schritt; gehen wir an den Eingang.“ Die Rufe hörten auf, die Bewaffneten sammelten sich auf unserm Wege; einige grüßten uns. Wir blieben in der Nähe des Sitzungssaales stehen.

„Nicht weit von da, am Fuße uralter Bäume, welche der Reichtum an Blättern und die Höhe des Stammes gleich majestätisch machte, saßen der Großpriester und im Kreise um ihn herum vollzählig die geringeren Magier. Er hatte das Haupt mit einem reichen Turban von rotem Stoffe, den Glasperlen und Muscheln schmückten, bedeckt, und an den Seiten der Stirne standen zwei Ochsenhörner hinaus, an welchen kleine Talismane von Holz hingen. In der linken Hand hielt er ein großes, mit Zauberpulver gefülltes Horn, und in der rechten schwang er den Beschwörungsstab. Er trug das weite Kleid aus Ochsenhaut, das an der linken Schulter befestigt war, und saß auf einem kleinen Schemel in ernster Haltung, wie es seiner hohen Würde geziemte.

„Die Thüre des Palastes geht auf, Trompetenschall erklingt und heraus tritt der Wesir, von den Würdenträgern des Reiches und einer Masse Bewaffneter umgeben. Die Rotten, die auf dem Platze ringsum zerstreut waren, treten zusammen und bilden einen dichten Kreis in geringer Entfernung; es sind mit Gewehren, Lanzen, Schilden, Bogen, Pfeilen Bewaffnete — wohl einige tausend. Ein heiliges, eisiges Stillschweigen, das feierliche Handlungen verkündete, beherrschte die Versammlung, aller Augen richteten sich auf Gnakamatera, der durch die hohe Gestalt und den Umfang seines Kopfes über die Schar, die ihn umschloß, hinausragte. „Das ist Verrat“, flüsterte ich Biri ins Ohr. „Mag Gott uns helfen! Eitel ist jede Hoffnung. Zeigen wir Mut!“

„Vielleicht zehn Minuten waren seit der Ankunft des Wesirs verflossen. Plötzlich streckte er entschlossen den rechten Arm aus. Das Signal war gegeben. Von schrecklichen Rufen erdröhnte die Luft, die zügellose Schar stürzte sich über uns. Man faßte uns, knebelte uns mit

Stricken und band uns auf barbarische Weise an die mächtigen Bäume in der Nähe des Großmagiers. Der Mütze und alles dessen, was ich in



Casati, an den Baum gebunden.

der Hand und in den Taschen hatte, beraubt, wurde ich mit Stricken am Halse, an den Armen, den Gelenken, den Beinen und dem Spann der

Füße gebunden und mit so schrecklicher Sorgfalt an einen dicken Baum angeknebelt, daß ich nicht im stande war, auch nur die allergeringste Bewegung zu machen; der Strick am Halse ward so eng gezogen, daß er mir den Atem benahm, und ein Arm wurde verrenkt und in schmerzliche Stellung gezerrt.

„Der arme Biri wurde, seiner Kleider völlig beraubt, an einen dem meinigen nahen Baum mit Stricken an den Gelenken, am Hals und an den Füßen geknüpft. Mein Bursche Oakil stand da, am Halse, an Armen und Füßen gebunden; der Korporal hatte Stricke an den Armen und ward an einem Baume in der Nähe Biris befestigt.

„Ich schmähte, den Blick gegen Gnakamatera wendend, der wenige Schritte entfernt unerschrocken dastand, gegen die Feigheit, ein Kind zu binden, und bat, Biris Fesseln zu erweitern. Seine Stricke wurden etwas erträglicher weit gezogen, und dem Knaben die seinigen um den Arm abgenommen. Als jedoch ein banassura die Aufmerksamkeit des Wesirs auf die maßlos grausame Weise, mit der ich gebunden war, lenkte, rief dieser in einem mächtigen Zornausbruche, es sollte mir auch der Leib mit einem Stricke an den großen Baum gebunden werden. Die Trabanten waren freudetrunken bereit, diesen Befehl auszuführen. Ich lächelte und tröstete mich damit, daß der Strick, den man mir um den Hals gebunden hatte, noch neu war und unter meinen Bemühungen so weit nachgab, daß er eine minder beschwerliche Atmung gestattete.

„Gnakamatera näherte sich mir noch mehr. „Ich begebe mich," sagte er, „auf Befehl des Königs nach Ihrer Behausung. Ich weiß, daß Sie dort viele Bewaffnete haben, welche heimlich einer nach dem andern von Wadelai gekommen sind, und mit denen Sie das Land zu erobern dachten. Wehe Ihnen, wenn ich seitens derselben den geringsten Widerstand finde! Sie werden sofort getötet werden."

„„In dem Zustande, in welchem Sie mich auf Befehl Ihres Königs versetzt haben", erwiderte ich, „kann ich für alles das nicht verantwortlich sein, was etwa geschieht, wenn Sie zu meinem Hause kommen. Indessen rate ich Ihnen, diesen Burschen mit sich zu nehmen; er wird den Be-

waffneten, die sich dort befinden, mein Wort überbringen und bei ihnen Glauben und Gehorsam finden."

„„Gut denn! Geben Sie Ihre Befehle!"

„„Die Soldaten der Regierung sollen die Waffen strecken, und Du, Bursche, gehorchst ohne Zögern allem, was Gnakamatera verlangen wird. Niemand soll sich widersetzen, niemand klagen."

„Der Wesir brach auf, von seinen Truppen begleitet, indem er etwa dreihundert Bewaffnete zu unserer Bewachung zurückließ.

— —

„Der Schmerz, welchen die Knebelung verursachte, die Strahlen der Sonne, die an jenem Tage glühender als je zu sein schienen, der brennende Durst, welcher die Kehle peinigte, der beständige ununterbrochene Spott einer trunkenen, blutdürstigen Menge verursachte uns eine Kalvarienscene von überaus langen Stunden.

„Der arme Biri sagte bald die Gebete seines Korans her, bald schluchzte er, seiner Kinder und seines verlorenen Elfenbeins gedenkend, und überließ sich der Verzweiflung, indem er das Gespenst des nahen Todes vor sich schaute. Ich sprach ihm Mut ein, bestärkte ihn zu hoffen, flehte ihn an, kein Schauspiel der Feigheit zu geben; aber auch mir durchbohrte es das Herz nur allzu tief, uns dem Spotte eines despotischen, wilden, abergläubischen Königs preisgegeben zu sehen.

„„Wäre ein Dampfer von Duflè gekommen, wie Sie verlangt haben, wäre uns kein solches Los geworden. Der Pascha war über die Gefahr benachrichtigt." So sprach Biri und ließ sich von Ausbrüchen des Zornes und des Unmutes hinreißen.

„Der Korporal Surur, weniger unglücklich als wir, ließ sich durch die Worte seiner Landsleute trösten, die ihm zuredeten, sich dem König zu unterwerfen, der ihm nicht nur verzeihen, sondern ihn als Soldaten besonders wertschätzen würde; auch brachten sie Tassen mit Wasser nach seinem Belieben.

„Noch immer schwankte jene thörichte, trunkene und fanatisierte Menge infolge der großen Furcht, die im Grunde ihres Herzens herrschte.

Einer der kühnsten unserer Wächter nahte sich mir und versuchte, die Riemen meiner Schuhe, wahrscheinlich um sich dieselben anzueignen, zu lösen. Entrüstet über ein solches Vorgehen, stieß ich, da ich mir nicht die geringste Bewegung gestatten konnte, einen Schrei aus, indem ich den Unverschämten scharf ansah. Dieser und die Menge wichen, von plötzlichem Schrecken erfaßt, in Massen eiligst zurück, indem sie aneinander stießen und aufeinander fielen.

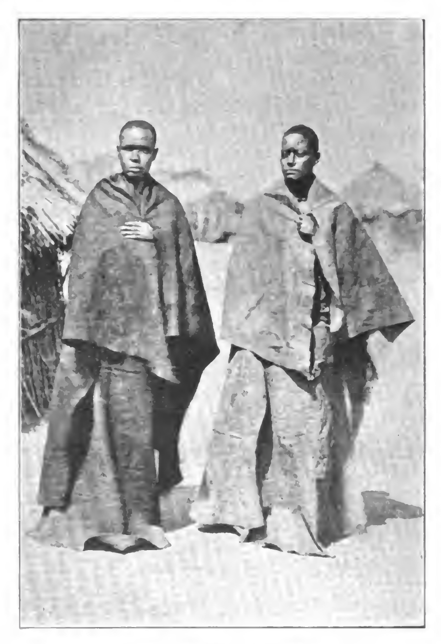
„Jetzt hielt sich die Menge in Entfernung, bis einer der Häuptlinge, in welchem die Pflicht über die Furcht triumphierte, nach langem Zögern und mit aller Vorsicht in den Taschen meiner Hosen suchte und die andern versicherte, daß kein Zauber drinnen sei. Der bezauberte Gegenstand sollte ein Blatt Papier sein. Ich konnte nicht umhin, in ein Gelächter auszubrechen, dem gleichzeitig ein schallendes Lachen der ganzen Menge folgte, und auch den armen Biri traf ein Strahl der Heiterkeit.

„Gegen drei Uhr nachmittags kehrte mein Bursche zurück und erteilte namens Guakamateras den Befehl, unsere Fesseln zu entfernen. Die Wächter protestierten laut gegen eine solche Erleichterung; sie konnten nicht daran glauben und verlangten, daß ein banassura des Wesirs käme. So kam durch die Laune der fanatisierten Menge noch ein Überschuß an Qualen zu den früheren hinzu; sie ward für geraume Zeit neu entflammt, und die Reihe der Schmähungen, der Beleidigungen und Drohungen begann von vorne.

„Als der Knabe, von dem Leibwächter Singoma begleitet, zurückgekehrt war, erscholl ein allgemeiner Ruf des Mißfallens von allen Seiten. Singoma befahl, die Fesseln zu lösen, die meine Arme umschlangen; der Häuptling, der zur Bewachung zurückgelassen war, wies es ab und protestierte dagegen. Er wird die Arme nicht nur leichter knebeln, sondern sogar freimachen, wenn er die herkömmliche Zahlung bekommt.

„Man verlangte meinen Rock. Ich gab nach. Allein man wollte ihn von vorneherein; es ist nicht möglich, ihn herzugeben, ehe die Stricke gelöst sind. Neuer Protest, neue Unverschämtheiten.

„Endlich band man mich los, nahm mir den Rock und knüpfte mich wieder an, jedoch so, daß mir die Arme frei blieben; ebenso machte man es mit Biri.



Verwandte von Tschua im Festanzuge.

„Es ist in Unjoro eine von dem Fürsten geduldete Sitte, zu gestatten, daß die Wachen mit den in Fesseln gelegten Personen schändlich um einen größeren oder geringeren Teil von Grausamkeit, je nach dem Grade ihrer Gier, markten. Wenn daher ein Unglücklicher oder ein An-

geklagter in der Lage ist, ihrer Lüsternheit mit Geld zu genügen, so kann er sich auf kurze Zeit eine Straferleichterung verschaffen, die sich auch wiederholen oder fortsetzen kann, wenn der Betroffene seine Geschenke wiederholt oder fortsetzt. Ist der Unglückliche aber arm und darum außer stande, das geringste Opfer zu bringen, so erduldet er sicher noch größere Grausamkeit und Qual, als der König angeordnet hat.

„So machen sich die königlichen Beamten für ihre dem König geleisteten Dienste bezahlt, und dieser entzieht sich auf diese Weise der Verpflichtung irgend welcher Gegenleistung. Und dieses System der Erpressung erstreckt sich auf jede Art von Dienstleistung. Besuche in den Distrikten, Botschaften an die Häuptlinge, Haussuchungen, Verhaftungen von Personen, Transporte für das königliche Haus, alles wird ohne Unterschied mit einer Taxe belegt, die nach Willkür von dem Bediensteten erhoben wird.

„Die Unzufriedenheit infolge derartigen Vorgehens ist mehr als allgemein, und wäre nicht die Furcht, welche die beträchtliche Anzahl der mit Flinten Bewaffneten einflößt, so liefe die öffentliche Ordnung in Unjoro jeden Augenblick ernste Gefahr, gestört zu werden.

„Der Bursche setzte mich kurz von allem in Kenntnis, was sich nach unserm Abzuge und der Ankunft Gnakamateras in meinem Hause zugetragen hatte.

„Des Morgens wurde, sowie wir weg waren, das Haus ringsum in einer gewissen Entfernung von etwa zweitausend Bewaffneten umlagert. Als dann der Wesir meiner Wohnung nahe war, hielt er mit seinem Heere auf einem vorstehenden Hügel und schickte von da einige Bewaffnete mit dem noch immer geknebelten Burschen ab. Die Waffen der beiden Soldaten sowie die meinigen samt den Patronen wurden vor den Befehlshaber gebracht; mein Besitz und jener Viris, unserer Leute und der Soldaten wurde auf dem Platze nahe bei unserer Wohnung zusammen niedergelegt; die Leute des Hauses mußten herausgehen und sich an einem unter Wache stehenden Ort stellen.

„Haufen von Bewaffneten drangen dann ins Innere, untersuchten

eingehend jeden Ort und spürten nach, indem sie mit den Gewehrkolben an den Boden von Stelle zu Stelle hinschlugen, um sich zu vergewissern, ob keine unterirdischen Schlupfwinkel vorhanden seien.

„Als Gnakamateras Herzensangst beruhigt war, stieg er, nachdem er von dem Erfolge der Untersuchung Meldung erhalten hatte, unter Flintenschüssen und dem Wirbeln der Trommeln den Hügel hinab, überschritt den Fluß und betrat triumphierend meine Wohnung, um dort zu ruhen. Die Roheiten und Mißhandlungen, welche unsere Leute zu erdulden hatten, waren dem Geiste derer, welche die wilde Horde bildeten, entsprechend und seiner würdig.

„Unterdessen trug man alle meine Effekten nach der Residenz des Wesirs. Ich sah der Reihe nach die Waffen, die Kisten, die Vorräte, sowie auch das Elfenbein, das Eigentum der Regierung war, dort abladen; die Waren Biris wurden an einem anderen Orte aufgespeichert. Gnakamatera trat den Heimzug an. Ich empfahl meinem Burschen Standhaftigkeit und riet ihm zu fliehen, um nach Wadelai die Nachricht zu bringen, daß Stanley sich in der Nähe befände.

„Es geht auf fünf Uhr nachmittags. Gnakamatera, von den Priestern umringt, in der rechten Hand einen Büschel Kräuter haltend, kommt an dem Platze an. Die Pfeifen klingen, eine Trompete schmettert, die Trommeln wirbeln, die Musketen krachen, und lärmend jubelt die Menge dem Sieger ihren Beifall zu.

„Gnakamatera warf einen Blick auf mich und sah, daß ich die Arme frei hatte. Da erging er sich in Schimpfreden und befahl, mich neuerdings zu binden, was unter Freudengeschrei seitens meiner Schergen geschah.

„Nun vertauschte der Wesir sein kriegerisches Gewand mit dem feinen Anzug von Stoff, kam dann aus seiner Wohnung heraus und setzte sich auf einen großen Stuhl, indem er um sich die Masse der Bewaffneten und des Volkes zu einer Beratung scharte.

„„Dieser Mensch," sagte er, indem er auf mich deutete, „hat in Vereinigung mit dem anderen," wobei er auf Biri wies, „die Waganda

in unser Land gerufen. Seinethalben wurden Euere Weiber und Euere Kinder geraubt, Euere Häuser in Brand gesteckt, Euer Gut geplündert, Euere Ernte vernichtet. Der König hat sie dieser Verbrechen halber mit seiner Gerechtigkeit erreicht und sie der Rache meines Armes anvertraut."

„Ein lärmendes Geheul, voll Drohungen und innerster Überzeugung brach über unsere Häupter herein: gobia, gobia — Verräter! Verräter!



Casati wird abgeführt.

„Hierauf rief Gnakamatera den Korporal. Was er zu ihm sagte, weiß ich nicht. Dann ließ er den Burschen vor sich führen und teilte ihm mit, daß ich nach Kibiro gebracht werden sollte, und daß morgen alle meine Effekten dahin geführt würden. Nun befahl er, mich von dem Baume abzulösen; das Gleiche geschah mit Biri; vier banassura bemächtigten sich meiner, banden mir Arme und Hals und schleppten mich weiter. Ich versuchte, zu Gnakamatera des armen Biri halber zu sprechen, aber mit Strickschlägen und Prügeln rissen sie mich von der Stelle; mein Bursche und der Korporal folgten mir.

„Um sieben Uhr durchzogen wir eine Schulikolonie und gelangten an die Stelle, wo die Übelthäter gerichtet werden; ein neues Lager von Be-

waffneten war hier weitum aufgeschlagen. Ich trat in den Kreis ein; wir trafen die zwei Soldaten der Regierung mit unseren Leuten, welche durch Verschenken ihrer Kleider bei den banassura durchsetzten, daß mir die Stricke abgenommen wurden. Ich war für sie ein von den Toten Auferstandener; mein Anblick brachte ihnen fast Freude und ließ sie die erduldeten Plackereien vergessen. Mein Bursche, ein gewandter Geist, brachte mir etwas Papier und einen Bleistift, den er bei der Verwirrung der Plünderung zu retten gewußt hatte.

„Die Stelle, an welcher wir uns befanden, war kein gutes Vorzeichen. Die nuggara, die wir sahen, waren mit dem Blute der Getöteten besprengt; man mußte einen Fluchtversuch machen. „Es ist keine Stelle als dieser Wald von Dornen, die nicht mit Bewaffneten besetzt wäre," sagte mir der Bursche, als er von einem Spähezug zurückkam. „Gut denn, werfen wir uns auf alle Viere und rasch durch denselben hindurch!"

„Gesagt, gethan! Wir kamen zerfetzt aus dem Walde und machten uns auf den Weg, bald aber fielen wir in Hinterhalte, welche die Herren gelegt hatten; es war unmöglich, sich zu verteidigen. Wir verließen den Weg und entfernten uns unter dem Grase von dem lange eingeschlagenen Wege; dann hielten wir inne.

„Der Korporal Surur hatte uns verlassen; er war geflohen. In weiter Ferne hörten wir das Echo der Flüche der Bewaffneten, die unsere Spur verloren; allmählich aber verhallten die Stimmen und alles wurde stille."

So war das nackte Leben fürs erste gerettet, denn in der größten Lebensgefahr hatte sich der Reisende allerdings befunden. Nachdem man seine Wohnung durchsucht, und weil die heimliche Kriegsschar fehlte, für das Verbrechen des Hochverrats keinen Beweis erfunden, hatte man freilich nicht mehr gewagt, ihn einfach über die Klinge springen zu lassen. Man beschloß, ihn „abzuschieben"; in einer der härtesten Bedeutungen des Worts. Aber Casati that wohl, sein Schicksal durch die Flucht in seine eignen Hände zu nehmen. Sein und Nichtsein schwebte für ihn



Wanjoro=Musiker.

bis zum letzten Augenblick, da er unter Wanjoro sich befand, auf des Messers Schneide.

Die kleine Schar der Flüchtigen gelangte um Mittag des folgenden Tages (10. Januar) auf die Höhen, von denen man auf Kibiro und den blauen Albert-See niederblickt. Bald waren sie für einige Stunden geborgen. Der Großhäuptling von Kibiro gab ihnen Wohnung, sandte zwei Ziegen, drei Körbe Mehl und Tabak. „Erholet euch," ließ er sagen, „fürchtet keine Belästigung; ich habe vom Könige keinen Befehl gegen euch." In den folgenden Tagen zog Casati mit seinen Leuten das Ufer des Sees entlang weiter nach Norden, durch die Ungnade von diesem oder jenem Dorfhaupte immer noch einige Male in Lebensgefahr gesetzt, denn es war wohl bekannt, daß der König ihn für vogelfrei erklärt hatte. Aber nach den Tagen der Angst kam auch ein Tag der Freude.

Am Morgen des 16. Januar sah man auf dem See eine Rauchlinie am Horizont, dann war bald eine Dampfesse zu sehen. Das Schiff kam näher, zeigte sich in seiner ganzen Gestalt und kehrte sich nach dem Signal, das die Flüchtlinge aufgerichtet hatten, nach einem weiß-roten Taschentuche. Aller Blicke richteten sich forschend auf den See. Der Dampfer hält inne, sein Weg wird unklar, immer mehr entschwindet er dem Blick. Ein Ruf der Verzweiflung bricht aus der Brust der Unglücklichen am Ufer. Vergeblich sucht Casati die Seinen zu überzeugen, daß der Dampfer nur nach einer Strömung mit hinlänglicher Tiefe sondiere; düster und schweigend kauert die Schar am Boden, den Kopf auf die Knie gesenkt.

Da erscheint der „Khedive" neuerdings. Sicher und schnell streicht er heran. Die Geretteten schwenken ihre Fahne, er antwortet mit der Dampfpfeife, nun schallt lautes Rufen vom Ufer.

In geringer Entfernung geht der Dampfer vor Anker. Ein Boot führt die dem ungastlichen Strand Entronnenen an Bord. Emin Pascha war mit vielen Offizieren und Beamten ausgefahren, um Casati zu holen; mehr aus herzlichem Mitleid, denn mit Aussicht auf Erfolg. Die

Freude über die unverhoffte Rettung ließ alle verstummen; hatte doch die Furcht allgemach alles fassungslos und zweifelnd gemacht, wie Leute, die

. . . . mit ihrer letzten Kraft
Vom Meer entflohen, an das Ufer kamen,
Der schrecknisvollen Wasserflut entgangen.

(Dante, Hölle I, 19.)

Fünfzehntes Kapitel.

Ehe wir das Bild der Schicksale unseres Helden weiter aufrollen, ist es nötig, da wir ihn nun an den Albert-See begleitet haben, die Geschichte der Entdeckung des großen Seengebiets in Afrika mit einigen Strichen zu zeichnen. Diese Geschichte ist aber auch die Entdeckungsgeschichte der Quellen des Nils.

Caput Nili quaerere, das weiß der junge Leser, war im Altertum der sprichwörtliche Ausdruck für Unerreichbares. Durch Jahrhunderte zerbrachen sich die Menschen die Köpfe, wo das wunderbare Wasser herkomme, das jedes Jahr so regelmäßig über seine Ufer tritt, um das Land mit seinem Schlamme zu befruchten und Wüste in Gartenland zu verwandeln.

Wie der große Aristoteles von Seen oberhalb Ägyptens weiß, woselbst der Nil entspringt, haben wir schon gehört, da wir der Zeugnisse der Alten von Zwergmenschen in Afrika gedachten. Der Geograph Ptolemäus im zweiten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung läßt den Nil aus zwei Seen kommen, südlich davon aber liege das Mondgebirge. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses Mondgebirge auf Kunde von Unjamwesi im Süden des Viktoria-Sees deutet, un = Land, ia Form des Genetivs, mwesi = Mond, also Land des Mondes; aus Unjamwesi entströmen thatsächlich die letzten Ausläufer des Nils.

Genauere Kunde über die Wiege des Nils brachte erst um die Mitte unsres Jahrhunderts der deutsche Missionar Rebmann, derselbe, der den Kilimandscharo entdeckt hat, der ja nun der höchste deutsche Berg geworden ist. Als Rebmann im Jahre 1848 den aus den Wolken hervor-

tretenden Schneegipfel zum ersten Mal in der afrikanischen Sonne leuchten sah, ward er so bewegt, daß er seine Wanderung unterbrach und zum Lobe des Schöpfers, der dieses Wunderwerk aufgebaut, den 111. Psalm betend las: „Groß sind die Werke des Herrn; wer ihrer achtet, der hat eitel Lust dran.“ Ein Gletscherberg, drei Grade südlich vom Äquator gelegen, kein Mensch wollte diese Wundermär glauben. Doch Rebmann wußte, was er gesehen. Jetzt ist der 6000 Meter hohe Berg sogar von unserm Landsmann Dr. Hans Meyer erstiegen. Rebmann nun sammelte in Gemeinschaft mit zwei Kollegen auch Nachrichten über den „großen See von Unjamwesi“ und im Jahre 1855 brachte das „Calwer Missionsblatt“ eine Karte, die in geographischen Kreisen das größte Aufsehen erregte. Vom Äquator bis zum 13. Grad südlicher Breite sollte sich ein einziger ungeheurer See erstrecken, dessen einzelne Teile ihre besonderen Namen hätten, so Ukerewe im Norden, Tanganjika in der Mitte, Njassa im Süden.

So war der Anstoß zur Forschungsreise der Engländer Burton und Speke gegeben. Speke erkannte das Verdienst der Missionare willig an und nannte sie prime and first promoters of his discovery. Die beiden Engländer gelangten 1858 als die ersten Europäer an das Ostufer des Tanganjika, und am 30. Juni 1858 stand Speke am Südufer des Ukerewe, den er seiner Königin zu Ehren Viktoria-Njansa (Njansa=Njassa=See) nannte. Er war überzeugt, daß dieser See die Quelle des Nil sei, aber er hatte es nicht bewiesen.

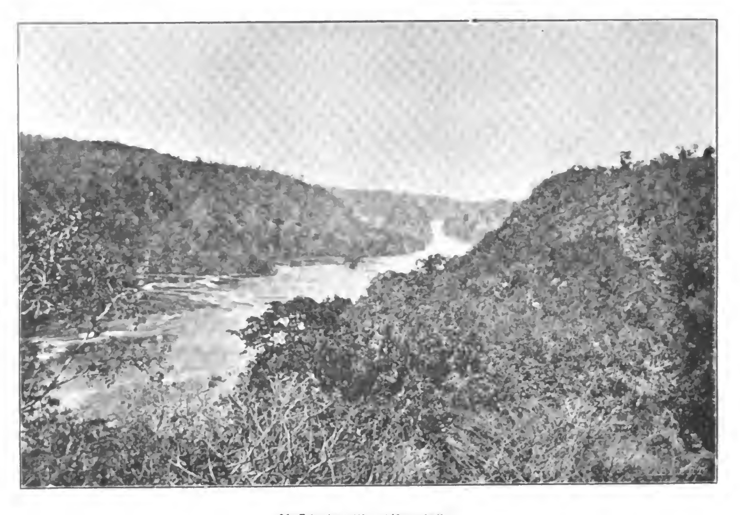
Im folgenden Jahre kamen die ersten Europäer an den Njassa-See, von Norden aus der Deutsche Albert Roscher, der dort erst 24 Jahre alt unter der Hand raubsüchtiger Eingeborner sein Leben lassen mußte, und von Süden aus der große Livingstone. — Die Geschichte der Reisen desselben gehört nicht hierher, aber unter allen Reisenden der Neuzeit ist keiner, der dem Schotten David Livingstone an Bedeutung gleichkommt. Dabei war er sich vollkommen bewußt, daß ihn Gott zur Lösung einer großen Aufgabe berufen habe; nie suchte er seinen Ruhm, sondern immer trachtete er nach Gewinn aus seinen Arbeiten für das arme umnachtete

Afrika. „Wenn der gute Gott mir gestattet, daß ich den ungeheuren Übeln des Binnenland-Sklavenhandels ein Ende mache, so liegt mir an meinem Hunger und an meinen Beschwerden nichts. Ich werde seinen Namen mit ganzem Herzen loben. Die Nilquellen (die er damals aufsuchte) sind mir nur schätzbar als ein Mittel, das mich in den Stand setzt, meinen Mund mit Macht unter den Menschen zu öffnen. Dies ist die Macht, die ich anzuwenden hoffe, um ein ungeheures Übel zu heilen und meine armselige, geringe helfende Hand der ungeheuren Umwälzung zu leihen, die Er in seiner alles umfassenden Vorsehung jahrhundertelang fortgeführt und die Er jetzt thatsächlich fördert." Livingstone war also kein Forschungsreisender, um bloß zu entdecken. So groß er als Entdecker ist, größer ist er als Menschenfreund. „Ich bin des Entdeckens müde, wenn keine Frucht folgt." „Wenn meine Enthüllungen zur Unterdrückung des Sklavenhandels an der Ostküste führen, so würde ich dies für eine weit größere Leistung halten, als die Entdeckung aller Quellen zusammen." Als er in Afrika in betender Stellung vor seinem Lager gestorben war, trugen seine treuen schwarzen Diener, in dem Bewußtsein, wie hoch er daheim in Ansehn stand, den getrockneten Leichnam 1800 Kilometer weit nach der Küste. Neun Monate dauerte ihr Kampf mit Krankheit, Hunger, den Schrecken der Wildnis und dem Aberglauben der Eingebornen. Die Leiche wurde begraben in der großen Ruhmeshalle der englischen Nation, der Westminsterabtei. Auf dem Grabmal steht die Inschrift: „Getragen von treuen Händen über Land und Meer ruht hier David Livingstone: Missionar, Reisender, Menschenfreund. Geboren am 19. März 1813 zu Blantyre, gestorben am 1. Mai 1873 im Chitambos-Dorfe, Ulala. Dreißig Jahre lang war sein Leben gewidmet in unermüdlicher Anstrengung der Evangelisierung der eingebornen Stämme, der Erforschung unentdeckter Länder, der Beseitigung des schändlichen Sklavenhandels von Centralafrika, wo er mit seinen letzten Worten schrieb: „Alles, was ich in meiner Einsamkeit noch thun kann, ist: möge des Himmels reicher Segen kommen auf jeden, sei er Amerikaner, Engländer oder Türke, welcher helfen will, diese offene Wunde der Welt zu heilen.""

Im Jahre 1862 stand Speke auf einer zweiten Reise mit Grant zusammen am Norduser des Viktoria-Sees und durfte schauen, wie der Fluß aus dem See tritt und die Ripon-Fälle bildet. Als eine gewaltige Wassermasse verläßt der Nil den See, um sich sofort über eine Felsenstufe herabzustürzen. Mehrere mit Buschwerk bewachsene Felsgruppen unterbrechen den Wasserfall, den die Waganda darum „die Steine" nennen. Mit wildem Getöse rauschen die Fluten gegen das Gestein, hochauf spritzt der Gischt, weiß schäumend rauscht die Masse herab. Kleinere, mit Gras bewachsene Berge, Bäume in den Einsenkungen und Gärten an den unteren Abhängen bilden den anmutigen Rahmen des wilden Bildes. Der Richtung des Nils nordwärts folgend erreichten die beiden Engländer Chartum: das graue Problem ist von da an als teilweise gelöst zu betrachten. Wichtig ist auch der Umstand, daß der Name für Nil in Uganda Kyira oder Kyila ist, in Usoga auch Nyiro oder Nyilo, so daß der Strom an seiner Quelle und Mündung denselben Namen trägt und Bewußtsein von der Identität des Stroms an seinen beiden Enden vorhanden ist.

Daß der Viktoria-Fluß, wie der obere Lauf des Nils auch heißt, außer den Ripon-Fällen noch die Murchison-Fälle bildet, in den Albert-See verschwindet und wieder aus ihm heraustritt, blieb weiterer Forschung vorbehalten. Baker war es, der 1864 den Albert-See fand und den Einfluß des Nils in den See konstatierte. Gessi umfuhr den See 1876 vollständig und konstatierte den Abfluß des Weißen Nils aus dem See.

An den Albert Edward-See gelangte 1876 Stanley zuerst und löste noch eine Anzahl Hauptfragen der Geographie Inner-Afrikas oder bereitete doch die Lösung vor. Der Ausfluß des Tanganjika war noch nicht entdeckt, der Ukerewe nur durch Speke bekannt; Livingstone war bei seiner Meinung geblieben, dieser neugefundene ungeheure See sei gar nicht vorhanden, fünf kleinere Seen lägen an seiner Stelle, wie ihm arabische Händler berichtet. War der Muta Nzige (Albert Edward-See), den man gerüchtweise kannte, derselbe wie der Albert-See? War der Luapula, der aus dem von Livingstone entdeckten südwestlich von Tangan-



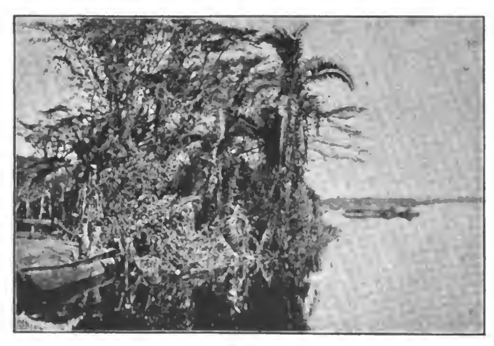
Ansicht der Murchison-Fälle.

jika gelegenen Bangweolo-See kommt und nördlich fließt, soweit der Altmeister der Afrikakenner von ihm wußte, der Oberlauf des Nils oder ein Hauptquellfluß des Kongo, wie der Forscher Cameron gegen Livingstone betonte? Wir wissen jetzt, daß der Kongo als Luapula aus dem Bangweolo-See kommt und daß auch der Tanganjika zu ihm abfließt. Wir kennen den Umfang des Viktoria-Sees, das Verhältnis des Muta Nzige zum Albert-See, die Wasserscheide zwischen Nil und Kongo. Stanley ist's, der hier grundlegend gefunden hat.

Henry Moreton Stanley ist 1843 in den Vereinigten Staaten geboren, in einem Blockhaus am Washita stand seine Wiege, Streifen im Walde und Fahrten auf den Flüssen entwickelten seine Kraft. Er wählte den Beruf eines Zeitungsberichterstatters und sah dabei fremde Länder, machte auch für den New York Herald, die große amerikanische Zeitung, den Feldzug der Engländer gegen den König Theodor von Abessinien mit. Dann bekam er von seiner Zeitung den Auftrag, den verschollenen, vielfach totgeglaubten Livingstone zu suchen, und fand ihn am Tanganjika. An Livingstones Geist wuchs Stanleys Geist; was Stanley in mehrmonatlichem Umgang mit dem großen Reisenden gelernt, baute er durch ernstliche Studien nach der Rückkehr in die Heimat aus. Diese erste Reise fällt in die Jahre 1871 und 1872. Um die von Livingstone hinterlassenen Fragen zu lösen, wurde Stanley von dem New York Herald und dem Daily Telegraph in London gemeinsam abermals ausgesandt und durchquerte Afrika von 1874 bis 1877. Von Bagamoio ging's nach Uganda zu König Mtesa, der Viktoria-See wurde umfahren, der Albert Edward-See entdeckt. Weiter wurde der Tanganjika des genaueren erkundet und dann ging's hinaus in eine ganz unbekannte Welt, ein gewaltiges Wasser immer abwärts; alles aber kam zu einem glücklichen Ende, an der Mündung des Kongo kam man heraus. Wie dem dunkeln Weltteil das Geheimnis der Nilquellen entrissen war, so war es nun auch mit den Quellen des Kongo geschehen. Stanleys dritte große Reise zur Entsetzung Emin Paschas fällt in die Jahre 1887 bis 1889.

Der Lauf, die Ufer, die Landschaften des Nils von Berber über

Chartum bis zum Einfluß des Gazellenflusses in den Strom sind uns bekannt geworden, als wir Casati im ersten Jahr seiner Reise begleiteten. Weiter nilaufwärts begegnet die Schiffahrt keinen großen Hindernissen, von Chartum bis Ladò werden sechzehn Tage Dampferfahrt gerechnet. Von Ladò nach Redschaf und von da nach Bedden ist die Landschaft leicht gewellt und üppiger Anbau begleitet die Flußufer. Die Dampfer können in der trockenen Jahreszeit nicht über Gondokoro hinauskommen, dagegen erreichen Barken zu jeglicher Zeit Bedden. Hier zwingen die Schnellen zu einer Umladung, worauf die Fahrt bis Kiri leicht wird.



Uferpartie südlich von Fola.

Das offene Gelände neigt sich sanft zu dem Flusse herab, wird aber geschlossener, rauher und schwieriger in der Nähe von Kiri. Auch über Muggi bis Laborè hat der Fluß häufige Schnellen, die zwar nicht schwer zu überwinden sind, immerhin jedoch die Schiffahrt unbequem und gefährlich machen.

In der Strecke zwischen Laborè und Duflè folgen die Schnellen rasch aufeinander, und der Katarakt von Fola, am Zusammenflusse mit dem Aussa, der in eine enge Schlucht eingeschlossen ist, macht die Schiffahrt unmöglich. Etwa zwei Wegstunden läuft die Straße auf einer abge-

Der Berg Logwek bei Redschaf.

grenzten Zone des Abhanges der Kette fort, welche gegen das westliche Ufer herabfällt. Das Land nimmt allmählich Gebirgscharakter an. In der Nähe des Katarakts versperrt ein Felsen den Weg, der sich nun vom Flusse entfernt und in Windungen auf den Abhängen der Hügel mit wilder Ansicht bis in die Nähe von Duflè sich hinzieht.

Oberhalb Fola wird der Fluß wieder frei und nimmt einen langsamen Lauf an. Inselchen von Papyrus bedecken ihn; oft zieht er in Windungen sich schlängelnd weiter. Das westliche Ufer lacht mit seinen weiten, schön bebauten Strecken entgegen; das entgegengesetzte ist wild und öde und häufig mit Papyrusstauden kärglich bewachsen. Um welch gewaltige Strecken es sich immer handelt, wenn man von Entfernungen in Afrika liest, muß auch der geübte Leser an bekannten Maßen sich immer wieder vergegenwärtigen. So liegen Chartum und Ladò elf Breitengrade auseinander, was der Entfernung Kopenhagen—Mailand gleichkommt, Ladò ist von Wadelai so weit entfernt wie Frankfurt a. M. von Basel. Den sechzehn Tagen Dampferfahrt aber, die man von Chartum nach Ladò rechnet, stehen für die entsprechende Strecke in Europa noch nicht dreimal sechzehn Stunden Eisenbahnfahrt mit dem Schnellzug gegenüber.

Der Albert-See bildet ein weites Becken von länglicher Gestalt, das sich von Nordost nach Südwest ausdehnt. Eng an seinem obern Teile, wird es allmählich weiter und bildet umfangreiche Buchtungen, um sich dann an seinem nördlichen Ende neuerdings zu verschmälern. An der Stelle des Einflusses des Viktoria-Niles stellt sich das Wasser als eine stagnierende Bucht dar, und die Anhäufungen des Sandes machen großen Fahrzeugen die Einfahrt zur Zeit des allerniedrigsten Wasserstandes unmöglich. Die östliche Küste bilden vortretende Sandbänke und ausgespültes Erdreich, woran Strandlinien die verschiedenen Phasen anzeigen, in welchen die Erosion des Wassers hier thätig war. Auch heutigen Tages sieht es noch aus, als ob die Gewässer an der Westküste sich vom Lande zurückzögen, während im Osten dieselben anscheinend sich auf Kosten des Ufers vergrößern.

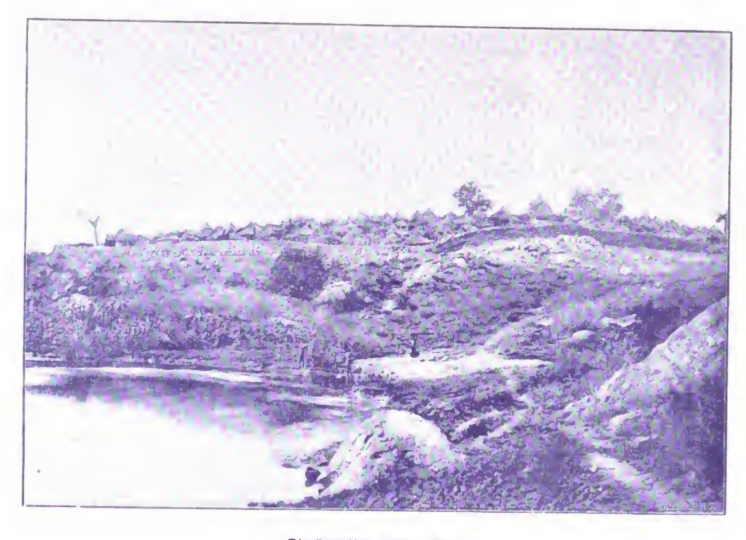
Es ist ein gewöhnlicher Glaube, daß ein böser Geist die tiefen Strudel des Sees bewohne und nach Laune die Wut der Wogen entfesseln und Stürme loslassen könne. Verehrung und Opfer vermögen jedoch seinen Zorn zu beschwichtigen oder hinzuhalten, und zu diesem Zwecke pflegen die Schiffer Glasperlen, Hühner und anderes in das Wasser zu versenken. Die Abgesandten des Königs verwenden hierzu eine bestimmte Art dicker Korallen, welche von den Arabern dschenetot genannt werden, und deren Gebrauch anderen verboten ist. Schreckliche Winde, die häufig von Nordost, bisweilen auch von Süden kommen,



Vegetationsbild am Albert-See.

brausen mit einem Male über die Oberfläche hinweg; das Wasser wird dunkel, die Wellen türmen sich, bald rast ein Sturm unter Pfeifen und Tosen heran, der immer Entsetzen und Zerstörung mit sich bringt. Das Erscheinen des Unwetters ist oft so plötzlich, daß es den Barken, selbst wenn sie nicht weit vom Ufer entfernt sind, nicht mehr gestattet, dasselbe zu erreichen.

Den See bevölkern gewaltige Krokodile; besonders an der Mündung des Viktoria-Nils finden sie sich zu tausenden. Man macht jedoch keine besonders eifrige Jagd auf diese Reptilien, da das Land an Fisch-



Die ägyptische Station Kiri.

und Flußpferdfleisch reich ist. Der Fischfang wird meistens mit großen eisernen Angeln ausgeübt, die an langen Tauen befestigt sind. Diese läßt man die Nacht hindurch im Wasser und zieht sie in aller Frühe ein. Der See ist reich an verschiedenen Fischarten, von denen einige zu gewaltiger Größe gelangen. Das Fleisch wird mittelst Trocknung am Feuer und durch eigentliche Räucherung aufbewahrt. Geruch und Geschmack, die der getrocknete Fisch infolge dieses Verfahrens annimmt, kann man verbessern oder ihnen ganz abhelfen, indem man ihn einige Stunden, ehe man ihn kocht, mit Erde zudeckt.

Die auf dem See gebrauchten Barken, deren einige eine beträchtliche Weite haben, werden aus einem Stücke eines ausgehöhlten Baumstammes gefertigt; die Tragkraft ist derartig, daß die Eingebornen sich ihrer bedienen können, um den Handel zwischen beiden Ufern zu betreiben, besonders denjenigen mit Salz, einem wichtigen Industriezweige, der sich auf ferne Punkte der weiten Gelände hin ausdehnt. Am meisten liefern die Salinen von Kibiro, dessen Einwohner mit denselben ihren Lebensunterhalt verdienen.

Casatis Lage nach seiner Rückkehr aus Unjoro war keine beneidenswerte. Er sollte die Stellung der Regierung durch schroffe Haltung gegen Tschua erschwert, das Elfenbein weggeworfen, den Weg nach Uganda versperrt und aus einem wohlwollenden Nachbar einen schwierigen gemacht haben. Das war die Meinung von Emin und einem Teil seiner Offiziere. Man war der Ansicht, die unterbrochene Verbindung durch einen willkommeneren Gesandten ehestens wieder anknüpfen zu können, da die Majestät von Unjoro auf ihre Beziehungen zu dem „befreundeten Doktor“ stolz sei. So lehnte Emin es auch ab, etwas für Biri zu thun und für das einbehaltene Eigentum der Regierung und Casatis Effekten, darunter die wertvollen schriftlichen Aufzeichnungen des Forschers. Casati sei noch am Leben, das solle ihm genügen. Casati schreibt darüber:

„Es war ein wenig Undank, zugleich auch ein Aufflackern des Dünkels, dem ich würdevolles Stillschweigen entgegensetzte. Ich war in

meinem Gewissen überzeugt, meinen Auftrag mit Eifer, Vorsicht, Klugheit, Würde, ohne Intriguen und ohne Feigheit ausgeführt zu haben. Ich wollte keinen Dank und keinen Lohn; aufs tiefste aber verletzte mich die Wahrnehmung, daß ein Freund, dessen Dienst ich mich ohne jede Entschädigung mit allen meinen Kräften und bis zur Aufopferung des Lebens gewidmet hatte, mich wie ein Kind mit artigem Lächeln behandelte. Der Wahrheit zur Ehre ist mir aber die Erinnerung daran angenehm, daß ich Trost in Briefen und Worten vieler Offiziere und Beamten fand."

Auch wurde dem Gouverneur bald durch die Macht der Thatsachen klar, daß es mit der gerühmten Loyalität des Fürsten von Unjoro nichts sei. Mehr und mehr hielten sich die Eingebornen aus Furcht vor Tschuas Rache von den Militärstationen fern, das Ostufer des Albert-Sees wurde so aufsässig, daß mehrere Strafexpeditionen dahin abgehen mußten.

Sechzehntes Kapitel.

„Stanley ist angekommen!" hatte Casati am Tage seiner Rettung an den Dampfer melden können. Anfänglich konnte man auf angestellten Rekognoscierungen nichts Bestimmtes in Erfahrung bringen. Die Häuptlinge der Dörfer waren mit ihren Auskünften überaus zurückhaltend, einige leugneten rundweg die Anwesenheit von Fremden in den angrenzenden Gebieten; wieder andere, welche zu sprechen geneigter schienen, wurden von der Bevölkerung daran gehindert; einzelne behaupteten, es sei wohl wahr, daß sich die Weißen gezeigt hätten, daß sie jedoch längst wieder abgezogen seien. Alle redeten im Bann der Furcht vor König Tschua. Als die Kunde von Stanley sich weiterhin doch greifbarer gestaltete, ging Anfang April 1888 ein Bote an ihn ab. Es gelang ihm, Emins Brief an den Mann zu bringen, Stanley beantwortete ihn und wenige Tage darauf kam er selbst; am 29. April 1888.

Die Expedition zum Entsatze Emins in den Jahren 1887—1889 war nicht bloß ein Ausfluß des Mitleids mit dem mutigen, weltfernen Mann, sondern es sollte durch sie auch die britische Oberherrschaft in Äquatoria der eingeborenen Bevölkerung sinnenfällig dargestellt werden. Nachdem die Expedition in Zanzibar konstituiert und an die Kongomündung auf dem Weg um das Kap gebracht worden war, sollte sie den Kongo aufwärts bis zum Einfluß des Aruwimi befördert und von da an diesen Fluß aufwärts zum Albert-See marschieren. Die Rätlichkeit dieses Planes wurde schon von vornherein bezweifelt, und die Bedenken sind durch den Ausgang gerechtfertigt worden. Zwar ist der Zweck der

Aktion, Emin Pascha zu erreichen, erfüllt worden, aber mit einem Aufwand von 600000 Mark, dreijähriger Mühe und ungeheurem Verlust an Menschenleben. Doch kann man ja das Verlangen Stanleys, bei dieser Gelegenheit seinen Kongo wiederzusehen und die Entwicklung der von ihm an den Strom getragenen Kultur zu beobachten, wohl verstehen.

Über 700 Mann stark rückte die Truppe aus, für afrikanische Verhältnisse eine stolze Macht. Zwei Tagereisen am Aruwimi aufwärts wurde Jambuja zum Lagerplatz für die Vorräte und zur Station für die Nachhut unter Major Barttelot ersehen. Sie sollte dem weiter rückenden Korps folgen, sobald Tippu-Tib die versprochene Verstärkung der Expedition nachgebracht haben würde. Erst ein volles Jahr später konnte der Major Stanley nach aufbrechen; so lange hatte sich Tippu-Tib mit seinen Reserven Zeit genommen. Und auf dem Marsche wurde Barttelot bald genug durch einen der Leute, die der berüchtigte Sklaven- und Elfenbeinjäger gestellt hatte, ermordet. Es war Stanley also nicht gelungen, was Gordon des öfteren glückte, einen Feind durch geschenktes Vertrauen in einen brauchbaren Bundesgenossen und willigen Beamten umzuwandeln.

Von Jambuja marschierte Stanley Mitte Juni 1887 ab, um bald genug einzusehen, daß er sich in der Zeit, die er an die Südspitze des Albert-Sees gebrauchen werde, gewaltig verrechnet habe. Die Entfernung beträgt in gerader Linie nur 600 Kilometer, bei Berücksichtigung der Ausbiegung, die der Fluß nach Norden macht, kann man 850 Kilometer rechnen, aber Stanley brauchte von Jambuja nach dem See nicht weniger als 171 Tage, so daß auf den Reisetag ganze 5 Kilometer Fortschritt kommen; Stanley hat selber nach 83 Tagen Wegs die tägliche Geschwindigkeit auf durchschnittlich $4^1/_{10}$ englische Meilen berechnet, also auf wenig über 6 Kilometer, und im Fortgang der Reise konnte bei Daransetzung des letzten Hauchs von Weißen und Schwarzen selbst das nicht mehr geleistet werden.[1]) Er stak eben 160 Tage lang in einem

[1]) Zur Vergleichung sei angemerkt, daß Stanley 1871 einmal 580 Kilometer in 54 Tagen = etwa $10^1/_2$ Kilometer täglich zurücklegte, 1874 580 Kilometer in 64 Tagen

dunkeln, dichten Walde und hatte geglaubt, mit zwei Wochen den Marsch durch die Waldregion sehr reichlich angeschlagen zu haben.

Wir müssen ihn selbst nach einem Briefe in die Heimat darüber hören: „Denken Sie sich in dichtes schottisches Gebüsch, triefend von Regen; stellen Sie sich dieses Gebüsch vor als nur aus Unterholz bestehend, aufgezogen unter dem undurchdringlichen Schatten alter Bäume von 100—180 Fuß Höhe; Dornen und Stacheln in Überfluß, Bäche, welche sich träge durch die Tiefen des Dickichts schlängeln, und zuweilen ein breiter Nebenfluß eines großen Stromes. Denken Sie sich, daß dieses Waldesdickicht sich in allen Stadien des Verfalls und des Wachstums befindet, daß alte Bäume fallen und sich entweder in gefährlicher Weise überlehnen oder vollständig am Boden liegen; denken Sie sich Ameisen und Insekten jeder Art, Größe und Farbe umherschwirren, Affen und Schimpansen über Ihnen, seltsame Geräusche von Vögeln und vierfüßigen Tieren, das Zerbrechen des Unterholzes durch die eilige Flucht einer ganzen Elefantenherde, mit vergifteten Pfeilen bewaffnete Zwerge, die sich hinter einem Baumstamm oder in einem dunkeln Hinterhalt sicher versteckt haben, braunfarbige Eingeborne mit schrecklich scharfen Speeren in vollkommen regungsloser Stellung, so daß man sie für abgestorbene Baumstümpfe halten könnte; den Regen jeden zweiten Tag des Jahres auf Sie niederplätschernd; eine unreine Atmosphäre mit ihren gefürchteten Begleitern, Fieber und Dysenterie; undurchsichtiges Duster bei Tage und fast greifbare Dunkelheit in der Nacht; denken Sie sich dann, daß ein solcher Wald sich auf dem ganzen Wege von Plymouth bis nach Peterhead ausdehnt[1]), und Sie werden einen ziemlich guten Begriff von einigen der Unbequemlichkeiten bekommen, welche wir zu ertragen gehabt haben."

= etwa 9 Kilometer täglich, 1874/75 1150 Kilometer (Bagamoio—Viktoria-See) in 103 Tagen = 11 Kilometer täglich, 1876 575 Kilometer in 59 Tagen = 10 Kilometer täglich. Und bei afrikanischen Reisen beträgt überhaupt der Tagesmarsch selten mehr als 10 englische Meilen = 15 Kilometer.

[1]) Also von der Südwestecke Englands bis zur Nordostecke Schottlands.

„Als wir endlich aus dem Walde heraustraten, waren wir wie wonneberauscht. Wie Gefangene, die ihrer Fesseln entledigt und in Freiheit gesetzt sind, freuten wir uns über den blauen Dom des Himmels und badeten uns mit Wohlgefallen in dem warmen Sonnenschein, und alle Sorgen und düstern Gedanken und ungesunden Ideen waren verschwunden. Sie wissen, wie der Londoner Kaufmann nach monatelanger eifriger Geschäftsarbeit in der gasgeschwängerten Atmosphäre der großen Stadt beim Anblick der grünen Felder und Hecken, Wiesen und Bäume in einen Freudenrausch verfällt und wie eine auf seine geblendeten Sinne einwirkende unbeschreibliche Erregung sich seiner bemächtigt. Ich habe einmal dem Derbytag[1]) beigewohnt und damals nur Verrückte zu sehen geglaubt, denn Männer mit großen Bärten und grauen Haaren benahmen sich, obwohl sie sehr anständig gekleidet waren, in der allerwahnsinnigsten und mich vollständig in Erstaunen setzenden Manier. Nun, an diesem 5. Dezember (1887) wurden wir in derselben Weise plötzlich von Wahnsinn befallen." „Wir liefen mit unsern Lasten über das weite, uneingefriedigte Feld, das wegen der Weichheit des Grases mit einem englischen Park Ähnlichkeit hatte, während Herden von Büffeln, Elen- und andern rötlich-grauen Antilopen mit gespitzten Ohren und weit geöffneten Augen auf beiden Seiten standen und verwundert die plötzliche Woge menschlicher Wesen betrachteten, die mit Freudengeschrei aus der dunkeln Tiefe des Waldes hervorbrachen."

Man könnte erstarren vor Staunen über die Leistungen im Ertragen von Strapazen, die mit diesem Marsche Stanleys verbunden gewesen sind. Aber unser Dr. Carl Peters giebt der folgenden sehr richtigen Erwägung Ausdruck: „Stanley erzählt viel von den Leiden, welche seine Expedition bei ihrem Marsche am Aruwimi aufwärts vom Hunger zu erdulden hatte. Ich habe mich bei der Lektüre dieser Erzählung des Gefühls nicht erwehren können: Ja, empfindet denn Stanley gar nicht, daß

[1]) Die berühmten Pferderennen, von Karl Derby 1780 gestiftet, zu Epsom südwestlich von London gehalten, beginnen jährlich am Mittwoch nach Trinitatis, dieser erste Tag ist das größte Volksfest in England.

er in diesen Schilderungen von einem unverantwortlichen Fehler seinerseits Kenntnis giebt? In der Darstellung tritt dieses mit keiner Silbe hervor.. Nun gebe ich zwar zu, daß man nicht immer für ein derartiges Unglück verantwortlich gemacht werden kann, wiewohl ich doch im allgemeinen der Überzeugung bin, ein Expeditionsführer sollte sich gerade nach dieser Richtung hin zunächst über seine Route erkundigen, ehe er Hunderte von Menschen in solche Gegenden hineinführt, oder falls ein solches Einziehen von Erkundigungen nicht möglich ist, sich durch Mittreiben von Herden oder beziehentlich vorherige Anlagen von Proviantstationen gegen das Verhungern der Leute schützen. Daß aber Stanley sogar bei seinem dritten Zuge durch den Wald, wo er doch die Verhältnisse ganz genau kannte, noch einmal von einem „Hungerlager" erzählen muß, das, so muß ich gestehen, entspricht nicht der Höhe der Bewunderung, welche ich früher Stanley gerade als Expeditionsführer zu zollen geneigt war."

Im Dezember 1887 durften Stanley und seine stark gelichtete Schar auf den Albert-See niederschauen; die Leute kamen, seine Hand zu küssen und Verzeihung zu erbitten, daß sie an ihm irre geworden waren. Drei Tage weilte die Expedition am See, von Emin Pascha war nichts zu sehen, die Eingebornen wußten von einem weißen Mann in Unjoro, das war Casati, niemals aber hätten sie gehört, daß es auch Weiße westlich vom See gebe, auch hatten sie niemals einen Dampfer auf dem See gesehen. Stanley überdachte seine Lage und kam zu folgendem Schluß: „Meine Eilboten von Zanzibar waren augenscheinlich nicht eingetroffen, denn sonst würde Emin Pascha, wie ich vermute, mit seinen beiden Dampfern der Südwestküste des Sees einen Besuch abgestattet haben, um die Eingebornen auf unser Kommen vorzubereiten. Mein Boot befand sich in Kilinga-Longa in 190 (engl.) Meilen Entfernung. Ein Kanoe war nicht erhältlich, und uns eines solchen zu bemächtigen, ohne Ursache zum Streit zu haben, konnte ich mit meinem Gewissen nicht vereinbaren. Bäume, aus denen man Kanoes hätte anfertigen können, gab es nirgends, und bis Wadelai war für eine so reduzierte Expedition

wie die unsere eine ungeheure Entfernung.“ So ging Stanley in den Wald zurück, um das Stahlboot heranzuholen, und erbaute am Ausgang des Waldes ein Fort, das die Kranken, Schwachen und Vorräte bergen sollte; dann zog er ein zweites Mal an den See.

Darüber gingen vier Monate hin, während man in fünfzehn Tagen bei Emin hätte sein können. Peters hielt diesen Rückzug ganz unverständlich, Stanley hätte sich mit Emin doch wenigstens durch Briefe in Verbindung setzen müssen, oder wenn er doch einmal zurückging, gleich damals Fühlung mit seiner Nachhut anstreben sollen. „Es liegt in diesen Bewegungen Stanleys, wenn er dafür keinen besseren Grund zu geben weiß, als wie in seinem Reisewerk, ein solcher Grad von Unentschlossenheit, welchen ich nicht recht in Einklang mit dem Gesamtbilde, welches ich mir von diesem Manne, auch aus persönlicher Bekanntschaft, gemacht habe, bringen kann.“

So war es nicht mehr als ein versprengter Haufe, den Stanley im April 1888 Emin als seine Truppe vorführen konnte, und in welchem Zustande![1]) Emin hat sich gegen Peters geäußert, daß Stanley nicht zu ihm gekommen sei, sondern er zu ihm, und Stanley würde verloren gewesen sein, wenn das nicht geschehen wäre. Emin brachte Lebensmittel

[1]) Stanleys Offizier Jephson schreibt: „Emins Leute sahen in ihren Kostümen aus schneeweißem oder braunem Baumwollstoff allgemein so nett und sauber aus, daß sie einen starken Kontrast bildeten zu uns, der Entsatzpartei, die in Lumpen und Schmutz eingetroffen war und viel mehr des Entsatzes bedürftig zu sein schien als jene. Meine Zanzibariten besaßen weiter nichts als Röcke von Fellen und Fetzen von einheimischem Baumrindenstoffe und dabei nur in so spärlichen Mengen, daß sie kaum anständig gehen konnten. Ich selbst hatte nur einen abgetragenen, geflickten Anzug, den ich mir aus einem alten karrierten Flanellanzuge angefertigt hatte, und ein altes Flanellhemd, das einzige, welches ich noch besaß; meine Füße staken in einem Paar Schuhen, die ich ebenfalls selbst hergestellt hatte aus einer rohen, schwarz und weiß gefleckten Kuhhaut, an welcher das Haar sitzen geblieben war.“ Jephsons „Gepäck“ bestand „aus einem alten Zeltsack, in welchem sich von mir selbst angefertigte Stiefel, mein Tagebuch, ein Paar sehr stark durchlöcherte Strümpfe und zwei wollene Decken befanden, sowie aus einem alten Korbe, der ein in grüne Blätter eingewickeltes Ziegenbein, einen Kessel, zwei Teller, Messer und Gabel und einige sehr schwarz und zweifelhaft aussehende Kochtöpfe enthielt.“ — Afrika ist nichts für Muttersöhnchen und energielose Träumer.

und Kleidung, und auf diese Weise wurde die Expedition vom Untergang bewahrt. Casati berichtet, daß die Leute, die mit Emin kamen, mit aufgesperrten Augen und mißtrauischen Herzen ihre Blicke nach dem Rest einer Expedition richteten, deren Lob der Pascha so laut angestimmt hatte, und in der man die Quelle alles Heils zu sehen sich gewöhnt hatte. Er urteilt kurz und schlagend: „Welchen Wert besaßen dreißig Kisten Remingtonpatronen? Sie änderten die Lage der Äquatorialprovinz um gar nichts.“ Casatis Gesamturteil über die Situation aber, nachdem Stanleys Brief an Emin eingetroffen war, lautete:

„Die Lage, in welche sich Herr Stanley gebracht hat, bietet keine großen Hoffnungen, keine günstigen Aussichten, weder für ihn, noch für uns. Er hat seit mehreren Monaten die Beziehungen mit dem Gros der Expedition unterbrochen. Wir können ihm weder folgen, noch uns, angesichts der Schwierigkeiten, welche der von ihm gewählte Weg bietet, mit ihm vereinigen; es wäre eine Thorheit, uns dahin zu wagen, es hieße einer sichern Katastrophe entgegeneilen. Es müßte also abzuwarten sein, bis er den Weg zurück gemacht und mit dem Gros seiner Kräfte zu uns gelangt wäre. Das erfordert einen Zeitraum von mehr denn acht Monaten, und zwar für uns mit der eitlen Erwartung seiner Rückkunft. Nach meinem Dafürhalten ist, nachdem die letzten Forschungen Greenfelds uns vergewisserten, daß der Obandschi unser Maqua ist, dies der günstigste Weg, der sich uns zum Abmarsche bietet. Die Straße führt auf Wegen, die uns zum großen Teile bekannt und reich an Lebensmitteln sind, und die durch gutmütige Bevölkerungen gehen. Die Soldaten werden sich gewiß nicht weigern, sie einzuschlagen; Mambettu ist ihnen allen dem Rufe nach bekannt. Die Eingebornen, denke ich, werden uns in unsern Nöten behilflich sein, da sie ja schon gewohnt sind, ihr Land von fremden Bewaffneten durchschritten zu sehen, für die sie, wenn sie auch nicht mit Sympathien für dieselben durchdrungen sind, doch den von der Furcht erzeugten Respekt hegen. Ich glaube darum, wir sollten die Pflicht erfüllen, Stanley aufzusuchen und ihm für die heldenhafte Anstrengung und überraschende Festigkeit zu danken, ihn mit

den geringen Mitteln, welche die Hilfsquellen der Provinz gestatten, zu unterstützen und ihn gleichzeitig von dem gefaßten Entschlusse in Kenntnis zu setzen."

Es war am 29. April 1888, einem Sonntage, gegen Sonnenuntergang, als der Dampfer „Khedive" dem Südwestufer des Albert-Sees sich näherte. Ein Boot wurde ausgesetzt, Emin und Casati gingen mit Begleitung an Land. Freudenrufe, Gewehrsalven, Händedrücken geleiteten die Ankömmlinge an Stanleys Zelt. Emin war im Fez und fleckenloser weißer Kleidung, wofür man auf englischer Seite bei dem kläglichen Zustand der eigenen Gewandung einen besonderen Blick hatte. Die Mütze in der Hand begrüßte Stanley den ebenbürtigen Kenner Afrikas. Der Besuch war kurz, aber herzlich, mit vollen Gläsern schäumenden Champagners trank man auf die gegenseitige Gesundheit.

Am andern Morgen besuchte Stanley Emin in seinem Lager, das er am Strande hatte schlagen lassen. Stanley warf die Frage des Heimzugs auf, das Resultat der Unterredung war, daß alle Beamten und Soldaten, die nach Ägypten heimzukommen wünschten, am See sich sammeln sollten; Stanley wollte unterdes nach Jambuja zurückkehren, die dortigen Kräfte an sich ziehen, die Vorräte aufnehmen und wieder an den See kommen. Sein Offizier Mounteney Jephson blieb auf Emins Bitte bei dem Pascha. Stanley stattete Jephson mit einem offenen Briefe an die Besatzungen der Provinz aus, der die Absichten des Khedive und die Aussichten derer darstellte, die etwa zu bleiben vorziehen würden. Die Proklamation schloß mit folgenden Worten: „Ich sende Ihnen einen meiner Offiziere, Herrn Jephson, und gebe ihm meinen Degen, damit er Ihnen diese Botschaft meinerseits vorlese. Ich gehe meinen Weg zurück, um meine Leute und meine Waren zu holen und sie an den Njansa zu schaffen; in wenig Monaten werde ich hierher zurückkehren, um zu hören, was Sie vorhaben. Wenn Sie sagen werden: „Wir gehen nach Ägypten," so werde ich Sie auf einer sicheren Straße geleiten. Wenn Sie erklären werden: „Wir wollen dies Land nicht verlassen," dann werde ich Ihnen Lebewohl sagen und mit den Meinigen nach Ägypten zurückkehren."

Die erste Begegnung Emins mit Stanley.

Was Emins persönliches Schicksal anlangt, so drang Stanley in ihn, seinen Posten aufzugeben. Der Khedive habe ihn eigens zu dem Zwecke hergesandt, um Emin den Befehl zu überbringen, er möge die Äquatorialprovinz räumen. Auch gab Stanley zu verstehen, er sei nötigenfalls ermächtigt, Emin mit Gewalt aus der Provinz zu führen.

Aber wenn Stanley von Ägypten Auftrag hatte, so hat er nicht offen gehandelt, einen zweiten Auftrag anzunehmen und ihn Emin einige Tage nach dem ersten bekannt zu geben. Dies war das Angebot des Königs der Belgier, der Pascha möge am obern Nil die Flagge des Kongostaates hissen. König Leopold biete monatlich 20 000 Mark zu den Verwaltungskosten der Provinz, Emins persönliches Gehalt stehe in dessen Belieben und sei ohne weiteres bewilligt.

Doch wie ein Hausierer konnte Stanley dem Pascha noch eine dritte Ware anbieten und zugleich die zweite selber herunterreißen. Nach einiger Zeit riet er Emin, sich auf solchen Antrag nicht einzulassen. Der Kongostaat befinde sich in einem Zustand großer Verwirrung und Zerrüttung. Außerdem sei Emin doch bekannt, wie König Leopold ihn, Stanley, seiner Zeit behandelt habe. Er mache ihm nun ein drittes Angebot. Von Mombas aus wolle eine Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft auf den oberen Nil zuarbeiten. Stanley schlage Emin vor, in den Dienst dieser Gesellschaft zu treten. Emin sollte mit seinen sämtlichen Truppen unter Stanleys Führung um den Viktoria-See herumziehen, nach Kawirondo. Dort wollten sie eine geeignete Insel auf dem Viktoria-See ausfindig machen, auf welcher Emin Pascha sich befestigen könne. Dann wolle Stanley nach Mombas zurückeilen, um Unterstützung für ihn heranzuführen. Jeder Offizier Emin Paschas und alle seine Mannschaften treten mit demselben Gehalt, welches sie unter Ägyptens Regierung hatten, in den Dienst der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft. Über sein Gehalt möge Emin mit der Gesellschaft in London selbst verhandeln.

Stanley hat in seinem Reisewerke über den Zug zu Emin diese Dinge anders darzustellen versucht, insbesondere den dritten Vorschlag nur als einen persönlichen hingestellt, aber jene Gesellschaft hat wohl gern,

nachdem Emin in deutsche Dienste getreten war, ihren Antrag an denselben als nicht geschehen aufgefaßt wissen wollen. Es hat nur Emin unserm Peters zu bestimmt und wiederholt versichert, mit einem Federstrich habe er den fertigen Vertrag aus London, den ihm Stanley von der anderen Partei unterschrieben, gesiegelt, notariell beglaubigt vorgelegt, perfekt machen können.

Bis zum 25. Mai blieb Stanley bei Emin. Er hatte sich nicht überreden lassen, sich in den Stationen am Nil zu zeigen und so die Äquatorialprovinz eigentlich nicht betreten.

Ende Mai befahl Emin einen Strafzug gegen Kibiro, um den großen Markt, den Stolz und Reichtum des Landes Unjoro zu treffen.

Es war die Nacht des 30. Mai. Die friedlichen Einwohner des Dorfes ruhten sorglos, das schreckliche Unheil nicht ahnend, das über ihren Häuptern schwebte; unvermutet warfen die beiden Dampfer in der Rhede Anker; schweigsam und vorsichtig entstiegen denselben Soldaten, bewaffnete Lur. Auf ein gegebenes Zeichen wirbelten die Trommeln, die Trompeten schmetterten, die Flammen verbreiteten sich, leckten an die dürren Umfriedungen und griffen die Hütten an. Der Weg zur Flucht war verschlossen. Überall erschollen Rufe, Fluchen, verzweifelte Angstschreie der Sterbenden. Die armen Flüchtlinge wurden mit Flintenschüssen verfolgt, das Land war ein Schauplatz der Vernichtung geworden. Weiber, Kinder, Säuglinge wurden von den fanatischen Angreifern erfaßt, gemordet, in die Flammen geworfen. In kurzer Zeit war von Kibiro nur noch rauchende Asche vorhanden. Nachdem der entsetzliche Blutdurst gestillt war, verlegte sich die wütende, trunkene Horde auf die Plünderung. Die Saline wurde zerstört.

Unter Festesjubel und voll von militärischem Stolze kehrte die Soldateska im Triumphe zurück, trunken von dem schrecklichen, an Weibern und Kindern verübten Blutbade.

„Ich danke Ihnen nicht," sagte Emin zu dem Befehlshaber der Expedition, „für den Eifer den Sie angewendet, und für die Grausamkeiten, die Sie verübt haben."

Siebzehntes Kapitel.

Wir müssen nunmehr versuchen, uns ein Verständnis derjenigen Umstände zu verschaffen, die im Laufe des Jahres 1888 gegen den hochverdienten Pascha, der nichts im Sinne hatte als das Wohl seiner Leute, eine Revolte entstehen ließ, in der der Herr durch mehrere Monate der Gefangene seiner Diener wurde.

Emin befand sich 1888 noch im Besitz sämtlicher von Baker und Gordon längs des Nilufers gegründeten Stationen. Diese waren Ladò, Gondokoro, Redschaf, Bedden, Kiri, Chor-Aju, Duflè, Wadelai und dazu kamen einige Punkte, namentlich Tunguru und Msuà, am Albert-See. Nur Ladò war an die Mahdisten verloren gegangen.

Die Regierungsgewalt wurde durch Beamte und Soldaten repräsentiert. Die Beamtenschaft glänzte durch Werke des Raubes, der Veruntreuung, der Verleumdung und noch durch Schlimmeres, wie uns das schon bekannt ist. Es befanden sich in der Provinz damals ungefähr 100 Ägypter als Beamte außer den Frauen und Kindern. Sie waren jeden Augenblick bereit, wie Emin Stanley erzählte, abzuziehen, auch ohne ihn; und selbst wenn er bliebe, würde er froh sein, sie los zu werden, weil sie seine Autorität untergruben. „Als ich ihnen sagte, Chartum sei gefallen und Gordon Pascha erschlagen, da erzählten sie den Nubiern immer, das sei ein von mir ersonnenes Märchen; eines Tages würden wir die Dampfer den Fluß heraufkommen sehen, um sie zu befreien.“ Die Soldaten waren größtenteils Sudanesen. Militärische Übungen im europäischen Sinne des Worts waren diesen Truppen nach Casatis Urteil unbekannt, noch weniger waren sie für die eigentlichen Tugenden ihres

Standes, Gehorsam, Selbstverleugnung, Ergebenheit, Mäßigkeit, erzogen, er findet sie vielmehr frech, ohne Disciplin, nicht an Mühen gewöhnt, dem Trunke und jeder Art von Zügellosigkeit ergeben. Die Offiziere, aus der Masse des Volkes genommen und ohne besondere Sorgfalt erzogen, hatten für sich weder Ansehen, noch Einfluß, noch Achtung. Sie ließen die täglichen Erfordernisse durch die Disciplin der Peitsche befriedigen, die häufig nach Laune zur Verwendung kam. Offiziere und Soldaten rivalisierten in Raubsucht und schlechten Sitten mit ihren Herren, den Ägyptern. Sklaven erbeuten, die Hand auf anderer Besitztum legen, die Eingebornen mißhandeln und quälen, war etwas, worauf sich auch solche verlegten, welche den Ruf ehrlicher Leute genossen. Dazu kommt noch, daß in den Reihen der Offiziere einige Ägypter waren, die meistens wegen schlechter Führung nach dem Sudan verbannt worden waren.[1])

Der Pascha hatte zwei Bataillone Reguläre unter sich, das eine ungefähr 750, das andere 640 Mann stark. Außer diesen zwei Bataillonen hatte er eine ziemlich ansehnliche Anzahl von Irregulären, Matrosen, Handwerkern, Schreibern und Dienern. Bei einem Abzug würden wohl 8000 bis 10000 Menschen zusammengekommen sein, weil sehr viele Weiber und Kinder auch vorhanden waren. Die Regulären bezeichnete Emin gegen Stanley als außerordentlich zweifelhaft. „Sie haben hier ein so freies und glückliches Leben geführt, daß sie zaudern würden, ein Land zu verlassen, wo sie Freuden genossen haben, die ihnen in Ägypten nicht zuteil werden. Die Soldaten sind verheiratet, und einige unter ihnen haben Harems."

Emin nun als ein Mann von persönlicher Rechtschaffenheit, von einfacher Bescheidenheit, ein Philanthrop, Philosoph und Naturforscher war

---

[1]) Es ist Casati nicht unbekannt, daß schwarze Soldaten in den rechten Händen die guten Eigenschaften ihrer Rasse entwickeln und Hervorragendes geleistet haben. Er gedenkt ihrer Erfolge unter deutschen Offizieren in Ostafrika und citiert das Wort Gessis: „Der Schwarze ist ein ausgezeichneter Soldat, wenn er recht geleitet wird; tapfer, ausdauernd, mutvoll; man kann mit ihm Wunder thun. Aber wenn er sich selbst überlassen und nicht gepflegt, und was noch schlimmer ist, schlecht behandelt wird, kann er ein gefährliches Element werden."



Schwarzes Militär.

nicht wohl veranlagt für einen despotischen Befehlshaber, wie er solchen Massen gegenüber unter Umständen nötig ist. Auch war er nicht durch die Schule strengen Militär- und Zivildienstes gegangen. Von Casati und anderen Kennern der Umstände wird angenommen, daß der Pascha hätte scharf und streng mit den Urhebern der Revolte umspringen sollen, solange er noch die Gewalt in Händen hatte. Aber wir wissen nicht, ob wir seine Milde mehr tadeln oder mehr bewundern sollen, wenn er noch nach den Ereignissen von 1888 niemals an sich selbst denkt, sondern nur wünscht, die Leute und ihre Familien zu retten. — Die Sudanesen waren Heiden, so schwebten sie in Gefahr, bei einem Einfall der Mahdisten zu Sklaven gemacht zu werden, den Ägyptern stand ein unerbittlicher Tod vor Augen; aber wir haben des Zaubers gedacht, der um den Namen des Mahdi sich wob, daß man einer unüberwindlichen Macht gegenüberstehe, daß das Geschick, ihr nötigenfalls dienen zu müssen, unausweichbar sei. — Wir kennen auch die Furcht der schwarzen Soldaten, in Unjoro oder sonstwo in Feindesland einmal zurückgelassen zu werden, und daher ihre Scheu vor einem Abzug nach Süden. — Auch darf man sich nicht verhehlen, daß der elende Zustand der Entsatz-Expedition im Widerspiel mit den Hoffnungen, in denen man von ihr geredet, die Position des Pascha nicht eben verstärkte; die Annahme, daß man über die Abtretung der Provinz an Fremde verhandle, wurde bald zur bestimmten Thatsache, an deren Glaubwürdigkeit niemand rütteln durfte.

Aus dem Zusammenwirken solcher Stimmungen und Zustände erklärt sich schließlich einigermaßen, was hereinbrach; wenn man auch am liebsten das Wort Jephsons sich zu eigen machen möchte: „Noch nach neunmonatlichem Aufenthalt in der Provinz wurde es mir schwer, zu begreifen, was Emins Leute wirklich wollten und wie seine Ideen über diese in Wirklichkeit waren.“

Schon ehe Stanley zu Emin kam, war zweimal ein Anschlag auf des Gouverneurs Leben versucht worden. Das erste Mal war eine Karawane, mit der er in Duflè hatte eintreffen sollen, überfallen worden. Das andere Mal mußte er sein Leben durch nächtliche Flucht aus dem

Bett retten; ohne seine Kleider, ohne Begleitung eilte er von dannen. Besonders schwierig war das erste Bataillon, das die nördlichen Stationen



Major Hawask Effendi.

besetzt hielt. Hamid Aga, der Major desselben in Redschaf, ein alter Sudanese von beschränktem Verstande, von den Soldaten geliebt, ob er

schon streng war, war zwar Emin treu ergeben, aber doch außer stande, die von den ägyptischen Offizieren aufgewühlte Hochflut zu dämmen; gegen seinen Willen wurde er von derselben mit fortgerissen. Hawask Effendi, der Major des zweiten Bataillons in Duflè, war Ägypter und nach Äquatoria verbannt worden, weil er im Kriege gegen Abessinien dem Feinde Regierungsvorräte verkauft hatte. An seiner Spitzbüberei war etwas höchst Cynisches, da er sich derselben nicht im geringsten schämte. Er erzählte einst Jephson, was für Schurken die Ägypter seien. Darauf blickte ihn Emin an: „Und Sie?“ „O Sie wissen, Excellenz, ich bin ebenso schlimm wie die übrigen.“ Sich dann zu dem Engländer wendend fuhr Hawask fort: „Sie sind völlig fremd in diesem Lande, beherzigen Sie daher, was ich Ihnen sage, und lassen Sie sich dadurch warnen. In diesem Lande giebt es nur Sudanesen und Ägypter. Kommt auf der einen Seite ein Sudanese mit mürrischem Blick und geladenem Gewehr auf Sie zu und auf der andern Seite ein Ägypter mit einem Teppich und freundlichem Gruße, dann wenden Sie sich dem Sudanesen zu, denn er wird Ihnen mit seinem geladenen Gewehr weniger Harm zufügen als der Ägypter mit seinem Lächeln und Teppich.“ — Casati hielt Hawask für besonders gefährlich, die Hauptursache der schlimmen Lage der Provinz schrieb er den Intriguen dieses Ägypters zu, er hatte aus Unjoro Emin geraten, sich des Majors zu entledigen, aber Emin wollte seinem Rat nicht folgen.

Als Stanley an den Albert-See kam, hielt Emin seine Lage noch für so sicher, daß falls er noch Munition und Zeugstoffe gehabt hätte, er sich dauernd am Nil hätte behaupten können. Casati aber war der Meinung, daß die Lage kritisch genug sei. Oft genug munterte er den Freund auf, die Zustände im Lichte der Wirklichkeit anzusehen und in diesem Sinne mit Stanley sich zu besprechen. Die tageshelle Wirklichkeit sei doch himmelweit entfernt von den Nachtgestalten der Phantasie, die in Europa und Ägypten die Geister beherrschten. „Allein ich habe Grund anzunehmen, daß er nur allgemeine Andeutungen hinwarf. Die eigene Ohnmacht einzugestehen, mit denjenigen anderer die eigenen Irrtümer

bloßzustellen, widerstrebte der Hoheit seines Geistes.“ Er hoffte wohl nach des Italieners Ansicht, daß seine Erhebung zum Rang eines Pascha, die inzwischen erfolgt war (Casati hatte das Dekret Ende 1887 auf dem Wege über Zanzibar erhalten und an den Geehrten weitersenden können) und der bewundernde Anteil, den die ganze Welt an ihm nahm, ehestens alles Gerede, alles Murren zum Schweigen bringen werde, so daß die besiegte Schwierigkeit den Zauber seines Namens nur vermehren werde. Auch Stanley hat für das Verhalten Emins, mit ihm vier Wochen lang über alles zu reden und zu plaudern, ihn aber in vollständiger Unkenntnis der wirklichen Lage zu lassen, nur das Prädikat der Unbegreiflichkeit. „Vermutlich hatte Stolz ihn schweigen lassen.“ Am verständlichsten wird uns Emins Verhalten aus Jephsons Mitteilungen, dieses Eministen, wie ihn Stanley scherzend nannte: „Es ist für einen jungen Mann voll kräftigen Lebens nicht leicht zu begreifen, wie schwer es einem ältlichen Manne, der durch jahrelange harte Arbeit und Sorgen an Körper und Geist ermattet ist, manchmal fällt, mit Energie und rascher Entschlossenheit zu handeln.“ Emin „hatte dreizehn Jahre in der Äquatorialprovinz gelebt, deren Klima für Europäer höchst aufreibend ist, und während der letzten acht oder neun Jahre hatte die ganze Verantwortlichkeit der Regierung auf seinen Schultern geruht.“ „Er befand sich in einem solchen Zustande nervöser Erschöpfung, daß er nachts selten mehr als zwei bis drei Stunden schlief, und das Herz bereitete ihm viel Schmerz und Sorge.“ „Ich werde nie jene Nacht vergessen, als wir bis zum Anbruch des Morgens beieinander saßen und über viele Dinge und namentlich auch über die Wendung sprachen, welche die Sachlage in der Provinz, wie ich fühlte, sicher nehmen mußte. Er erzählte mir aus seinem Leben, von seinen Hoffnungen und Befürchtungen, seinen Kämpfen und Enttäuschungen, und alles mit einem einfachen Ernst, der mich mit Reue erfüllte, wenn ich daran dachte, wie oft ich wegen seines Mangels an Energie und Entschiedenheit ärgerlich geworden war.“ Emin befand sich also seelisch und körperlich in einer Verfassung, die sein wahres Wesen überdeckte und manches Widerspruchsvolle erklärt und entschuldigt.

Emins Leute hatten an Stanley eine Gesandtschaft mit Beschwerden über den Gouverneur abgeschickt, die Stanley in korrekter Weise abwies. Emin war tief entrüstet und bestrafte die Mitglieder; gegen Casatis Rat, der der Meinung war, wie die Dinge nunmehr stünden, sei durch Strafen nichts mehr zu machen. Dadurch entstand eine Trübung des Verhältnisses zwischen ihnen. Man befand sich damals in Tunguru.

„Als Herr Jephson sah, daß ich nach dem letzten Vorfalle mich gegen meine Gepflogenheit von Emins Hause fern hielt, besuchte er mich und machte mir fast einen gelinden Vorwurf, als ob ich wenig Ergebenheit dem Haupte der Regierung gegenüber zeigte; er redete mir zu, die alten Beziehungen wieder anzuknüpfen, um so mehr, als nach seiner Meinung Emin am besten gehandelt habe, indem er von dem vollen Rechte seiner Autorität Gebrauch machte. Ich lächelte, als ich merkte, daß er hinter meiner Handlungsweise eine Verteidigung der von der Strafe betroffenen Persönlichkeiten suche, und bemühte mich, ihm darzulegen, daß der Zustand des Landes und die öffentliche Ruhe sich zum Schlimmeren wende, und daß Emin mit solchen Maßregeln es völlig dem Ruin entgegenführe. Mit ungläubiger Miene sein Haupt schüttelnd und gleichfalls, freilich in ganz anderer Weise, lächelnd, bezeugte er seine höchste Verwunderung, als er meine wenig wohlwollenden Worte über Emin hörte — Emin, der doch in ganz Europa als Gelehrter, Verwaltungsbeamter und tüchtiger Soldat in Ansehen stehe.

„„Eines Tages werden Sie mir recht geben, Herr Jephson. Ich bin Emins Freund, und eben wegen dieser Freundschaft habe ich ihm niemals die Wahrheit verschwiegen. Auch heute soll Ihnen, der Sie einen heiklen und schwierigen Auftrag zu erfüllen haben, meine Anschauung über die Verhältnisse in der Provinz nicht verhehlt werden." — Ich ließ mich auch in der Folge nicht überreden, Emin zu begrüßen und hielt mich von jedem Verkehr mit seinen Leuten ferne."

Am 23. Juni 1888 trat Jephson in Begleitung des Gouverneurs vor die vereinigten Besatzungstruppen in Tunguru, um sie über ihre Absichten hinsichtlich des Vorschlags, den Stanley namens des Vizekönigs

von Ägypten gethan hatte, zu vernehmen. Die Abstimmung führte zu keinen bestimmten und ausgesprochenen Erklärungen, sondern hüllte sich in tausendfache Ausdrücke sklavischer Heuchelei: „Treu dem Pascha, werden wir mit allem, wozu er sich entschließt und was er thut, übereinstimmen," so lautete der Spruch, der von Reihe zu Reihe, von Mann zu Mann ging.



Die Garnison von Laborè richtet die Gewehre auf Emin.

So ging, während Casati in Tunguru zurückblieb, auch auf der ganzen Reise des Gouverneurs mit dem Engländer und seiner Proklamation auf allen Stationen alles gut, bis in Laborè die Bombe platzte. Das war am 13. August. Wir hören den Augenzeugen Jephson.

„Nachdem ich mit meiner Ansprache zu Ende war, fügte Emin meinen Erklärungen noch einige Worte hinzu, wie er immer zu thun pflegte. Während er noch sprach, trat ein großer stierköpfiger, mürrisch blickender Soldat aus der Front und rief: „Alles, was ihr uns gesagt habt, ist Lüge, das Schreiben, das ihr vorgelesen habt, ist eine Fälschung, denn wenn es von Effendina (dem Vizekönige) stammte, hätte er uns befohlen zu kommen, und nicht gesagt, wir könnten thun, was wir wollten. Ihr kommt nicht von Ägypten; wir kennen nur einen Weg nach Ägypten, und der führt über Chartum, wir werden daher entweder diesen Weg gehen oder im Lande bleiben und hier sterben."

„Emin sprang sofort hinzu, ergriff den Mann und versuchte, ihm

das Gewehr aus der Hand zu reißen, seinen vier Ordonnanzen zugleich zurufend, sie sollten jenen verhaften und ins Gefängnis bringen. Nunmehr entstand ein Handgemenge, da der Meuterer seine Kameraden aufforderte, ihm zu helfen, und es entwickelte sich eine Scene von Verwirrung und Lärm, die sich nicht beschreiben läßt. Die Soldaten verließen die Front, stürzten sich mit geladenen Gewehren auf Emin und mich und umzingelten uns, und haßerfüllte Rufe und Verwünschungen wurden uns entgegengeschleudert, während die Empörer ihre Waffen auf uns gerichtet hielten. Emin zog den Säbel und forderte sie auf heranzukommen. Es war ein fürchterlicher Augenblick, als wir uns von der erbitterten Soldateska umgeben sahen, deren Finger unruhig an den Drückern der geladenen Gewehre spielten."

Auf beruhigende Worte Jephsons, daß doch niemandem die gebotene Hilfe, aus der Provinz wegzukommen, aufgezwungen werden solle, erklärten die Leute schließlich, sie würden die Sache nochmals unter sich besprechen. Am nächsten Tage erklärten sie ihr Bedauern über die Vorgänge von gestern, blieben aber dabei, man könne dem Pascha nicht trauen. Emin und Jephson konnten mit ihrer Begleitung weiterreisen. „Wären die Meuterer," so urteilt Jephson im Hinblick auf die Revolte in ihrem ganzen Umfang, „in ihrem höchst aufgeregten Zustande in der Lage gewesen, dem Pascha nur einen einzigen Fall der Ungerechtigkeit, Grausamkeit oder Nachlässigkeit gegen seine Leute nachzuweisen, er würde bei dieser Rebellion ganz sicher sein Leben verloren haben."

Die Expedition aber hatte nicht bloß Rebellen verlassen, sondern kam auch zu Rebellen. Bei der Annäherung an die Station Duflè keine Begrüßung, keine Ehrenkompagnie, kein Spielen der Khedive-Hymne und Rufen des Volks! Düster schweigend ließ das Volk seinen Herrn passieren; als er sein Quartier erreicht hatte, wurde er mit dem Arzte Wita Hassàn als Gefangener erklärt, auch dem Engländer wurde das Ausgehen verboten. Vor dem Quartier patrouillierten die Wachtposten der neuen Machthaber. Der Offizier Fatelmula von der Station Fabo, die neuerdings errichtet worden war und zwei Meilen landeinwärts von Duflè

lag, hatte vor wenigen Tagen mit siebzig Soldaten Duflè besetzt. Er verhaftete Hawask Effendi und proklamierte sich als Retter der Provinz, die durch schlechte Regierung und Intriguen Emins an den Rand des Untergangs geführt worden sei. Alles war wohl vorbereitet, ohne Regung des Widerstandes war das Regiment der Faust inthronisiert worden.

Nachdem in den nächsten Tagen die Rebellenoffiziere aus der Provinz zusammengekommen waren, wurde großer Rat gehalten. Jephsons drei Ordonnanzen wurden vorgefordert und ausgefragt. Sie antworteten mutig, daß sie auf Befehl des Khedive mit Stanleys Expedition gekommen seien, sie zeigten ihre mit dem ägyptischen Stern und Halbmond gezeichneten Gewehre zum Beweis, daß sie ägyptische Soldaten seien. „Wo aber sind denn Eure Uniformen?“ fragte man. „Auf der Reise verbraucht worden.“ Man ließ sie Griffe machen, um zu sehen, ob sie wirklich Soldaten seien; sie bestanden die Probe und wurden entlassen. Dann forderte man Jephson vor den Rat. Als er vor den Diwan trat, erhoben sich alle Offiziere, aber seine Darstellung von der Entstehung, dem Zweck, den Schicksalen der Entsatz-Expedition fand keinen Glauben. Jephson zeigte den Brief des Khedive, ließ ihn verlesen und die Unterschrift prüfen. Einige Minuten lang schien man unsicher, dann aber erhob sich der erste Sekretär, warf Jephson den Brief vor die Füße: „Der Brief ist eine Fälschung und Ihr und Euer Herr seid Schwindler.“ In Jephsons Augen blitzte es auf, da hieß man den Schreiber schweigen. In Jephsons Gegenwart verhandelte man nun über einen Zug nach Süden, da man von Stanleys Rückkehr Kunde hatte. Jephson bat, ihn mitzunehmen; vergeblich, bis er ihnen vorwarf, sie hätten gegen das Gesetz der Gastfreundschaft gehandelt. Sie waren auf ihre Ritterlichkeit hin angesprochen, für die man auch in Afrika ein Gefühl hat: über den Lärm und das Gewirr erhob sich nunmehr die Stimme Fatelmulas: „Bei Allah! Er hat wahr gesprochen und soll zu seinen Leuten gehen. Ich bin der Vorsitzende des Rates und schwöre es!“

Als der nach Tunguru abgesandte Dampfer dort eintraf, erfuhr

Casati von Jephson, was inzwischen geschehen war. Sein Groll war vergessen; er schreibt:

„Als ein aufrichtiger Freund Emins und Witas, stets offen in meinen Handlungen und Meinungsäußerungen, fühlte ich mich, obwohl ich so manchesmal das Vorgehen der Regierung tief hatte beklagen und bekämpfen müssen, doch verpflichtet, alle meine Kräfte einzusetzen, nicht nur um ihre traurige Lage zu mildern und zu bessern, sondern auch dahin zu wirken, daß die mit Füßen getretene, völlig aufgegebene Autorität eines Tages wieder für denjenigen, dem sie gebührte, zu Ehren käme und zwar durch jene Frevler selbst, dadurch daß sie gezwungen würden, sich zur Demütigung herbeizulassen.

„Die Aufgabe, die ich mir stellte, wurde durch einen Befehl der provisorischen Regierung, die sich in Duflè niedergelassen hatte, erleichtert, da sie dem Kommandanten in Tunguru auftrug, mir und den mir zugehörigen Personen jede Sorgfalt und entgegenkommende Aufmerksamkeit zu erweisen. Man lud mich ein, mich nach Duflè zu begeben, so oft ich mit Emin Pascha zusammen sein wollte, und den Beratungen der Versammlung, die dort zusammentrete, beizuwohnen."

Man wollte so den Anschein erwecken, als ob man sich vor der Öffentlichkeit nicht fürchte, und was man mit Emin vorhabe, rechtmäßig geschehe.

Die Nachricht von der Ankunft Stanleys war falsch gewesen, der Dampfer kehrte mit Casati und Jephson nach Duflè um.

Nach zweitägiger Schiffahrt in Gesellschaft einer trunkenen, zügellosen, in ihren schamlosen Gelüsten entarteten Schar, die sich in einer Aufregung befand, als ob es zu einem Gastmahle ginge, begrüßten Casati und Jephson mit Freuden den Augenblick, da der Dampfer vor Duflè hielt. Jephson begab sich nach seiner Wohnung, welche im gleichen Hause wie jene des Paschas war, Casati aber lenkte zu des Engländers großer Verwunderung seine Schritte nach dem Hause Fatelmulas, des provisorischen Hauptes der neuen Regierung.

Jephson konnte es sich nicht versagen, wie Casati später erfuhr, diesen Gang Emin mitzuteilen, der dadurch aufs tiefste verletzt wurde. Für

Casati aber bestand die Notwendigkeit, dies zu thun; es war ein unumgänglicher Schritt, sein Werk zum Nutzen des Freundes einzuleiten. Der Zügel, den er dem angeborenen Stolze anlegte, war nur eine kalte Besinnung auf die Freundespflichten, denen er sich freiwillig unterzogen hatte: „Wenn die Notwendigkeit und die Macht der Ereignisse mich zwang, die europäischen Gewohnheiten soweit abzulegen, um nicht mehr begreifen zu lassen, wie für mich diese Zeit hinübergehen sollte, so war mein Herz stets fest, mein Gedanke hatte unverrückt das Ziel vor Augen; ich ließ mich nicht herbei, wie andere, über allem und vor allen einen eitlen, ungelegenen Hochmut zu pflegen."

Ohne Schwierigkeit erhielt Casati von Fatelmula die Erlaubnis, seine Wohnung bei dem Gouverneur aufzuschlagen und bei den Sitzungen der einberufenen Versammlung, wobei es sich um Entscheidungen über das Geschick der Provinz handelte, mitzureden.

Das Herz schlug ihm höher, als ihm Emin, da er sich ihm vorstellte, die Hand entgegenstreckte und die Worte flüsterte: „Hätte ich Ihrem Rate gefolgt!" — — —

„Sprechen wir nicht von der Vergangenheit, denken wir an die Gegenwart; fassen Sie Mut! Wir wollen arbeiten! Wir wollen hoffen! Vertrauen Sie mir! Sie werden sehen, daß wir triumphieren."

Casati sprach nicht mehr. Die Fülle der Gedanken überwältigte ihn.

Emin, der geistvolle Mann, der Pfleger der Wissenschaft, der so viel Bewunderung erregt und so viel hochachtungsvolle Begeisterung in Europa wachgerufen hatte, saß nun gefangen und war der Gnade einer unwissenden, fanatischen Masse anheimgegeben!

Mit nicht geringerer Hingabe begrüßte Casati den guten Wita Hassàn und richtete an ihn Worte der Ermutigung, an ihn, der treu ergeben seinem Chef mit ihm gefallen war.

Der neue Gouverneur, alt an Jahren und schwach an Verstand, hatte wenig Einfluß auf die Geschäfte, bald konnte er offene Gewalt nicht mehr zügeln. Das Haus des Majors Hawask wurde eines schönen Morgens von den Soldaten überfallen, sein Besitz beschlagnahmt, er

selbst gehöhnt und mißhandelt. In der Provinz wegen seiner Diebereien und seiner fortgesetzten Ungerechtigkeiten gehaßt, galt er unberechtigterweise als ein Ratgeber des Gouverneurs, der allerdings alle Klagen gegen den Major niedergeschlagen hatte; er war zum Gegenstand allgemeiner Verachtung geworden, seit Emin von der Höhe seiner Macht gestürzt war; die Klagen, die sein feiges Gemüt nun laut werden ließ, erregten nicht Mitleid, sondern spöttisches Gelächter.

Die Wahrscheinlichkeit einer unerwarteten Rückkehr Stanleys brachte die Aufständischen zur Besinnung; in öffentlicher Versammlung erkannte man seine Sendung durch die Regierung zu Kairo an und beschloß, sich vorzubehalten, direkt mit ihm über die Räumung der Provinz und die Rückkehr nach Ägypten zu verhandeln.

Allein diejenigen, welche sich bei dem Aufstande am meisten bloßgestellt hatten, fügten sich nur zum Schein der öffentlichen Entscheidung und wirkten im geheimen, um zu verhindern, daß Stanley von dem Regierungswechsel in der Provinz, und wie man sich in den Besitz der vom Vizekönig übersandten Kriegsvorräte gesetzt habe, erfahre. Auch kam man über die Notwendigkeit überein, die drei Verhafteten ehemöglichst nach den nördlichen Provinzen zu verbannen, um sich vor der Gefahr einer Flucht derselben zu schützen.

Das Leben von Emin Pascha und Jephson während ihrer Gefangenschaft war kein vergnügliches. Die Offiziere, welche die Rebellion begonnen, hatten sich zuerst noch mit einer Art Schicklichkeit benommen, Casati und auch Jephson saßen oft mit im Rat, Casati sprach oft gegen böse Beschlüsse und manchmal mit gutem Erfolge. Aber mit der Zeit entstanden unter den Rebellen selbst tägliche Zerwürfnisse. Die Vormittage widmeten sie den Angelegenheiten der Provinz, die Nachmittage wurden mit Trinkgelagen und Ausschweifungen hingebracht. Die Gefangenen waren in einen kleinen Raum von ungefähr 90 Fuß Quadrat eingeschlossen, der sechs Hütten enthielt und von einem hohen dicken Zaun umgeben war. Sie hatten einige wenige Bücher, die ein halbes Dutzend mal wieder gelesen wurden. Von Morgen bis Abend war nichts zu

thun, als über die Gerüchte und Nachrichten zu schwatzen, die gelegentlich in das Gefängnis drangen. Wenn sie sich auf einen Stuhl stellten, konnten sie einen grünen Streifen Gras mit fünf oder sechs Palmen draußen vor dem Ort erblicken; und das thaten sie oft, weil sie sich sehr beengt fühlten. Der Pascha war sehr niedergeschlagen und mißmutig und manchmal war es fast unmöglich, ihn aus seiner Melancholie aufzurütteln.

So schleppten sich die schweren Tage hin, bis Duflè durch die Nachricht elektrisiert wurde, daß die Truppen des Mahdi aufs neue heranrückten. Drei Dampfer, welche von Chartum kamen, waren unversehens vor Redschaf erschienen. Die Bewaffneten, die ihnen entstiegen, hatten nach kurzem Widerstande die Station angegriffen und eingenommen; drei Schreiber und drei Offiziere waren gefallen, indem sie heldenmütig das Eingangsthor zum Fort verteidigten; ein entsetzliches Hinmorden der Männer, Frauen und Kinder, wobei niemand verschont blieb, war die blutige Orgie der Sieger gewesen.

Bei ihrem Erscheinen hatten die Araber durch drei Derwische an Emin, den „Mudir" (Statthalter) der Provinz Äquatoria, eine Aufforderung zur Unterwerfung überbringen lassen. In dieselbe verwob Omar Saleh, ein Offizier des Mahdi, die Geschichte der Thaten seines Herrn, und indem er hierauf allgemeine Verzeihung ankündigte und feste Unterstützung zusicherte, erklärte er, er sei gesandt, Emin und die Seinen aus dem Lande der Ungläubigen zu befreien und sie ihren wahren Brüdern, den Muselmanen, beizugesellen.

Erschreckt durch den Empfang dieses Schreibens, wandten sich die Rebellen an Emin um Rat. Er befürwortete Rückzug nach dem Süden und Einnahme einer festen Stellung in Tunguru. Die Rebellen versuchten eine Entsetzung von Redschaf, um aufs Haupt geschlagen zu werden. Bei dieser Affaire waren fünf der schlimmsten Feinde Emins gefallen, der Schrecken vor den Mahdisten machte die Herzen weicher, so kam der Beschluß zustande, den Gefangenen von Duflè zu gestatten, nach Wadelai zu gehen und bei freier Bewegung in der Station auf Ehren-

wort gefangen zu bleiben. Emin insonderheit solle keinen Versuch zur Wiedergewinnung seiner Stellung als Mudir machen. Gerade drei Monate hatte die Gefangenschaft in Duflè gewährt, von Ende August bis Ende November.

Der Abschied von Duflè und die Ankunft in Wadelai waren für Emin ein Triumph über seine Feinde. Er genoß die militärischen Ehrenbezeigungen wieder, das Volk klatschte und rief seinen Namen, kam, um seine Hände zu küssen.

Die Mahdisten nahmen Station auf Station nach Süden hin weiter ein, bis sie vor Duflè eine Niederlage erlitten, die jedoch einen Umschwung der Lage nicht herbeiführen konnte. Der Bericht des Kommandanten von Duflè an Emin mag hier seinen Platz finden als Beispiel eines arabischen Briefes. Er ist, wie die meisten, etwas verworren, die Schätzung der Toten und Verwundeten durch orientalische Phantasie wie immer übertrieben; Emin ist als Herr der Provinz angeredet.

„An Seine Excellenz Mohammed Emin Pascha, Generalgouverneur der Äquatorialprovinz. — Am 18. November konzentrierten sich in unserer Station die Soldaten der Besatzung von Muggi und Laborè und in knapper Zahl jene des ersten Bataillons, im ganzen hundertzwanzig Mann. Am Morgen des 24. sandte ich den Leutnant Bakit Aga Mohammed aus, um die von den Mahdisten besetzte Örtlichkeit zu rekognoscieren, und gegen elf Uhr vormittags wurde ich von ihm benachrichtigt, daß diese sich am Flusse Tin, etwa vierthalb Stunden von Duflè, gelagert hätten. Am Abende kam der Leutnant mit der Bestätigung der mir gesandten Nachricht wieder.

„Während der Nacht wurde mir ein Brief Omar Salehs, des Kommandanten der Mahdisten, ausgehändigt, in welchem er uns aufforderte, uns zu ergeben und die Waffen auszuliefern. In demselben Schreiben machte er kund, daß in dem Kampfe bei Redschaf Hamed Aga Mohammed, der Kommandant unserer Truppen, ferner die Hauptleute Abd-el-Waab Effendi, Ali Aga, Salim Effendi Halaf und der Schreiber Hassàn Effendi Lutfi gefallen seien. „Wenn Ihr Euch nicht sofort über-

مدير عموم خط الاستوا سعادتلو محمد امين باشا حضرتلري

[illegible]

Faksimile des Briefes Selim Agas (Vorderseite).

Faksimile des Briefes Selim Agas (Rückseite).

gebt," schloß der Brief, „so werde ich kommen, Euch zu bekämpfen." Wir glaubten hierauf nicht antworten zu müssen, übergaben vielmehr das Schriftstück den Flammen.

„Der Feind zeigte sich in der Nähe der Station am Morgen des 25. und gegen vier Uhr nachmittags teilte er seine Ankunft in einem Schreiben mit, das gleichfalls von den Soldaten an der äußeren Wache verbrannt wurde, wo man meinte, der Feind habe die Übergabe gegen den Willen der Garnison durchgesetzt.

„Am Morgen des 26. gegen neun Uhr eröffneten die Mahdisten ihr Feuer gegen die Station, das bis drei Uhr nachmittags dauerte; alsdann wurden sie von einer Kompagnie Soldaten, die einen Ausfall machte und ihnen einen Verlust von zwölf Toten und einigen Verwundeten zufügte, zurückgeworfen. Die Soldaten erlitten, dank der Hilfe Gottes, keinen Schaden.

„In der Nacht des 27. griffen die Feinde wieder die Station mit einem lebhaften und kräftigen Feuer an, das ich gegen vier Uhr früh erwidern ließ. Mit Tagesanbruch machten die Angreifenden einen Ansturm von der Seite, die gegen die Gärten geht, und es gelang ihnen, in die Station einzudringen und die Dampfer anzugreifen, wobei sie Mohammed Ali-el-Nadschar, den Kommandanten des „Nyanza", den Maschinisten Ali Achmet, den Piloten Merdschan Derar und den Heizer Faradschalla Morù, sämtliche vom „Khedive", töteten.

„Angesichts dieses ernsten Angriffes wurde ein Teil der Truppen vom Kampfe nach der Nordseite hin abkommandiert und kehrte sich unter dem Befehl des Hauptmanns Bakit Aga Bargut gegen die kühnen Angreifer. Der Kampf dauerte bis gegen acht Uhr vormittags, als der Feind, von allen Seiten geschlagen, sein Feuer dämpfte und sich alsbald zurückzog. Wir zählten zweihundertzehn Tote unter den Feinden, aber die Zahl derselben war gewiß größer; dazu kommen noch die sehr zahlreichen Verwundeten, die man wegschaffte.

„Es fielen in unsere Hand elf Fahnen, unter diesen jene des Führers, aus Seide, und eine gehörige Zahl Gewehre, sowohl Remington- als

Perkussionsflinten, Schwerter und Lanzen in reicher Masse; auch ein Gefangener wurde gemacht.

„Die Soldaten waren über den erfochtenen Sieg sehr erfreut; er wurde mit militärischen Ehren unter der Fahne des Vizekönigs gefeiert.

„Der Donnerstag verging ohne Zwischenfall; die Feinde beschränkten sich auf einige Demonstrationen mit wenigen Flintenschüssen.

„Um sieben Uhr nachmittags desselben Tages langten die Soldaten der Station Fabo an; eine Stunde später kam ein schwarzer Bari, der bereits von den Mahdisten gefangen genommen war, dem es aber gelang zu entfliehen, und erzählte, infolge der schweren erlittenen Niederlagen hätten die Feinde wieder den Weg nach Redschaf eingeschlagen.

„Um die Morgendämmerung am Freitag that uns der Leutnant Abd-el-Bein Aga Schalai zu wissen, daß die Feinde während der Nacht geflohen seien, was uns um neun Uhr von einem in Laborè zurückgebliebenen Soldaten bestätigt wurde.

„Nachdem ich auf der Barke die von Fabo kommenden Soldaten hatte übersetzen lassen, sandte ich sie in das letzte von den Mahdisten besetzte Lager, wo sie außer den schon oben aufgeführten andere Tote und viele Verwundete fanden; nachdem sie alle Verwundeten getötet hatten, kehrten sie mit verschiedenen Munitionskästen, welche die Feinde zurückgelassen hatten, heim.

„In der Nacht vom 30. kam ein Soldat, ein ehemaliger Diener des verstorbenen Majors Rehan Aga Ibrahim. Wir fragten ihn um Neuigkeiten, und er sagte uns, er sei mit der Expedition von Chartum gekommen. Alles was uns berichtet wurde, sei wahr. Er fügte bei, die Streitkräfte der Feinde seien so sehr geschwächt, daß sie außer stande wären, einen neuen Angriff zu versuchen.

„Später sandte ich die Dragomane der Station bis an den Fluß Abd-el-Aziz, wo sie Säcke aus Fellen fanden, die Kleidungsstücke enthielten und das Bajonett eines Remingtongewehres.

„Fatelmula, ein Soldat der Besatzung von Muggi, der in dem Kampfe bei Redschaf den Mahdisten in die Hände gefallen war, kam

zurück, er teilte uns mit, daß die Mahdisten in Verzweiflung waren, daß sie in großer Eile dahingezogen und nicht mehr als hundertfünfzig zählten, von denen einige von Zeit zu Zeit unterwegs zusammenfielen, ferner daß sie auf ihrem Rückzuge die Stationen der Regierung Aju, Laborè und Muggi angezündet hätten.

„Ich erfülle mit diesem Briefe die Pflicht, Euere Excellenz davon in Kenntnis zu setzen, und es wird mir zur Ehre gereichen, wenn Euere Excellenz ihn zu lesen geruhen.

„Am 2. Dezember 1888. Major Selim Màtera.

„N. S. Die Häuptlinge, die Rechnungsführer und auch der Kadi sind unter den Toten."




Mahdimünze.

Unter der auf dem Schlachtfelde gemachten Beute wurden außer einer großen Anzahl von Kleidungsgegenständen von den Soldaten von Duflè auch Geldtäschchen aus Fell, zum Anhängen gemacht, gefunden, welche Silbergeld enthielten. Unter den vielen Thalern (medschidie) fand man auch so manche in Chartum von der Regierung des Mahdi geprägte Münze. Die Mahdimünze trägt auf einer Seite die Inschrift: „Geprägt zu Omdurman; im dritten Jahre des Umsturzes"; auf der Kehrseite steht: „In Kurs. Mohammed Achmet, der Mahdi. Im Jahre 1304."

Die Furcht giebt Flügel, und so vollzog sich die Räumung von Duflè rasch. Die Familien drängten sich erst in Wadelai zusammen, um dann allmählich nach Tunguru und Msuà geschickt zu werden. Emin

weilte in Tunguru. Seine Lage den Rebellen gegenüber blieb die gleiche, die Rebellen warfen unter sich die Frage hin und her, ob man die Provinz räumen oder besser bleiben solle. Emin beschäftigte sich mit Herstellung einer neuen ornithologischen Sammlung, Jephson ging für ihn auf die Jagd, Casati müssen wir uns rauchend denken, denn Jephson schreibt über seine Lebensweise, mit einem Anflug von Tadel, von dem sich vermuten läßt, daß er nicht ganz verdient ist: „Casati hatte in den langen Jahren, welche er in Afrika zugebracht hatte, seine europäischen Gewohnheiten vollständig aufgegeben und fast wie ein Eingeborner gelebt. Er verließ sein Haus nur selten vor Abend, pflegte dann aber auszugehen und sich mit den Leuten der Station zu unterhalten; den ganzen Tag saß er in der Hütte und rauchte, er hatte keine Bücher (wo hätte er sie hernehmen sollen, da er aus Unjoro buchstäblich nur das Leben, ein Hemd und eine Hose gerettet hatte?) und führte kein Tagebuch (?), und es ist mir immer unbegreiflich gewesen, auf welche Weise es ihm gelang, die Zeit hinzubringen; er war Emin aber sehr behilflich."

Wir schließen die Darstellung dieser wechselvollen Ereignisse des Jahres 1888 mit der anheimelnden Schilderung des Weihnachtsabends nach dem Berichte Jephsons:

„Am Tage vor Weihnachten bat mich Emin, den Versuch zu machen, ob ich nicht einen Vogel für unser Weihnachtsmahl erlegen könnte; ich ging auf die Jagd und war so glücklich, mehrere zu schießen, darunter auch eine fette Nilgans, welche das Hauptgericht unsers Festmahls bilden sollte. Nach deutschem Brauche wurde dieses Mahl am Weihnachtsabend eingenommen; Casati und Marko[1]) wurden eingeladen, an dem Essen, das für centralafrikanische Verhältnisse ein ganz vorzügliches war, teilzunehmen. Das Menu war folgendes:

[1]) Signor Marko, ein griechischer Kaufmann, der ursprünglich zu Handelszwecken in die Provinz gekommen war, aber infolge der gesperrten Verbindung nach der Küste hatte bleiben müssen. Er beaufsichtigte das Haus des Pascha und besorgte Emins Privatgeschäfte.

Suppe.

Fische.

Eingang: Koteletten à la Hatt-el-Estiva (Äquatoria). — Fleisch mit Kartoffeln und Gemüse.

Braten: Gans mit Erdnüssen gefüllt. — Lendenbraten.

Gemüse: Kolokasien. — Bamien. — Bohnen.

Zwischengericht: Reispudding. — Geröstete Bananenschnitte.

Früchte: Bananen. — Melonen.

„Nach Tische braute ich uns aus Weinsprit (den Emin zur Präservierung seiner Frösche, Eidechsen und Fledermäuse brauchte), etwas Honig, ein paar Citronen und heißem Wasser einen Punsch, der allerdings einigermaßen wie Möbelpolitur schmeckte, aber doch wärmte und aufheiternd wirkte und daher ein großer Genuß für uns war. Alles in allem war es hier in der Wildnis eine ganz vorzügliche Bewirtung."

Achtzehntes Kapitel.

Ende Januar 1889 langten in Tunguru endlich Briefe von Stanley an. Er hatte in Jambuja von der Nachhut, die unter 5 Offizieren 271 Mann gezählt hatte, noch 102 Mann mit 1 Offizier getroffen, von 660 Lasten im Gewichte von je 65 Pfund waren 230 übriggeblieben. Die Zahl der Munitionskisten aber, die Stanley in Ägypten erhalten hatte, um sie der Regierung Äquatorias auszuliefern, und die vor dem Unglück, das die Expedition traf, verschont geblieben waren, belief sich auf 62. Nun schrieb Stanley, daß er bereit sei, diese Entsatzgegenstände dem Pascha zum Nutzen derer, die in der Provinz bleiben wollten, auszuliefern.

„Der zweite Zweck bei unserm Hierherkommen," hieß es an Jephson weiter, „war, diejenigen, welche Afrika zu verlassen gewillt waren, in unserm Lager aufzunehmen und sie auf der nächsten und sichersten Route heimzugeleiten. Ist niemand geneigt, Afrika zu verlassen, dann hat unsere Expedition in diesen Gegenden nichts mehr zu thun und wird sofort zurückkehren. Erfassen Sie genau, was das bedeutet. Versuchen Sie sich das vollständige und endgiltige Aufgeben eines jeden weitern Entsatzes und das bittere Ende des Schicksals dieser halsstarrigen, irregeleiteten Leute vorzustellen, welche die ihnen gebotene Hilfe zurückweisen. Vom 1. Mai 1888 bis Januar 1889 sind neun Monate, eine lange Zeit, um über die einfache Frage, ob Afrika zu verlassen oder hier zu bleiben sei, nachzudenken.

„Ich bezeichne daher in dem offiziellen und formellen Schreiben, welches diese erklärenden Notizen für Sie begleitet, das Dorf Kawalli als den Versammlungsplatz, wo ich diejenigen aufzunehmen bereit bin, welche

Afrika zu verlassen wünschen, selbstverständlich unter dem Vorbehalt, daß eine persönliche Unterredung mit Ihnen oder ein zweiter Brief nicht neues Licht auf die Verwickelungen wirft."

Wer sollte nun Stanley antworten und mit ihm in Verbindung treten? Er hatte geschrieben, daß er keine Befugnis habe, Mitteilungen von Meuterern entgegenzunehmen, sondern nur von dem Pascha oder von jemand, der durch ihn autorisiert sei. Da wurde in Msuà in einer Versammlung, die stark und von den bedeutendsten Leuten besucht war, im Einverständnis mit dem Major Selim Màtera der Antrag neuerdings eingebracht, den man in Tunguru verschoben hatte, daß angesichts der gebieterischen Notwendigkeit die Absendung einer Deputation in Stanleys Lager nicht mehr verzögert werde. Man schlug vor, daß alle, die entschlossen seien, nach Ägypten heimzukehren, von der Pflicht durchdrungen, sich unter dem Befehl ihres Gouverneurs zu vereinigen, ihn um Verzeihung bitten sollten mit dem Ersuchen, die alte Thätigkeit wieder aufzunehmen, da er der einzige berechtigte Vertreter Seiner Hoheit des Vizekönigs sei.

Es gab keine Diskussion; alle in der Station Anwesenden unterzeichneten den Akt. Alsdann wurde bestimmt, daß eine Abschrift der angenommenen Beschlüsse nach Tunguru und Wadelai geschickt würde mit dem Aufruf zur Teilnahme aller derjenigen, die von der Einladung des Khedive Gebrauch zu machen gedächten.

Am 9. Februar übernahm Emin die Leitung der Geschäfte wieder, er erhob Selim Màtera zum Oberstleutnant und Vizegouverneur, traf die grundlegenden Anordnungen über die Räumung der Stationen und machte sich zu Stanley auf.

Um die Ankunft der von Msuà Abreisenden und ihre erfolgreiche Sendung ins Vereinigungslager zu beschleunigen, wurde Osman Latif, der eben erst zum Major befördert worden war, abgeschickt. Er war im Jahre 1882 als Vizegouverneur in die Provinz gekommen. Als ein Mann von alter Erfahrung in allen Intriguen hatte er seit mehr als zwei Jahrzehnten verschiedene Ämter in der Verwaltung des Sudan bekleidet, wo-

bei er seine Amtshandlungen mit scheinbarer Gutmütigkeit und übertriebener Rücksicht, aber auch mit einem starken Stücke religiöser Heuchelei



Osman Latif.

umgab. Infolge der Meinungsverschiedenheiten, die in Duflè zwischen ihm und dem Kommandanten auftraten, hatte ihn Emin des Amtes, das er führte, entkleidet, und erst in letzterer Zeit wurde er wieder zur Ent-

lastung der Arbeiten der Regierung zugelassen. Während Emins Gefangenschaft hatte Osman Latif, treu seinen Grundsätzen, eine zweifelhafte Haltung eingenommen, indem er heimlich zu gehässigen Maßregeln griff, ohne jedoch den Mut zu besitzen, sie in öffentlichen Versammlungen auseinander zu setzen; verstohlen sandte er dem Pascha Mitteilungen und Ratschläge und suchte sich sein und Jephsons Herz zu gewinnen, um zur richtigen Zeit von beiden günstige Zeugnisse über die Ehrlichkeit und Loyalität seiner Haltung gegen die Regierung von Kairo zu bekommen.

Aber einer war da, Fatelmula, der sein doppeltes Spiel wahrnehmend, ihm dasselbe bitter vorhielt und sich über sein bundesbrüchiges Benehmen aufhielt. Der schurkische Osman bemaß sofort den Ernst der Gefahr und stellte sich, als ob er infolge elender Verleumdungen dem Wahnsinne verfallen wäre. Von einem plötzlichen Wutanfalle ergriffen, stürzte er sich in den Fluß. Einige Mitleidige zogen ihn heraus; er war an allen Gliedern erregt und litt an Zuckungen. Man brachte ihn vor den Anführer der Aufständischen, der mit dem Tone der Verachtung und Ironie ausrief: „Ihr hättet dieses Aas ertrinken lassen sollen. Wozu die Mühe, ihn zu retten?“

Später wurde versichert, Osman hätte, selbst wenn er einen ganzen Tag im Fluß geblieben wäre, gar nicht ertrinken können, da das Wasser an der von ihm gewählten Stelle ihm nur bis ans Kinn reichte, nachdem er sich niedergekniet hatte. Nachträglich versicherte er dem Fatelmula, er habe das allgemeine Beste im Auge gehabt, als er Freundschaft zu dem Pascha heuchelte, und das Gleiche ließ er dem Pascha sagen, als der von Osmans Sympathien für die Rebellen sprach. Auch in seiner neuesten Stellung setzte Osman alles ins Werk, um die regelmäßige Arbeit der Zusammenziehung der zum Abzug Geneigten zu verzögern.

Osman Latif ist ein typisches Beispiel der Charaktere, mit denen ein Baker, Gordon, Emin rechnen und regieren mußten.

Die Partei, die gegen die neue Wendung der Dinge protestierte, hatte ihren Sitz in Wadelai. Entrüstet über die Schwäche, die Selim und seine Gefährten gezeigt, hatte sie die Absetzung des Paschas durch ein

Kriegsgericht neuerdings aussprechen und die Todesstrafe gegen Emin und Casati erkennen lassen. Fatelmula stand an ihrer Spitze. Man sandte eine Gesandtschaft an Stanley, die mit Emin zusammen bei ihm eintraf. Die Offiziere hatten sein Lager in der sichern Erwartung betreten, von ihm wegen der Vorgänge der letzten Monate Vorwürfe zu hören, aber siehe da — Stanley hatte nur Worte des Trostes und der Höflichkeit für sie! Die Botschaft, die Stanley der Gesandtschaft für die Offiziere und Beamten in Wadelai mitgab, lautete:

„Salaam!

„Die Offiziere Selim Bei und andere haben an Herrn Stanley das Ersuchen gestellt, die Ankunft ihrer Freunde von Wadelai abzuwarten; Herr Stanley giebt, um Mißverständnissen vorzubeugen, eine schriftliche Antwort hierauf.

„Herr Stanley und seine Offiziere, welche von dem Khedive speziell als Führer gesandt wurden, damit sie jenen Persönlichkeiten, welche die Äquatorialprovinz zu verlassen wünschen, um sich nach Kairo zu verfügen, den Weg wiesen, können natürlich nur damit übereinstimmen, daß die nötige Zeit gegeben werde, welche vernünftigerweise erforderlich ist, um alle zum Abzuge mit ihnen bereiten Leute zusammen zu bringen.

„Es muß jedoch ausdrücklich vorausgesetzt werden, daß alle jene, welche vorhaben, mit Herrn Stanley aufzubrechen, sich mit den geeigneten Mitteln zum Transport für sich selbst, ihre Familien und ihr Gepäck versehen. Eine Ausnahme kann nur hinsichtlich des Paschas, des Kapitäns Casati und des griechischen Kaufmanns namens Marko gemacht werden, da die beiden letzteren Fremde sind und nicht in ägyptischen Diensten stehen.

„Deshalb werden alle Offiziere und Mannschaften, welche vorhaben, mit Herrn Stanley aus diesem Lande wegzuziehen, sich angelegen sein lassen, jene Tiere und Lastträger sich zu verschaffen, die zum Transporte ihrer Kinder und ihrer Ware von nöten sind.

„Sie werden sich gleichfalls angelegen sein lassen, sich nicht mit überflüssigen Artikeln, mit Waffen, Kleidern, Munition, Töpfen und Lebensmitteln zu belasten und sich nur auf das Notwendigste zu beschränken.

„Die Reservemunition, welche zum Gebrauche des Paschas und seiner Leute aus Ägypten mitgebracht wurde, bleibt natürlich dem Pascha allein zur Verfügung, gemäß dem Befehle seiner Hoheit des Khedive.

„Herr Stanley wünscht, daß man wohl erwäge, daß nur er allein für das Auffinden des richtigen Weges und die Verproviantierung aller, je nach der Natur des Landes, verantwortlich sei.

„Herr Stanley betrachtet es jedoch als seine Ehrenpflicht, alles was in seiner Macht steht, für die Bequemlichkeit und Sicherheit und das Wohlbefinden Emin Paschas und seiner Leute zu thun und seinen Freunden in jeder Sache mit allen Kräften beizustehen.

„Bei Übermittlung dieses Schreibens an die Offiziere in Wadelai werden jene, da sie für die Leitung des Volkes verantwortlich sind, gut thun, eine allgemeine Versammlung einzuberufen, um diese Antwort, ehe sie aufbrechen, eingehend zu besprechen. Diejenigen, welche glauben, in ihrer Brust den Mut und auch die Mittel zu besitzen, um von der Äquatorialprovinz wegzuziehen, sollen sich bereit machen, nach diesem unserm Lager zu kommen, wie es ihnen vom Pascha bezeichnet werden wird. Jene, welche sich nicht genügende Kräfte und Mittel zutrauen, sollen so handeln, wie von ihren Vorgesetzten entschieden wird.

„Herr Stanley wird unterdessen ein erweitertes Lager anlegen, das alle jene, welche abziehen, aufzunehmen im stande sein soll.

Henry M. Stanley,
Kommandant der Hilfsexpedition.

„Kawalli, den 19. Februar 1889."

Die Hochebene, auf der im Südwesten des Albert-Sees in Kawalli die große Karawane der Retter und der Geretteten gebildet werden sollte, hat eine Höhenlage von etwa 1100 Meter. Sie ist grasreich und leicht gewellt, gruppenweise sind ihr Erhebungen aufgesetzt, nach dem See fällt sie steil ab. Die Wälder sind von großen Scharen Schimpansen bevölkert, welche hervorkommen, um auf den reichen Hirse- und Bananenfeldern Beute zu machen. „Ein paar Tage fanden wir Vergnügen daran,



Ein Affenparadies.

einige sudanesische Jünglinge, erfahrene Jäger, auszuschicken, um einen Schimpansen zu töten oder zu fangen; allein die vorsichtigen Vierhänder zogen sich langsam und schlau zurück und vereitelten stets unsere Hoffnungen, indem sie sich in den dichten Schlupfwinkeln der Wälder versteckten." Um eine Familie dieser Affen zu überraschen und in den Besitz eines lebenden Exemplars zu gelangen, spannen die Eingebornen geschickt ihre Netze aus, welche sie zu den gewöhnlichen Jagden auf Gazellen und Antilopen verwenden. Zur Stunde, da sich der Tag neigt, erfüllen sie mit Lärmen und Schreien und ausgelassenen Jubelrufen die schweigsame Wohnstätte der Schimpansen. Diese durch den plötzlichen Überfall erschreckt, laufen in Unordnung von dannen; in aller Eile und kopfüber verwickeln sie sich in die Netze, die ihre Glieder alsbald umschlingen. Der Kampf mit den wütenden Gefangenen ist überaus gefährlich; ihre Muskelkraft und die Gelenkigkeit ihrer Glieder sichert ihnen die Wahrscheinlichkeit zu entkommen. Die Ausgewachsenen werden mit dem Eisen durchbohrt, die kleinen aber, die einem langen Kampfe noch nicht gewachsen sind, bilden die Trophäen der Jäger.

Es geht auch das Gerücht, es sei Sitte bei den Eingebornen, in der Stille der dunklen Nächte an dem Fuße der großen Bäume, auf welchen eine Schimpansenfamilie wohnt, Gefäße mit schäumendem Biere niederzustellen. Beim Tagesgrauen stürzen sich die leckeren Tiere auf das beliebte Getränk und nach nicht geringem Streiten stecken die stärkeren und glücklicheren ihre Schädel in die Gefäße, bis sie dieselben geleert haben. Vor Trunkenheit wankend, verfallen sie endlich in einen tiefen Schlaf, über die Stätte ihrer Orgien hin zerstreut, wie Körper ohne Leben. Die verschlagenen Jäger, die bis dahin mit Vergnügen die thörichte Lust ihrer Beute beobachtet haben, treten nun aus ihren Schlupfwinkeln hervor und binden die Beine der armen Trunkenbolde mit Stricken fest, die erst später beim Aufwachen den Verlust der Freiheit wahrnehmen.

Wenn man von Kawalli den Blick nach Süden wandte, drängte sich am Horizonte Berg an Berg. Eine große weiße Wolkenschicht ver-

hüllte gewöhnlich die höchsten Gipfel. Eines Nachmittags aber gerieten die Wolken in Bewegung und zerrissen: dem staunenden Auge zeigte sich weißstrahlend auf dem tiefblauen Grunde des Himmels der gewaltige Ruwenzori. Dieses Gebirge ist eine Entdeckung Casatis; er hatte die erste Kunde von ihm in Unjoro erhalten, die Leute behaupteten, daß niemand, der je das Geheimnis des „Warikampanga“ zu lüften gewagt hat, wieder zurückgekehrt ist. Kälte und schreckliche Ungeheuer vernichten den Aufsteigenden. „Gleichsam beleidigt über die Zudringlichkeit unserer Blicke nahm nach kurzer Frist die schützende Wolke ihr gewohntes Amt wieder auf und ließ in uns den Wunsch, den Zweifel zu klären und das Geheimnis zu ergründen, nur um so lebhafter zurück.“

Das Lager der Zusammenkunft betrat man durch das südliche Thor; mitten auf dem weiten Platze flatterte auf einer hohen Stange das ägyptische Banner. Eine große Hütte war zum Bureau des Befehlshabers der Expedition bestimmt; ihr zur Seite waren die Zelte der englischen Offiziere und die Hütten, die als Magazine dienten, errichtet. Weiter umsäumten den Platz die Wohnungen für die Offiziere und Beamten aus Äquatoria. Eine zweite Abteilung von Hütten, in passender Entfernung von den vorigen, war für die Soldaten und Bediensteten bestimmt. Das Lager war ringsherum durch die Wohnungen der Zanzibariten und Manjema der Expedition abgeschlossen.

Die Wache im Lager hielten die Zanzibariten unter direkter Aufsicht eines englischen Offiziers. Die eigentliche Herrschaft im Lager hatte Stanley inne, dem Pascha blieb eine nur scheinbare Autorität gewahrt. Stanley hatte seine empfindliche Seite berührt, indem er ihn mit leichter Ironie als einen zu wissenschaftlichen Beobachtungen während der Reise beigegebenen Gelehrten begrüßte.

Wie Stanley versprochen hatte, vollzog sich die Heraufschaffung der Effekten vom See zum Lager von Mitte Februar an beständig durch Zanzibariten, welche von Eingebornen unterstützt wurden. Gewiß mochte der mühevolle Marsch auf die Hochebene hinauf den Lastträgern wenig erwünscht sein. Ihr Mißmut machte sich beständig in Schmähungen

Luft, die sie im Tone der Verachtung gegen die Leute aus Äquatoria ausstießen. Diese Schmähungen verwischten schließlich das Gefühl der gegenseitigen Achtung, das zu erhalten man sich im Interesse der Ordnung und Disziplin hätte bemühen sollen. Es ist zwar durchaus und nach jeder Beziehung wahr, daß die Offiziere und Beamten, besonders die ägyptischen, nicht durch beneidenswerte Eigenschaften Hilfsbereitschaft erweckten; das konnte aber für die Teilnehmer der Expedition nichts Neues sein.

Eines Morgens ging die Schar, welche zu dem gewohnten Dienste am See hinabsteigen sollte, mit stillem Murren an die Arbeit. Als die Verwegensten nicht ferne vom Lager sich energisch weigerten, weiter zu gehen, hielt es der Hauptmann für klug, die ganze Schar umkehren zu lassen. Die Unterdrückung des Aufstandes geschah rasch und sofort; die Hauptanstifter wurden entwaffnet, gepeitscht und festgenommen. Als dann, nachdem Gerechtigkeit geübt war, Stanley den Abmarsch nach dem See befahl, widersetzte sich kein einziger, keiner öffnete den Mund. Die Strafe wurde mutig, offen und sicher verhängt, und einem, der mit erschreckter und heiserer Stimme dem Namens-Aufrufe antwortete, tönte es mit ruhiger Stimme, indem es Peitschenhiebe regnete, entgegen: „Ich heiße Stanley Bulamatàri, der Felsenzersplitterer, und nicht bloß einfach Ibrahim, wie Du."

„Stanley ist," so charakterisiert ihn Casati, „ein durch die Kraft seines Wesens, die Entschlossenheit seines Herzens, die Gewandtheit seines Geistes und einen eisernen Willen hervorragender Mann. Eifersüchtig auf seine eigene Autorität, duldet er keine äußeren Einflüsse und fragt keinen um Rat. Schwierigkeiten entmutigen ihn nicht, Unglück erschreckt ihn nicht; mit außerordentlicher Lebhaftigkeit des Geistes findet er rasch einen Ausweg und hebt sich über eine Verlegenheit weg. Unumschränkt und hart im Vollzug seines Dienstes, nicht immer vorsichtig gegen überstürzte und irrige Urteile, kann er durch Unentschlossenheit und Schwanken derartig erbittert werden, daß er seine gewohnte Würde, seine stets zu Ernst geneigte Miene verliert. Vorsichtig und sparsam im Sprechen,

wenig der Geselligkeit zugethan, erregt er kein Gefühl der Sympathie; aber häufiger Umgang macht ihn angenehm infolge der Offenheit seiner Art, der Bestimmtheit seiner Rede und der Feinheit eines Gentleman."

Gegen Ende März wurde einmal Alarm geschlagen; einige Eingeborne waren, angelockt von den schönen jungen Kühen, die auf einem Streifzug einem Stamme abgenommen worden waren, der die Kühnheit hatte, das Expeditionskorps auf dem Marsche nach dem See zu befehden, behutsam ins Lager eingedrungen, vermochten jedoch nicht, die Wachsamkeit der Posten zu täuschen. Zwei aus der Schar wurden gefangen und am andern Morgen vor Stanley gebracht.

„Ihr seid um Fleisch gekommen und habt Euch in eine ernste Gefahr begeben. Ich schenke Euch zwei Ziegen, aber vergeßt nicht und sagt es Eueren Freunden richtig, daß, wenn einer nochmal einen solchen Versuch machen würde, die Schuldigen an einem Baume aufgehängt würden."

Der Tag des Abzugs wurde von Stanley definitiv auf den 10. April festgesetzt. Der Beschluß wurde zwar nicht so zeitig gefaßt, daß die Leute, die aus Wadelai noch zur Expedition stoßen wollten, mit aller Gemächlichkeit kommen konnten, aber bei einiger Eile war es sehr wohl möglich. Doch es fehlte eben vielen der ernste Wille zu einem energischen Entschluß in der Frage, ob Bleiben, ob Reisen. Zwar kam ein Brief aus Wadelai, der die Unterschrift von sechsunddreißig Offizieren trug und den einmütigen Beschluß enthielt, sich nach Ägypten zu verfügen, aber der Name Fatelmulas und anderer unter dem Brief legte wieder die Vermutung irgend einer Hinterlist nahe. Jedenfalls gab Stanley von der herbeigeschleppten Kriegsmunition nach Wadelai nicht eine Patrone ab, sondern ließ sie später größtenteils vergraben.

Casati hatte in dieser Zeit mit einigen Offizieren im Lager der Vereinigung ein charakteristisches Gespräch:

„Wir werden also von Kawalli aufbrechen, ohne unsere Gefährten von Wadelai zu erwarten."

„Sie werden, wofern sie kommen wollen, uns in wenig Tagen einholen können," versetzte Casati dem Leutnant Ali Schambruk.

„Es ist unmöglich, daß sie dies in kurzer Zeit können. Die Dampfer vermögen eine so große Zahl von Leuten nicht herüber zu schaffen."

„Sie können den Weg, der den See entlang führt, benützen. Es sind viele und wohl bewaffnete Leute. Haben sie etwa Melindua und die Lur zu fürchten?"

„Gut! ich gebe es zu. Wenn aber die Soldaten die von Stanley und dem Pascha angenommenen Entscheidungen hören, werden sie zwischen verschiedenen Urteilen schwanken; auf Grund dieser wird der Aufbruch verschoben und schließlich hingehalten und ganz aufgegeben. Ohne jede Kriegsmunition, wie unsere Brüder sind, werden sie eines Tages leicht die Beute der Feinde von Chartum werden, die stets zu unserm Schaden verschworen sind, und eine neue Niederlage wird sich zu dem bereits erduldeten Unglück gesellen. Wer wird von jenem Tage des Unheils, von jenem entsetzlichen Tage ein Bild entwerfen können? Wie die Heuschrecken werden sie zerstreut werden." [1])

„Lassen Sie mich, Ali, mit Ihrem Koran und mit dem Leid in Ruhe, das Sie nicht erdulden, und mit den Grundsätzen, die Sie nicht nachahmen können."

„Sprechen Sie nur, und ich will Antwort geben. Der die Geheimnisse des Himmels und der Erde kennt, hat uns den Koran gegeben, und er ist nachsichtig und barmherzig.[2]) Aber warum kümmert sich der Pascha, der uns so viele Dinge versichert und so große Versprechungen gemacht hat, jetzt nicht mehr um uns?"

„Wie können Sie behaupten, daß er Sie vergessen hat?"

„Wir entnehmen es aus seiner heutigen Haltung. Er sagte, er wolle uns nach Ägypten führen, und nun bricht er mit der geringeren Anzahl auf. Seit wir den Fuß in dieses Lager gesetzt haben, entzog er

[1]) Koran, Kap. 101. [2]) Koran, Kap. 25.

uns seine Wohlthaten. Man möchte sagen, er habe den erhabenen Spruch der Schrift vergessen: Der Gläubige, der die Wohlthätigkeit geübt hat, wird im Garten der Freude eine Zuflucht finden." [1])

„Warum lassen Sie einen solchen Kleinmut über sich Herr werden? Stanley sowohl als der Pascha haben den guten Willen, Ihnen zu helfen, und sie werden alles ins Werk setzen, um ihr Ziel zu erreichen. Doch aber steht es außer allem Zweifel, daß wir, wenn die Soldaten von Wadelai ihre Hieherkunft nicht beschleunigen, dem Hunger, der uns von dannen treiben wird, entfliehen müssen."

„Sie haben recht. Einige Bösewichte haben die Provinz ins Unheil gestürzt. Zu Msuà jedoch haben wir unsern Irrtum bekannt und um Verzeihung gefleht. Und soll er uns nicht verzeihen? Gott verzeiht in seiner Nachsicht und in seinem Erbarmen und verlangt von jedem nach seiner Kraft das Gleiche." [2])

„Er hat Ihnen nicht nur verziehen, er läßt sich auch Ihr Los am Herzen liegen. Freilich kann er nicht mit Befriedigung der geringen Sorgfalt zusehen, welche Ihre Brüder darauf verlegen, dem Aufrufe Folge zu leisten. Er war ferner gehalten, definitiv seine Entscheidung auszusprechen."

„Leutnant Ali hat Ihnen vieles gesagt," nahm Osman, der Vizegouverneur das Wort, „aber etwas bleibt noch zur Sache zu sagen. Erlauben Sie, daß ich sage, was ich auf dem Herzen habe. Ich maße mir nicht an, dem Pascha Vorschläge zu machen, noch auch wollte ich im geringsten seine Entschließungen beeinflußen; aber in der Stellung, welche ich bekleide, bin ich verpflichtet, ihn auf einige Ereignisse aufmerksam zu machen, welche Ihrer Reise nahen."

„Sprechen Sie gefälligst, Osman, aber ich bemerke Ihnen gleich, daß ich in keiner Weise an Ihren Geschichten Anteil haben will."

„Sie sind der Freund des Pascha, und wenn Sie mich angehört haben, glaube ich, werden Sie dazu gelangen, mir recht zu geben, und

[1]) Koran, Kap. 32. [2]) Koran, Kap. 2.

werden ihm die Sache nicht minder zu seinem eigenen, als zu unserem Vorteil vortragen. Sie wissen, daß ich seit lange nicht wage, mit ihm wie in früheren Jahren, zu reden."

„Sprechen Sie, sprechen Sie, aber um Gottes willen keine Vorlesung aus dem Koran; ich weiß zwar, daß Sie keine ernste Erörterung eingehen können, ohne Ihre Begründung auf Verse aus dem Koran zu stützen; aber ersparen Sie es mir wenigstens, so weit es thunlich ist."

„Sie spaßen mit mir, wie immer; das thut nichts. Reden Sie nur, es beleidigt mich nicht."

„Gut! gut! aber fürchten Sie nichts. Die Tage, die dahin eilen, laden uns zum Nachdenken ein. Ich höre Sie!"

„Unterbrechen Sie mich nicht; stören Sie den Faden meiner Ideen nicht. Bei den Pferden, welche halsstarrig dahin laufen; bei den Rossen, die mit ihren Hufen die Erde erschüttern und Funken aus ihr herausschlagen; bei jenen, welche am Morgen sich im Laufe üben, welche den Staub unter ihren raschen Füßen aufwirbeln lassen und die Kampfesreihen durcheilen — ohne Zweifel, der Mensch ist undankbar gegen Gott![1]) Fatelmula und seine Spießgesellen von Wadelai, Leute, wie diese sind, mit undankbarem Herzen und bösem Sinn, haben Verrat vor. Sie wollen hieher kommen, um uns zu bekämpfen, um sich der Kriegsvorräte zu bemächtigen. Der schlimme Plan muß durchkreuzt werden; man muß den Pascha in Kenntnis setzen und ihm zu rascher Flucht raten."

„Lieber Vizegouverneur, das ist nicht meine Sache, sondern die Ihrige. Ich werde es niemals auf mich nehmen, einen solchen Rat zu erteilen. Ich muß Sie aber darauf hinweisen, daß die Anklage, welche Sie vorbringen wollen, eine schwere ist und daß sie wohl von augenscheinlichen Belegen unterstützt werden muß. Sie wissen, wie wir alle, daß unter den Leuten von Wadelai so viel Uneinigkeit herrscht, daß ein Verrat, kaum daß er ersonnen wäre, uns bereits zu Ohren käme. Wenn einer, wie ja kein Zweifel besteht, vielleicht Haß brütet und auf Rache

[1]) Koran, Kap. 100.

sinnt, so überlassen Sie Gott seine Bestrafung; der Bosheit solcher Wesen wird es nicht gelingen, unsere Wangen zu entfärben."

„Das ist wohl richtig, und Gott selbst hat es in seinem Gesetze mit den Worten versprochen: Wenn die ruchlosen, die verkehrten und aufrührerischen Menschen sich nicht bessern, so werden wir uns wider sie waffnen, und Medina wird sie alsbald zusammenschwinden sehen. Der Fluch wird sie überallhin begleiten, und wo immer sie Ruhe halten wollen, werden sie zum Tode kommen. Derartig ist der vom Himmel ausgesprochene Beschluß gegen sie; seine Beschlüsse aber sind unabänderlich!" [1])

„Wohl, Osman; aber erinnern Sie sich, daß im selben Kapitel steht — Hauptmann Ibrahim Hellem flüstert es mir eben zu: Wer immer ungerechterweise den Ruf der Gläubigen verletzt, macht sich einer Lüge und eines Vergehens schuldig!" [2])

Der Mann schwieg. Er hatte aus Furcht gesprochen, es möchten die Offiziere von Wadelai herbeikommen und die Ruhe, deren er sich eben zu erfreuen hatte, infolge der langen Reihe seiner alten Schelmenstreiche gestört werden. Osman Latif, der später in Kairo die Pflege der asketischen Lektüre aufgegeben hat, las zu jener Zeit mit sakrilegischem Betruge eintausend und siebzehn Male des Tages das Kapitel Samadia oder von der Einheit, das also lautet: „Gott ist ein einziger und ewiger; er ist nicht erzeugt worden; er hat seines Gleichen nicht!" [3])

Den in solcher Weise täglich Betenden ist es nach dieser herkulischen Anstrengung ihrer Lippen gegeben, im Traume den ihnen im Paradiese angewiesenen Sitz zu schauen.

Um den von Stanley definitiv festgesetzten Plan auszuführen, hatte am 29. März 1889 früh Hauptmann Nelson das Lager mit dem Auftrag verlassen, alle Leute, welche sich noch im Lager am See befänden, nach Kawalli ziehen zu lassen. Stanley und mit ihm die englischen Offiziere hielten daran fest, ihr vornehmlichster und, so kann man sagen, einziger Auftrag sei die Befreiung Emins. Durch die Zustände Äquatorias in=

[1]) Koran, Kap 33. [2]) Koran, Kap. 33. [3]) Koran, Kap. 112.

folge der letzten Ereignisse, welche die Provinz aufregten, voreingenommen, kamen sie zu dem Entschlusse, die Soldaten ihrem Schicksal zu überlassen und den Heimweg anzutreten.

Um Stanleys Verdacht und Mißtrauen möglichst lebhaft zu erhalten, trugen auch noch einige unter den ägyptischen Offizieren bei, vor allem Osman Latif, der nichts zu thun wußte, als mit wohlausgedachter Lebhaftigkeit die Gefahren zu schildern, welche das Erscheinen der Leute von Wadelai im Lager mit sich bringen werde. Osmans Reden nach würden sie sich zur Vernichtung der Expedition, zur Verhaftung des Pascha, zur Vollführung jedes Verbrechens verschwören, nur um die in Stanleys Händen befindlichen Kriegsvorräte zu bekommen.

Osman Latif wurde bei diesen schändlichen Einflüsterungen von dem Major Hawask unterstützt, der des allgemeinen Hasses, den er sich in wenig Jahren durch Gewaltthat und Willkürherrschaft zugezogen hatte, sich wohl bewußt war und bereits vor dem Gedanken zurückschauderte, unterwegs mit seinen zahlreichen Opfern in Berührung kommen zu können. Das gleiche Ziel verfolgten die Berichte Salehs, des treuen Dieners Stanleys; sie bestärkten nachhaltig alle Zuflüsterungen, besonders auch jene, welche ein gewisser Achmet, eine über allen Ausdruck bösartige Kreatur von verdorbenen Sitten und feigem Herzen, hinterbrachte. Den Schmerz der Anwesenden, ihre Gefährten preisgegeben zu sehen, einiges Murren über erlittene Enttäuschung und offene Vorschläge, nach Wadelai zurückzukehren, sah Stanley nun als die Vorläufer schlimmer Pläne und böser Absichten an.

Emin schwankte; er war unentschlossen. Einerseits zwar regte sich in ihm das Verlangen, zwischen sich und die Leute von Wadelai eine schöne Entfernung Weges zu bringen, anderseits aber beherrschte ihn ein gewisses Schamgefühl darüber, seinen Einfluß abgethan und sich vollständig dem Willen der Engländer unterworfen zu sehen, so daß er ihnen wie eine Siegestrophäe zu folgen hätte. Er zauderte; er wagte es nicht, offen den Klagen seiner Leute sein Ohr zu leihen; er befürchtete, Verlegenheiten heraufzubeschwören, wenn er sich in eigener Person von der

Lage der Seinen und der Stimmung unter ihnen überzeugte; durch Vermittelung dritter aber nahm er Bitten entgegen, sandte er Ratschläge, und statt den ohnehin schon so sehr verwickelten Knoten zu entwirren, verwirrte er ihn so immer mehr.

Stanley war wütend. Am Morgen des 5. April begab er sich, nachdem er einige dienstliche Verfügungen getroffen hatte, nach Emins Wohnung, und nachdem er ihm das Versprechen abgenommen hatte, über alles, was er ihm jetzt sagen wolle, niemand eine Silbe zu verraten, erzählte er ihm in aufgeregter Sprache, daß man in der Nacht versucht habe, Gewehre aus den Häusern der Zanzibariten zu stehlen.

„Hier," fügte er bei, „verschwört man sich gegen mich; hier schmiedet man Pläne zum Schaden der Expedition. Ich weiß, daß man den in der Abstimmung beschlossenen Abmarsch rückgängig machen will."

„Ich weiß nicht," erwiderte der Pascha, „wo Sie hinaus wollen. Ich glaube nicht, daß jemand so bösartig ist, das zu wagen, was man Ihnen vorgemacht hat."

„Werden wir nicht breit, Pascha; das ist meine Sitte nicht. Ich habe Ihnen zwei Vorschläge zu machen. Sie haben die Wahl, aber ohne Verzug. Ich habe vor, morgen früh das Lager von meinen Zanzibariten umschließen zu lassen und hierauf den sofortigen Abmarsch anzukündigen. Im Falle, daß ich Widerstand fände oder nur den Versuch einer Abweisung, habe ich Mut genug, von den Waffen Gebrauch zu machen und dann mit Ihnen und den wenigen Ihnen ergebenen Leuten abzuziehen. Behagt Ihnen aber das gewaltthätige Vorgehen nicht, dann schlage ich Ihnen vor, Sie sofort, ohne daß jemand etwas erfährt, unter Begleitung treuer Leute abreisen zu lassen. Ich komme in kurzem wieder. Sie haben die Wahl, Pascha; entscheiden Sie sich!"

„Ich kann Ihren Antrag nicht annehmen. Über den ersten spreche ich nicht; was den zweiten betrifft, so werden Sie begreifen, daß ich Casati, Wita und Marko nicht verlassen kann."

„Denken Sie an diese nicht! Sowie ich an einer günstigen Stelle mein Lager geschlagen habe, werde ich in Person dieselben gefangen

nehmen und, wenn es not thut, mit Gewalt aus den Händen der Ägypter reißen."

„Ich glaube nicht, daß irgendwelche Notwendigkeit das Ergreifen solcher Mittel rechtfertigt. Wir brechen am 10. auf."

Die Erregung und Wut Stanleys erreichte ihren Höhepunkt; er stampfte mit den Füßen auf den Boden und rief mit fiebernder Stimme: „Goddam! Ich lasse Sie mit Gott, und das Blut, das fließen wird, mag auf Ihr Haupt fallen!"

Eilends stürzte er hinaus, pfiff das Zeichen zum Alarm, trat in das Zelt, kam aber sofort wieder aus demselben heraus, das Gewehr im Arme, die Patrontasche am Gürtel. Die Zanzibariten vereinigten sich auf dem Platze, ein Teil besetzte die zum Ausgang führenden Wege des Lagers; die Zelte wurden abgerissen und Hügel von Waren und Munitionskasten unter freiem Himmel aufgeschichtet.

Von der Thüre seiner Wohnung aus beobachtete Casati das ungewohnte Treiben und die überraschende Erscheinung von Bewaffneten; er glaubte, es handle sich um ein Probeexerzieren angesichts der nahen Abreise. Er fragte einen der Vorübergehenden; keiner wußte den Grund solcher Unruhe. Er sandte seinen Knaben zu Emin. Der Knabe eilte zurück und sagte Casati, der Pascha treffe eben Vorkehrungen zu sofortigem Aufbruche.

Casati begab sich zu Emin; der war bleich vor Zorn und Ärger.

„Man bricht auf," sagte er zu Casati mit zitternder Stimme. „Heute zum ersten Male in meinem Leben bin ich mit Insulten bedeckt worden; Stanley hat jegliche Grenze des Anstandes überschritten; aber ich habe versprochen, davon nicht zu reden und kann also nicht mehr sagen."

Der Pascha war in dem Glauben befangen, jeden Augenblick den ersten der ihm gemachten Vorschläge ins Werk gesetzt zu sehen.

Unterdessen hatten sich Offiziere, Beamte, Soldaten, Diener, entsetzt über die allgemeine Bewegung, ein sicheres Unglück ahnend, auf dem Platze versammelt. Zuletzt kamen Emin und Casati.

„Wenn ihr Mut habt, richtet eure Gewehre gegen meine Brust," rief Stanley. „Ich stehe hier vor euch, allein, ohne Waffe."

Der blinde Zorn hatte ihn vergessen lassen, daß er einen Winchester in der Hand hielt und hinter sich eine Mauer von etwa hundert bewaffneten Zanzibariten hatte . . . . . .

„Nur meine Befehle haben hier Geltung, und wenn einer ihnen Widerstand leistet oder Weigerung entgegensetzt, so werde ich ihn mit dieser Waffe töten und unter meine Füße treten. Wer vorhat, aufzubrechen und mir zu folgen, der trete auf diese Seite."

Mit einem Male rührten sich alle; die schrecklichen Verschwörer waren wie Lämmer zahm geworden; die vermeintlichen Häupter des Widerstandes wurden vor Stanley gerufen; er befahl, daß sie entwaffnet und ins Gefängnis geworfen würden.

„Werdet ihr mit mir gehen?"

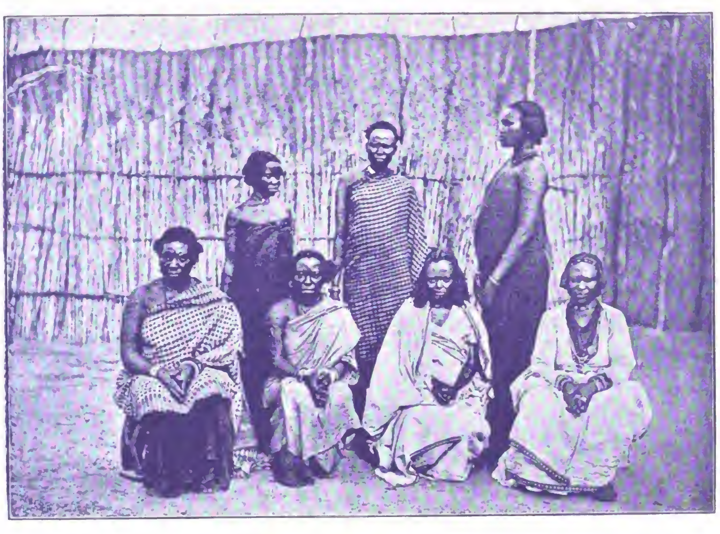
„Ja!" antworteten alle im Chore.

„Werdet ihr blind meinen Befehlen gehorchen?"

„Ja, wir versprechen es," riefen sie einstimmig in aller Eile.

„Ich werde euch zur Rettung führen; ich werde für eure Bedürfnisse unterwegs sorgen. Ihr habt mein Versprechen. Aber ich erinnere euch daran, daß ich Stanley heiße, und daß ich nicht gesonnen bin, eine Erneuerung der Unordnung von Duflè und Wadelai zu erleben. Haltet euch wohl gegenwärtig, daß der Aufbruch unwiderruflich auf den 10. festgesetzt ist."

Von jenem Tage an hatte das Lager das Aussehen eines in Belagerungszustand erklärten Dorfes. Die Wachtposten wurden verdoppelt, Nachtpatrouillen waren in steter Bewegung, das Haus zu verlassen war bei Strafe der Verhaftung untersagt. Die Zahl der im Lager Anwesenden betrug nach einer allgemeinen Eintragung in die Listen 350 Leute der Hilfsexpedition, von denen 294 bewaffnet waren, und 570 der Äquatorialprovinz. Eine von Stanley bei den Leuten der Regierung vorgenommene Inspektion der Waffen, welcher beizuwohnen Emin sich weigerte, ergab einen Bestand von — vierzig Flinten!



Afrikanerinnen verschiedener Stämme.

So gering stellte sich also schließlich die Anzahl der von Emin auf Tausende geschätzten Flüchtlinge heraus, so übertrieben war die Furcht Stanleys vor einer ihm durch diese Flüchtlinge drohenden Gefahr!

Die Morgendämmerung des 10. April brach heran; das gewohnte Pfeifen erscholl; es war das Zeichen zur Versammlung für den Aufbruch. Stanley hielt sein gegebenes Wort. Die Karawane stellte sich in Marschordnung auf, und um sieben Uhr setzte sie sich in Bewegung, während ihr im Rücken eine dichte, schwärzliche Rauchwolke und das Knistern der Flammen des in Brand gesteckten Lagers Lebewohl sagten.

Neunzehntes Kapitel.

Die Marschrichtung der Expedition war eine südliche auf den Albert Edward-See zu, der Marsch ging nur langsam von statten. Man muß bedenken, wie wenig die meisten Teilnehmer aus Äquatoria solche Mühen gewohnt waren und wie beträchtlich die Zahl der Kinder war. Dazu erkrankte Stanley nicht ungefährlich; zwar gelang es dem englischen Arzte der Expedition und Emin, die Krankheit zu brechen, aber der Kräfteverfall war ein so bedeutender, daß man fast einen Monat liegen blieb, bis der Führer wieder marschfähig war. Zur Beschaffung der Lebensmittel mußte man gewaltsame Requisitionen vornehmen; Gewalt gegen Menschen und Vieh war streng verboten, aber das Korn, die Bohnen, Bananen, Hühner und der Tabak der Eingebornen fielen nach dem Recht des Stärkeren in die Hände der Fremden. Die Expedition litt unter der Desertion zahlreicher Träger; trotz der überaus scharfen Wache, die man hielt, kam sie in steten Zwischenräumen vor. So suchte sich Stanley zu helfen, daß er die Munitionskisten, die über die Zahl der verfügbaren Träger hinausgingen, vergraben ließ. Weiter mußten notgedrungen, da gegen Lohn Dienstleistungen dort nicht zu haben sind, einige Jagden auf die Schwarzen der Umgegend abgehalten werden, um die gelichteten Reihen wieder zu füllen. Der Erfolg war ein spärlicher, da verhindert werden mußte, daß das Einfangen der Eingebornen Opfer an Menschenleben koste. So wurde schließlich eine starke bewaffnete Patrouille rückwärts gesandt, um die Festnahme der Flüchtlinge zu versuchen. Sie kam mit neun Desertierten zurück, unter denen sich ein gewisser Rehan befand. Dieser Bursche hatte durch die Erzählung der von



Hinrichtung eines Desertierten.

ihm auf dem Wege vom Aruwimi nach dem Albert-See erduldeten Mühsale die Phantasie der Expeditionsgenossen besonders aufzuregen verstanden. Stanley wollte durch einen Schreckensakt weiteren Verlusten der Karawane vorbeugen. Die Zanzibariten traten wie weiland deutsche Landsknechte in den Ring, ihr und der Offiziere Urteil lautete, nachdem der Führer die Sache vorgetragen, auf Tod durch den Strang. Der Desertierte wurde an einem Baum aufgeknüpft, seine Leiche blieb bis zum andern Tage als abschreckendes Beispiel hängen, dann warf man sie unbegraben ins Gras, den Hyänen und Geiern zum Fraße.

Die Marschordnung der Karawane, wo die Gegend offen war und Feindseligkeiten nicht zu befürchten, war folgende: Voran gingen zehn bis fünfzehn Mann als Führer oder Späher. Dann kam Stanley auf seinem Esel mit einem Eseljungen und zwei Gewehrträgern, dicht dahinter war seine Ordonnanz mit der Fahne der Expedition, die die Fahne des Khedive mit drei Sternen war. Weiter folgte die Fahne der ersten Kompagnie, gelb mit arabischer Inschrift, die Kompagnie marschierte in dichtgeschlossener Linie, an deren Schluß der Kompagnieführer Jephson einherschritt. Das waren lauter ausgesuchte Leute. Es folgten noch zwei Kompagnien, dann kam Emins kleine Tochter Ferida, die ihm von einer Abessinierin geboren war, in ihrer Hängematte von zwei zuverlässigen Zanzibariten getragen. Nun kamen der Pascha, Casati, Marko. Hinter diesen marschierten die Flüchtlinge aus der Provinz, die stärksten dicht hinterdrein, die schwächeren allmählich zurückbleibend, so daß die Nachzügler die Kolonne nicht selten auf die Strecke von fünf Kilometern auseinanderzogen und die letzten trotz des Antreibens der Nachhut das Lager erst drei oder vier Stunden später erreichten als der Kopf der langen Schlangenlinie. Zuletzt marschierte langsam die Kompagnie einher, die an der Reihe war, den Nachtrabdienst zu thun.

Die Stunde des Abmarsches war auf Sonnenaufgang festgesetzt, und ohne Aufenthalt setzte man den Marsch bis elf Uhr fort. Damit hatte die Spitze der Karawane gewöhnlich den Lagerplatz für die nächste Nacht erreicht, doch konnte der Nachzügler halben erst am Nachmittag die

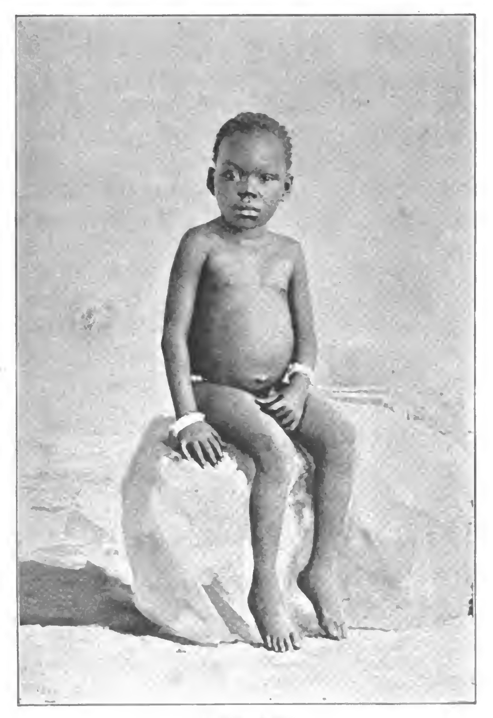
schließende Kompagnie einrücken und das Lager für vollständig erklärt werden. — Es kamen viele Erkrankungen an Fieber und Fußwunden vor, die Erkrankten flehten von Zeit zu Zeit um Ruhetage. Doch die Beratungen Stanleys mit Emin kamen immer zu dem Schlusse, daß wenige Tage nicht hinreichten, um die Heilung durchzuführen, es demnach das Beste sei, die Reise fortzusetzen. So mußten die Ägypter, die am meisten heimgesucht wurden, also dulden und sich weiter schleppen, in ihrem Herzen der Stunde fluchend, da sie ihr Ohr dem Angebot der Rettung geliehen.

Jeden Tag zählte man die unterwegs Gefallenen, die Versprengten, die Zurückgelassenen, und jeden Tag erhöhte der Umstand, daß sich die Reihen mehr und mehr lichteten, die Mühsale der Übriggebliebenen. Die Beamten beklagten sich über die Schmach, deren Ziel sie geworden seien, die Diener zeigten die Spuren der Stockschläge, mit denen sie bedacht worden waren, und jammerten, ins Gras hingestreckt, über ihre Lasten. Die englischen Offiziere ihrerseits wiesen auf die Verpflichtung hin, über die rasche Entwickelung des Marsches zu wachen, die Säumigen anzutreiben und ihr Recht gegenüber der Gleichgiltigkeit und Unverschämtheit der erfolglos Ermahnten mit Zwangsmaßregeln geltend zu machen. Zu diesen traurigen Erlebnissen eines jeden Tages kam noch die verächtliche und übermütige Haltung der Zanzibariten, die sich ihrerseits gleichfalls dazu ermächtigt hielten, ihre Eigenschaft als Befreier vorzukehren und sich jegliche Gewaltthat, die ihnen gefiel, zu erlauben.

Casati hatte bei der Verteilung der Träger drei Manjema bekommen, deren einer später desertierte. Zwei brauchte er zum Transport seines kleinen Schützlings Amina, eines Mädchens, das von einer Frau in seinen Diensten zu der Zeit seines Aufenthalts in Unjoro geboren worden war. Der landfremde Mann gewann das kleine Wesen lieb, sein Schutz gewährte ihm und der Mutter die Möglichkeit, die Mühsale der Reise durchzumachen und zur Rettung zu gelangen.

Dagegen hatte er den Verlust seines braven eingeborenen Dieners Okil zu beklagen, der von Anfang an die Mühen des wilden Landes mit ihm getragen und sie ihm vielfältig leichter gemacht hatte. Nun

starb er angesichts der nahen Rettung einen frühen Tod. Wir hören Casati darüber in seinen eigenen bewegten Worten.



Die kleine Amina.

„Wir lagerten an der Grenze des Gebietes von Mboga, wenig entfernt von unserem Todfeinde; die banassura des Königs von Unjoro standen da, um uns zu erwarten. Keine Stunde verlief seit unserer

Ankunft, ohne daß nicht wiederholte Flintenschüsse in kurzer Entfernung hörbar wurden. Man rief Alarm im Lager; die zum Sammeln von



Casati mit Amina, Wita Hassân und Dr. Junker.

Vorräten ausgesandten Leute waren zerstreut, sodaß sich nur wenig junge Menschen hier fanden, die aber kühn ihr Gewehr faßten und den Abhang hinunter eilten. Die Zahl der Kämpfenden verstärkte sich zusehends; das

Knallen der Flinten entfernte sich mehr und mehr, es wurde seltener und hörte endlich auf.

„Es ging dem Sonnenuntergang zu, als vier sudanesische Jünglinge den Berg hinanstiegen, eine Leiche tragend. Es war mein wackerer Bursche, der arme Dakil, dem eine Kugel die Stirne durchbohrt hatte. Unter den ersten mit jenen ausziehend, hatte er mit ihnen auch den Kampf begonnen und die Feinde in die Flucht gejagt; aber in der Hitze der Verfolgung mit jugendlichem Ungestüm vordringend, hatte er das hinter einem Busche gegen ihn gerichtete mörderische Gewehr nicht bemerkt. Seine trauernden Freunde beklagten sein unseliges, als Heldentod zu bezeichnendes Ende laut; allgemein war im Lager der Jammer um ihn, der sich Achtung und Liebe zu erwerben gewußt hatte. Unglücklicher Jüngling! Von Gessi aufgenommen und dann meiner Sorgfalt überlassen, als dieser nach Chartum abging, war er, in meiner Nähe herangewachsen, ein hingebender und treuer Gefährte. Er mochte zur Zeit seines Todes etwa sechzehn Jahre zählen; er war ein schöner Jüngling von hohem Wuchse, rasch in seinem Wesen, verständig, voll Anhänglichkeit und Mut. Noch als Kind hatte er im Lande der Medsche Festigkeit des Charakters bewiesen, als mich Azangas Plackereien auf schwere Proben stellten. Später verleugnete er seine schönen Gaben auch bei den schweren Schlägen, die uns in Unjoro trafen, nicht.

„Ein guter Jäger, ein eifriger Wächter alles dessen, was sich im Hause befand, unermüdlich auf den Märschen, mit der Kenntnis der Dialekte ausgestattet, die er mit Leichtigkeit erlernte, hatte er mir ununterbrochen gute Dienste geleistet. Sein Grab wurde in der Nähe einer Gruppe von Walddatteln und eines Drachenbaumes gegraben und mit treuer Sorgfalt bedeckt, um ihn vor den Nachforschungen der Soldaten des Königs Tschua zu verbergen, welche vielleicht den Jüngling fallen sahen und seinen Kopf als Siegesbeute unserm alten Verfolger zu überbringen dachten.

„Am andern Morgen empfand ich im tiefsten Herzen ein schmerzliches Gefühl, als mir der Ort, wo er gefallen war, und die mit seinem

Blute gefärbte Erde gezeigt wurde. Das Andenken an ihn wird in mir aus Liebe und Dankbarkeit ewig lebendig bleiben."

Casatis Verlust auf der Heimreise bestand noch in zwei Akka, die er aus dem Lande der Monsù mitgebracht. Der Mann war 1,32 Meter hoch, ganz proportioniert gebaut, von hellbrauner Hautfarbe. Er war ein wunderbar geschickter Bogenschütze und überaus gewandt im Fangen der Schmetterlinge und im Netzespannen für Vögel und kleine Säugetiere. Daneben erheiterte er das Lager durch seine grotesken Tänze und Sprünge. Als aber seine treue Gefährtin unterwegs kraftlos zusammensank, entfloh er tags nachher, um sie aufzusuchen, und kehrte nicht wieder zurück.

Der Marsch nach dem Albert Edward-See ging erst auf dem linken Ufer des Flusses hin, der aus dem See in den Albert-See fließt; sein Name ist Semliki. Später wurde der Fluß überschritten, und nun ging's auf seinem rechten Ufer beschwerlichen Wegs auf den Abhängen des gewaltigen Ruwenzori hin. Der Zweck aber, dem zu Liebe die Route so gewählt worden war, wurde nicht erreicht. Der Schnee des Gebirges blieb von den Fußspuren der weißen Männer frei. Ein englischer Offizier gelangte bis zur Höhe von 3256 Metern, dann versagten dichte, verwachsene Büsche und unzugängliche Schluchten das weitere Vordringen.

Mitte Juni erst konnten die Reisenden auf den sehnlich erwarteten Albert Edward-See niederblicken. Der letzte Blick rückwärts aber galt den weißglänzenden Gipfeln des Ruwenzori, der aus weiter Ferne zum See herüberschaut. Der See hat zahlreiche Buchten und zeigte zwei seiner Inseln, er ist das äußerste der großen Reservoire, aus denen der Nil abfließt. Ein kleiner See Kio am Nordufer des großen Sees hat salziges Wasser von karminroter Farbe, das sehr schöne Salzkristalle ausscheidet, mit welchen ein lebhafter Handel im Lande und in den benachbarten Gebieten getrieben wird. Die Gegend ist reich, zahlreiche Dörfer und einzelne Häuser beleben das Ufer des Albert Edward-Sees, welche von Bananenhainen und weiten Feldern mit türkischem Weizen und Bohnen umgeben sind. Die Wahumabevölkerung besitzt viele Kühe und

Ziegen. Der Besitz eines so reichen Landes ist stets ein Gegenstand der Begehrlichkeit für die umliegenden Könige von Uganda, Unjoro, Nkole gewesen. Damals hielten es die banassura König Tschuas besetzt.

Da die Karawane keine genügende Anzahl von Booten zur Verfügung hatte, um über den See zu setzen, mußte sie, um an das Ostufer zu gelangen, einen weiten Umweg nach Nordost machen; weite Moräste und sumpfige Strecken machten das nötig. Dabei wurde sie durch die banassura des öfteren belästigt. Vom Ostufer des Albert Edward-Sees führen drei Straßen nach Zanzibar, eine östlich an das Norduser des Viktoria-Sees durch Uganda, eine südlich durch das Land Ruanda, eine südöstlich an das Süduser des Viktoria-Sees durch Nkole. Stanley wählte diesen dritten Weg.

Das Gebirgsland Nkole wird von König Ntali beherrscht. Er ist mehr Hirt als Krieger und lebt nicht von den üblichen Streifzügen gegen die angrenzenden Stämme, erhält vielmehr gute Beziehungen zu seinen Nachbarn; das hält ihn aber nicht ab, die Eingangsthore seines Reichs eifersüchtig zu bewachen. Er hat Austauschbeziehungen mit den arabischen Kaufleuten zum Erwerb von Leinwand und Waffen, keinem aber gewährte er jemals das Recht, sein Land zu durchziehen. Auf die Märkte von Karagua und Uganda schickt er seine Leute mit Elfenbein, um die nötigen Erwerbungen zu besorgen, nur manchmal erlaubt er irgend einer Karawane den Aufenthalt in seinem Gebiet.

Für die Christen der Expedition war es eine hocherfreuliche Kunde zu hören, welche edelmütige Gastfreundschaft König Ntali den aus Uganda flüchtigen Waganda-Christen gewähre. Im Dorfe Kitèga wurde Stanley von einer Gesandtschaft vertriebener Christen begrüßt. Er ermutigte sie zu guter Hoffnung und versprach ihnen Schutz und Teilnahme.

Mit dem Christentum in Uganda hat es folgende Bewandtnis.

Den Anstoß zu einer Mission unter den Waganda hatte Stanley 1875 durch einen begeisterten Brief über seinen Besuch bei König Mtesa von Uganda gegeben. Es waren schon Araber hingekommen, um ihm Sklaven und Elfenbein abzukaufen, wofür sie ihm schöne Kleider und

schlechte Gewehre verhandelten.[1]) Die hätten den König beinahe zum Mohammedaner gemacht, aber Stanley kam dazwischen und sagte ihm, wie viel besser der Christenglaube sei; er solle Missionare haben, die würden ihn und sein Volk viel Nützlicheres lehren. Auf Stanleys Brief ging die englische Kirchen-Missionsgesellschaft mutig ans Werk. Freilich das Unternehmen war gewagt, besonders darum, weil Mtesa so weit im Innern wohnte. Stanley hatte 103 Tage gebraucht bloß bis ans Südende des Viktoria-Sees und Uganda liegt am Nordufer des wie Bayern großen Wassers. Mitte des Jahres 1877 kamen der Missionare drei, krank und müde, bei Mtesa an. Zu den evangelischen Missionaren aus England kamen bald katholische aus Frankreich hinzu, aber Mtesa blieb, was er war, ein launischer, grausamer Despot; mit der Rolle, die ihm Stanley allzu enthusiastisch zugedacht, daß er ein Karl der Große für Ostafrika werden könne, war es nichts. Zwar kam eine Gesandtschaft nach England zustande, die auch glücklich heimkehrte und wunderliche Mären über Europa erzählte,[2]) aber es blieb Aprilwetter am Hofe; bald

[1]) Der erste Kaufmann in Uganda hatte sich unter der Regierung Sunnas, des Vaters von Mtesa, gezeigt Dieser sagte, von dem beständigen Verlangen nach Schmelzperlen belästigt, eines Tages dem Könige, man könne den Anbau derselben betreiben. Der gläubige König machte sich ans Werk, und da er ebenso wenig ersprießlichen Erfolg sah, wie jener kluge Bauer, der Gräupchen säte, zog er den Kaufmann zu rate. Dieser setzte den Scherz fort und schlug vor, den besäten Acker täglich zu gießen. Als aber der Tag angebrochen war, wo der Kaufmann nach Zanzibar zurückzukehren gedachte, verweigerte ihm der König seine Zustimmung. Der Kaufmann wiederholte seine Bitte; aber er hatte die Antwort zu vernehmen, seine Abreise werde erst an dem Tage statthaben können, wo die Glasperlen zu keimen begonnen hätten. Erst nach dem Tode Sunnas ward es ihm möglich heimzukehren, und es war ein Glück, daß ihm nichts Schlimmeres widerfuhr.

[2]) Es ist von Interesse zu sehen, wie europäische Dinge in den Köpfen der Afrikaner sich widerspiegeln. Es mag darum jener Gesandten Rapport über ihre Erlebnisse in London nach Stanleys Berichten hier stehen.

„Endlich kamen wir nach London. Hier sandte uns die Königin einen Häuptling mit einem Wagen und zwei Pferden entgegen (er war aber von der Missionsgesellschaft geschickt). Pferde giebt es so viel in London, daß man sie nicht einmal zählen kann. Und die Häuser, die werden von Stein erbaut. O, mein Gebieter, prachtvoll, prachtvoll! Man erbaut zwei lange Wände von Stein (die Straßenfronten), sehr lang, so weit man sehen kann, und innerhalb der Wand befindet sich das Haus. Alles ist nur ein Haus, aber



gebärdete sich der König als Mohammedaner, bald begünstigte er wieder das alte Heidentum, bald that er, als wäre er ein Christ. Dazwischen ließ er immer wieder grausame Blutthaten vollführen. In all diesem Wirrwarr thaten die Missionare ihre stille Arbeit: sie erlernten die Sprache, übersetzten, druckten, lehrten, predigten; bauten Häuser, legten Gärten an, gruben Brunnen, was die Verwunderung der Eingebornen ganz besonders erregte, formten Ziegel, ebneten Straßen und — ließen sich von dem launischen Mtesa für das alles chikanieren. Besonders der

---

getrennt, so daß eine Masse Leute darin wohnen. Keiner kann zählen, wie viel Leute in einem Hause (einer ganzen Straßenseite) wohnen. O, London ist ein ungeheuer großer Ort; nichts als Häuser von Stein, so weit als von hier bis Wahwezi (etwa 37 Kilometer).

„Zwei Tage später sandte die Königin nach uns. Wir sahen eine Masse Damen beisammen, welche alle überein angezogen waren, so daß wir nicht wußten, wer die Königin sei. O, mein Gebieter, wundervoll! Das Haus der Königin ist so groß, wie von hier nach Nabulagala (etwa 3½ Kilometer). Das Haus der Königin ist inwendig ganz von Spiegelglas, Gold und Silber, und wir saßen auf Stühlen, welche ganz aus Elfenbein bestanden.

„Wir sahen auch eine Kirche mit sehr großen Glocken (St. Paul). Wenn die Glocken läuten, kann man sie so weit hören, wie von hier bis Wasoga (etwa 89 Kilometer). Das Innere der Kirche ist ganz aus wunderschönem Holze und Marmor. Die Wasungu (Weißen) haben nur eine Religion.

„Tags darauf gingen wir nach einem großen offenen Felde, um die Soldaten zu sehen. Jeder Mtongole (Führer) läßt seine Leute in verschieden gefärbte Anzüge kleiden. Wir saßen in einem Wagen und die Königin in einem andern. Dieses Mal sahen wir sie selbst und wußten nun, welches sie war. Dann gingen wir nach einem Platze, wo Kanonen gemacht werden, eine Masse Kanonen und sehr große. Dann gingen wir auch dahin, wo Gewehre gemacht werden, schöne und sehr viele Gewehre. Ein Mann zeigte uns sein Gewehr, welches er gerade fertig gemacht hatte. Es war sehr schön. Dann sahen wir die Verfertigung von Schießpulver. Dann gingen wir nach einem Platze, wo man wollene Stoffe machte.

„Nachdem wir viele Tage in London zugebracht hatten, gingen wir fort nach einem andern Ort, wo wir kurze Zeit blieben. Wir gingen nicht zu Fuß, sondern bestiegen ein hölzernes Haus (Eisenbahnwagen), welches mit uns allen darin von selbst fort ging.

„Als wir nach London zurückkamen, sagten wir der Königin, daß wir nach Uganda zurückwollten. Sie antwortete aber: Noch nicht; ihr habt meine Tiere noch nicht gesehen. Da gingen wir nun hin, um die Tiere zu sehen (im zoologischen Garten). Jedes Tier, welches es in der Welt giebt, befindet sich hier als Eigentum der Königin. Zuerst brauchten wir 3 Tage, um die Löwen zu besehen; dann sahen wir 2 Tage lang Leoparden; dann sahen wir 3 Tage lang Büffel; dann viele Tage lang Elefanten; dann 6 Tage lang Vögel. (In Wirklichkeit blieben die Waganda nur einige Stunden. Die Tage sollen

geschickte Mackay verstand durch seine technischen Fertigkeiten den Waganda zu imponieren, er fertigte das erste Rad, den ersten Wagen und viel anderes Niegesehenes. Nach harter Saatzeit kam endlich doch einige Ernte: Ende 1884 waren 87 Personen getauft. Mtesa selbst blieb wetterwendisch bis an seinen Tod (10. Okt. 1884).

Aus der zahlreichen Schar der Königssöhne gelangte Muanga auf den Thron. „Muanga," sagt Casati, „der Sohn und Nachfolger Mtesas, ein Jüngling von hartem Herzen und Sinne, auf Abwege gekommen, setzte seine ganze Kraft darein, das wenige Gute zu zerstören, das sein Vater gethan hatte. Er machte sich gänzlich von den alten Ratgebern

die Menge der geschauten Tiere andeuten.) Jeder Vogel von überallher befindet sich hier. Dann sahen wir Krokodile. Wundervoll, wundervoll, wundervoll! Die Krokodile sind nicht wild. Die Leute halten ein Stück Fleisch hin und rufen die Krokodile, worauf diese heran kommen und das Fleisch aus der Hand nehmen.

„Am nächsten Tage führte man uns hin, um Kühe, Schafe und Pferde zu beschauen (auf der Ackerbau-Ausstellung). Was für eine Menge Kühe und Schafe die Wasungu besitzen! Dann sahen wir tausende von Schweinen, und jedes Schwein hatte 6 Junge. Die Schweine bilden die Nahrung der Königin.

„Dann gingen wir hin, um der Königin Lebewohl zu sagen, und sie gab uns ein Schiff, um fortzufahren. Zwölf Monate hatten wir gebraucht, um von hier nach England zu kommen, aber mit diesem Schiffe kamen wir in einem Monat nach Zanzibar."

Und ein netter Bericht aus der Feder eines französischen Missionars enthält ein interessantes afrikanisches Urteil über Berlin, wie es jene Leute des Häuptlings Mandara, die der Reisende Otto Ehlers 1889 vom Kilimandscharo mitgebracht hatte, nach der Rückkehr in die Heimat abgegeben haben.

„Was hat in Berlin ihrer naiven Vorstellungskraft am meisten imponiert? Die enorme Menge von Kühen, die sie auf dem Viehhof gesehen haben! Im übrigen sind sie völlig enttäuscht heimgekehrt. Sie hatten die Europäer immer für reiche und kluge Leute, für eine Art Halbgötter gehalten; „aber," sagten sie, „stellt euch vor, dort sieht man wirkliche Weiße die Straßen kehren, Wasser tragen, Hunde scheren, Mist sammeln. Freilich giebt es auch Reiche, z. B. die Besitzer jener Kühe, aber diese gehen niemals aus. Sie wohnen in großen Steinhäusern, in Räumen, die wie Spiegel glänzen, und sitzen von früh bis abend auf Stühlen, die mit Zeug ausgestopft sind; daneben stehen kleine mit Sägespänen gefüllte Kasten, neben die man hinspuckt. Diese Menschen sind allerdings glücklich: ihre einzige Beschäftigung ist es, beständig die Hände in die Taschen zu stecken. Aber die, welche zu uns hier herauskommen, sich abmühen und arbeiten, die haben keine mit Zeug ausgestopften Stühle; sie sind von den andern ausgeschickt und müssen ganz arme Teufel sein." Mandara lachte laut bei diesem Berichte seiner Gesandten."

los und erhob nichtswürdige und schlechte Leute zu den höchsten Stellen." Er offenbarte sich bald als blutiger Christenverfolger, der in der Missionsgeschichte Ugandas die Rolle eines Nero spielt. Die Martyrien darzustellen, wie man die „Leser", so nannte man die Christen, zerhackte, verbrannte; die Glaubensfreudigkeit der schwarzen Bekenner zu schildern, wie sie damit die europäische Christenheit beschämten, — das würde zu weit führen. Auch das Blut der weißen Männer ließ Muanga fließen. Die Kirchen-Missionsgesellschaft in London sandte den Bischof Hannington zu einer Visitation nach Uganda. Dort redete man gerade viel von den fürchterlichen Wadeutschi, welche überall Land „aufäßen", d. h. man hatte Kunde von den Erwerbungen Deutschlands in Ostafrika erhalten. Nun fragte Muanga, ob nicht der Hannington gar ein Deutschi sei. Nein, sagte ihm Mackay, Hannington gehört zu uns Waingreza, den Engländern, und wir sind ein ganz anderes Volk als die Wadeutschi oder die Wafranza, die Franzosen. Sein Unterricht an einer großen Schulwandkarte von Europa über die verschiedenen Reiche, Rassen, Sprachen und Herrscher war jedoch vergeblich, und die Folge war nicht bloß eine geringe Censur, sondern Muanga ließ den Bischof, ehe er das Land betrat, ermorden (Okt. 1885). Jetzt wußten die Missionare, daß es bald auch an sie kommen müsse. Sie setzten Älteste über ihre Gemeinde ein, druckten Kapitel um Kapitel und tauften die entschiedenen Bekenner des Namens Jesu. Im Jahre 1886 erreichte die blutige Verfolgung der Christen, der evangelischen wie der katholischen in gleicher Weise, ihren Gipfel. Die evangelischen Missionare gedachten das Land zu verlassen; es konnte für die eingebornen Christen nur förderlich sein, wenn die unter allen Umständen verdächtigen Weißen sich zeitweilig zurückzogen. Mackay aber ließ der König nicht ziehen, er wollte an ihm einen Leibbürgen haben. Im folgenden Jahre jedoch drängte ihn die arabische Partei am Hofe aus dem Lande. Die Araber fühlten allgemach, daß die Weißen eine ernstliche Gefahr für ihre bislang unbestrittene Machtstellung im Innern Afrikas würden, und daß besonders ihr Sklavenhandel durch die Engländer und Deutschen in Ostafrika den Todesstreich

erhalten werde. Am Südende des Viktoria-Sees, in Usambiro ließ sich Mackay nun nieder. Dort hatte er 1889 von Ende August bis Mitte September die ganze Expedition Stanleys zu Gaste, wie wir noch genauer hören werden. Trotzdem seine Gesundheit vom Fieber untergraben war, wollte er nicht heimkehren; so starb er, gleich groß als Prediger des Gekreuzigten und Pionier der Civilisation, auf seinem Posten im Februar 1890.

In Uganda brach 1888 eine Revolution gegen Muangas Despotismus aus. Eine Vermischung politischer Absichten mit den religiösen Interessen hatte von den Missionaren nicht abgewendet werden können, die drei Parteien der evangelischen und katholischen Christen und der Mohammedaner jagten Muanga aus dem Lande. Dann aber vergewaltigte die arabische Partei, die die Seele der Umwälzung gewesen war, die Christen, so daß diese in Scharen nach Nkole auswanderten und bei Ntali Schutz suchten. Dort kamen sie wieder zum Bewußtsein ihrer Stärke gegenüber den wenigen Arabern und planten, sich das Vaterland zurückzuerobern. Aber den Waganda liegt die Ehrfurcht vor ihrem alten, angestammten Königshause so im Blute, daß es ihnen ganz undenkbar war, ohne einen Führer königlichen Geblüts auszuziehen. So fanden sich, weil keine andere Wahl war, der flüchtige Muanga und die flüchtigen Christen gegen das Gelöbnis des Königs, Religionsfreiheit im Lande einzuführen, wieder zusammen, Ende 1889 war Muanga nach siegreichen Gefechten der Christen wieder auf dem Thron.

Mit dem 1. Juli 1890 grenzten Deutschland und England ihre Interessensphären in Ostafrika definitiv dahin ab, daß die deutsche Nordgrenze von Wanga an der Küste nordwestlich bis an den Viktoria-See läuft, dann unter 1 Grad südlicher Breite den See schneidend bis 30 Grad östlicher Länge von Greenwich geht, vom Seengebiet Karagua dem deutschen Gebiete einverleibend, und von da fast südlich nach dem Nordende des Tanganjika sich zieht. Die Folge war in dem England zugesprochenen Uganda ein Bürgerkrieg zwischen der evangelisch-englischen und katholisch-französischen Partei. Muanga, der vordem den katholischen

Missionaren sich zuneigte, hält jetzt zu den Engländern, freilich ohne daß er bei jenen oder bei diesen durch die Taufe Christ geworden ist. Die ungewöhnlichen Fortschritte des Christentums sind durch die politischen Verwickelungen nicht gestört worden. Der gegenwärtige Bischof der englischen Mission heißt Tucker. Auf einer Urlaubsreise in die Heimat begriffen, hat er im Sommer 1894 Bericht erstattet, wie groß das Verlangen nach christlicher Unterweisung in Uganda ist. Häuptlinge rüsteten große Expeditionen zu beschwerlichen Reisen aus, um über einzelne Fragen in der heiligen Schrift Belehrung zu erhalten. Die schwarzen Träger hielten täglich selbständig ihre Andacht. Reisende Viehhändler überraschte man in der Wüste beim Gottesdienst. Tucker sorgte für die Verbreitung der heiligen Schriften im Luganda und ließ davon erst 35 000, dann 60 000 Exemplare nach Uganda kommen. Jetzt stehen 25 000 Eingeborene unter christlichem Einfluß. Sechs Missionare, sechs Diakonen, zwölf Evangelisten und andere Lehrer stehen an der Arbeit.



In kalter Nacht.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Weg durch Nkole war ein regelrechter Gebirgsmarsch, ebenso wie er es auf dem rechten Ufer des Semliki gewesen war. Von den Thälern ging's auf schroffe Höhen hinauf und steile Schluchten wieder hinab, die Karawane kroch an den Bergwänden hin wie eine riesenhafte Schlange, die nicht vorwärts kommen kann; wer fehltrat, war oft genug



Durchwaten eines Sumpfes.

verloren, nicht minder verloren war, wer zurückblieb. Dabei waren die Nächte so kalt, daß man große Feuer unterhalten mußte, an denen die Erstarrten sich wärmten. Endlich ging's in die kleineren Vorberge hinein und dann gewahrten die Reisenden eine dicht mit Papyrus bestandene Ebene. Aber es war ein großer Sumpf, wie sie sich später zu

ihrem Schrecken überzeugen mußten. Nach zweistündigem Ringen erst gewann man das andere Ufer, mit Schmutz bis zum Kopf bespritzt; von dem mitgeführten Rindvieh war ein Teil stecken geblieben und mußte verloren gegeben werden. Die Bevölkerung floh nicht mehr furchtsam und ängstlich vor dem reisigen Zug, wie sie es in den bisher passierten Strichen gethan; es war ein kühnes, verschmitztes, seiner Kraft bewußtes Volk, das in Angriffen auf die Nachzügler genug Proben seiner mißgünstigen Gesinnung gab. Eine Frau, die abseits vom Zuge überrascht wurde, führte man gefangen fort. Man setzte den Räubern nach und



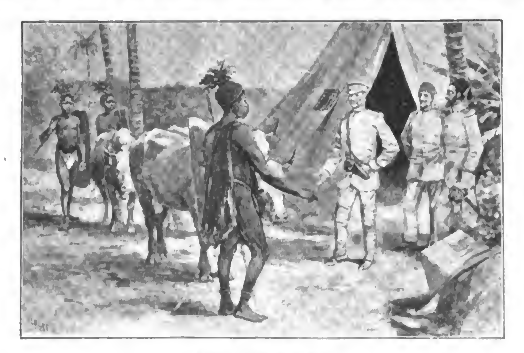
Angriff auf die Nachzügler der Karawane und Raub einer Frau.

jagte ihnen die Beute wieder ab, das arme Weib war recht zufrieden, ihr Leben um das geringe Opfer der Ware, die sie bei sich trug, gerettet zu sehen.

An einem der letzten Julitage herrschte eine ungewohnte Bewegung im Lager; der Sohn des Königs Ntali war angekommen. Die Zanzibariten waren in Parade aufgestellt, Salven rollten, die durch das Echo der Berge verstärkt wurden, die Leute aus Äquatoria hörten zum ersten Mal das Knattern der Mitrailleuse, die Stanley mitführte. Man begrüßte den hohen Besuch, zwei junge Kühe wurden als Geschenk gegeben, Höflichkeiten ausgetauscht, Schutz versprochen, und was noch mehr wert war, freier Abzug aus dem Reich gewährt.

Nun wurde das Land Karagua betreten, dem ein Reichtum an warmen Quellen eigentümlich ist. Casati hatte den Albert Edward-See krank verlassen, jetzt wurde das Fieber so arg, daß er von zwei starken Schwarzen getragen werden mußte. Wie anspruchslos er war und liebevoll gegen die Eingebornen, dafür bringt Stanley einen bedeutsamen Zug bei:

„Kapitän Casati mußte wegen zunehmender Krankheit in eine Hängematte gepackt und getragen werden. Als der Pascha zu mir kam, sprach er seine Meinung dahin aus, daß Casati ein seltsamer Mensch



Geschenke Ntalis an Stanley.

sei. „Ich kam," sagte er, „soeben von meinem Freunde Casati und fand ihn im Grase liegend, während die Sonne ihm mit solcher Glut auf den unbedeckten Kopf schien, daß sie mir sogar ungeachtet meines Toupet Unbehaglichkeit bereitete. Er hat vier Dienerinnen, außerdem zwei Manjema und seinen jungen Diener aus unserer Provinz; aber als ich ihn fragte, weshalb er sich nicht von seinen Leuten, die kaum vierzig Meter von ihm entfernt waren, ein Schutzdach aus Bananenblättern herstellen ließe, gab er mir zur Antwort: „Ich habe keine Diener." Ich fragte ihn dann: „Weshalb schickten Sie nicht nach der Badewanne, die ich Ihnen

versprochen hatte? Sie sollten die heißen Quellen hier benützen." „Allerdings," erwiderte er, „allein ich habe keine Leute." „Sie haben doch, soviel ich weiß, vier kräftige Dienerinnen." „Ja," entgegnete er, „aber ich mag sie nicht gern auffordern, etwas zu thun, damit sie nicht sagen können, ich ließe sie wie Sklaven arbeiten. Sie sind Witwen, wie Sie wissen, ihre Männer sind gestorben u. s. w."

Zwischen dem Albert Edward- und dem Viktoria-See kam die Expedition an den Urigi-See. Dies ist ein kleinerer See, von grasreichen



Ausstellung der Tauschmittel.

Hügeln umgeben, reizend anzuschauen, mit Wasser von glänzend blauer Farbe. Er hat eine längliche Gestalt, mißt etwa dreißig Kilometer Länge und ist nur so breit, daß man immer sein entgegengesetztes Ufer genau unterscheiden kann. An seinen Ufern weist er eine Reihe kleiner Buchten auf, die ihm infolge der dadurch bewirkten Gliederung ein sehr gefälliges Ansehen verleihen. Das Gebiet von Jangiro, das sich längs der Ostküste ausdehnt, wird von einer Reihe von Hügeln gebildet, welche mit Dörfern besetzt und an bebauten Feldern und Bananenwäldern reich sind.

Da es bei dem selbstbewußten und feindlichen Verhalten der Eingebornen nicht mehr möglich war, die nötigen Lebensmittel einfach von den Feldern wegzunehmen, mußte Stanley an die Expedition allerlei



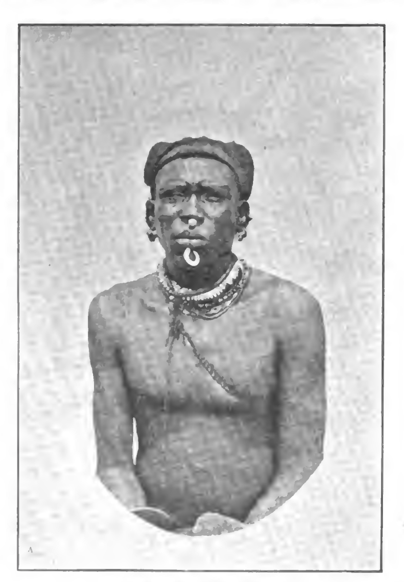
Casati krank auf dem Heimwege.

Tauschmittel, Schmelzperlen und Zeuge, verteilen, damit sich die Familien ihre Bedürfnisse käuflich erwerben möchten. Aber die Verkäufer schlugen mit ihren Waren so auf, daß es gut war, daß der Weg zu der englischen Missionsniederlassung im Süden des Viktoria-Sees nicht weiter war.

Mitte August gelangte man an den See. Es ging weiter. Am 28. August leuchtete ein Kreuz über Bäumen grüßend entgegen, einer der Sterne am dunkeln Himmel Afrikas war erreicht, des vielgewandten Mackay Missionsstation. Das war eine Erquickung Leibes und der Seele nach dem wüsten, wilden Weg! Mit welcher Wärme schreibt Stanley von seinem Behagen in dem netten Heim, das er genießen durfte, und von dem verehrten Gastfreund:

„Ich wurde in ein Zimmer in einem festen Lehmgebäude geführt, dessen Wände etwa sechzig Centimeter dick, ganz glatt übertüncht und mit auf das Missionswesen bezüglichen Bildern und Plakaten geschmückt waren. Dort befanden sich vier verschiedene Borde mit je mehreren Brettern, die vollständig mit ausgewählten nützlichen Büchern gefüllt waren. „Allah ho Akbar," sagte Hassan, der oberste seiner Zanzibarleute zu mir, „Bücher! Mackay hat Tausende von Büchern, im Speisesaal, im Schlafzimmer, in der Kirche, überall Bücher! Ach, Lasten über Lasten davon!" Aber während ich wirklichen Kaffee schlürfte und seit dreißig Monaten zum ersten Mal wieder nach heimischer Art gebackenes Brot und Butter aß, sympathisierte ich vollständig mit der Liebe Mackays zu den Büchern, und es wurde mir ganz klar, weshalb er unter so vielen Büchern und Kindern und Arbeiten außer dem Hause keine Muße finden konnte, um verdrießlich zu werden, zu brüten und an „Langweiligkeit, Wildnis, Verzweiflung und Einsamkeit" zu denken. Ein gescheiter Verfasser hat kürzlich über einen Mann, der lange Zeit in Afrika zugebracht hat, ein Werk geschrieben, das von Anfang bis zu Ende ein einziges in die Länge gezogenes Wehklagen ist; der Verfasser wie der Held würden von allem ihren Jammer geheilt worden sein, wenn sie die Lebensweise Mackays gesehen hätten. Er hatte keine Zeit, um sich zu grämen, zu ächzen und

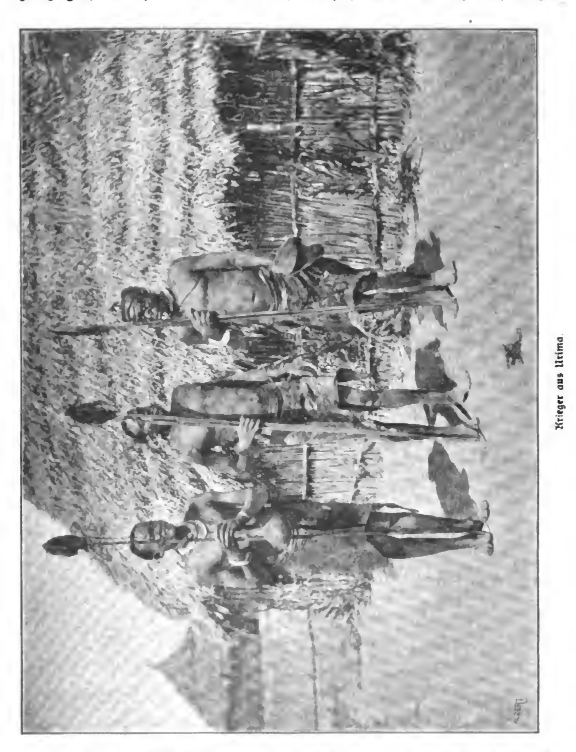
zu klagen, obgleich weiß Gott kein Mensch mehr Ursache gehabt hätte, an „Gräber und Würmer und Vergessenheit“ zu denken und sich kummervoll einsam und traurig zu fühlen, als Mackay hatte, als Muanga seinen Tod bedeutenden Blick nach ihm richtete, nachdem er bereits seinen Bischof ermordet, seine Schüler verbrannt, seine Konvertiten erdrosselt



Neger aus dem Gebiete von Urima.

und seine dunkeln Freunde mit Knitteln zu Tode geprügelt hatte. Und dennoch begegnete der kleine Mann jenem Blicke mit seinen ruhigen blauen Augen, ohne nur mit den Wimpern zu zucken. Um einen Mann seiner Art, der zwölf Jahre lang Tag für Tag wacker gearbeitet hat, ohne mit einer Silbe zu klagen oder zu stöhnen, zu sehen und zu hören,

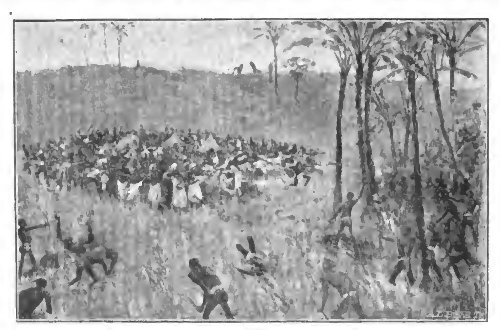
wie er seine kleine Herde jeden Morgen hinausführt, um ihr Gottes Liebe zu zeigen, und jeden Abend, um sie auf seine Treue aufmerksam zu



Krieger aus Urima.

machen, lohnt es sich wohl, eine lange Reise zu unternehmen wegen des moralischen Mutes und der Zufriedenheit, welche man bei einem solchen Besuche gewinnt."

Und Casati, der bei Mackay wieder gesundete, schreibt von ihm: „Als ich ihm die Hand, die er mir bot, drückte und in sein Antlitz schaute, da schien er mir der Mann zu sein, den meine Phantasie mir vorgestellt hatte — fein in seinem Benehmen, frei, doch ohne Derbheit, von intelligentem Aussehen, erhabener Gesinnung, sparsam in Worten. Der Tod vernichtete in ihm, nach unserer Ankunft an der Küste, mit seinem allzufrühen Ende ein ohne Prahlerei und mit aller Seelenstärke dem Werke der Erlösung und Civilisierung gewidmetes Dasein. Aber gefallen auf dem Felde seiner Thaten, wird er mit seinem Namen im



Angriff auf eine Karawane.

Laufe der Zeiten auf den Lippen und in den Herzen der Bevölkerung von Uganda noch lange fortleben, die nachdem sie gelernt hat, ihn mit kindlicher Liebe zu achten und zu verehren, das Andenken an seine Tugenden den künftigen Geschlechtern übermitteln wird."

Am 17. September zog die Karawane mit der belebenden Gewißheit weiter, daß der schwierigste Teil der Reise überstanden und der Weg nach Zanzibar wohlbekannter Karawanenweg sei. Zuerst kam man in das Gebiet von Urima. Es ist dies eine mit niederem Grase bestandene, sumpfreiche Tiefebene; hier und da ragen Steinhaufen und Felshügel empor, auch finden sich vereinzelte Bäume. Mehrere Tage lang wurde

die Expedition von feindlichen Eingebornen umschwärmt, die in hellen Haufen neben ihr mitzogen; durch Plänkler und Patrouillen mußte man die Feinde sich vom Leibe halten. Als das nichts mehr nützte, mußte die Mitrailleuse in Aktion treten; nun war die Flucht der Feinde allgemein, die Karawane blieb von ferneren Belästigungen befreit. Die Häuser der benachbarten Dörfer wurden geplündert und dann den Flammen preisgegeben; auch Vieh wurde angetroffen, das die Besitzer in Sicherheit bringen wollten, und weggenommen.

In südlicher Richtung dehnte sich der Marsch nun durch Unjamwesi. Es ist ein reiches und ertragsfähiges Land. Rindvieh, Korn, Reis, Bohnen, Tabak finden sich hier in jedem Dorfe in Überfluß. Die Bevölkerung ist intelligent, thätig, tapfer und stark und weist eine sichtliche Neigung zu Handelsgeschäften auf; aber sie ist auch etwas mißtrauisch, ohne Ernst und zur Bosheit geneigt. Mit dem bei allen Schwarzen üblichen Hange zur Trunkenheit verbindet sie auch den Gebrauch des verhängnisvollen Haschisch (cannabis indica), den sie von den Arabern von Zanzibar gelernt hat. Nachdem man ihn ganz fein zu Pulver gerieben hat, schnupft man ihn; seine getrockneten Blätter raucht man in großen Pfeifen, und die gerösteten Samenkörner zerbeißt man noch zum Zeitvertreib.

Um den gefährlichen Genuß dieser narkotischen Pflanze noch länger zu haben, regelt man die langsame Verbrennung der Blätter mittelst kleiner glühender Steinchen, welche man in den Tabak in der Pfeife hineinlegt. Heftiges Niesen, entsetzliches, krampfhaftes Husten, wahnwitziges Schreien, häufiges Streiten, das sich immer eintönig wiederholt, ununterbrochene alberne Späße von etwa hundert solcher Trunkenbolde, welche die Karawane begleiteten, „ergötzten“ die Reisenden bis Bagamoio. Diese Leute haben keine feststehenden, religiösen Glaubensformen, dafür aber fest bestimmte und auch wohl beachtete Überlieferungen hinsichtlich der gesellschaftlichen Ordnung und des Verhaltens eines jeden einzelnen.

In dem ganzen Lande wimmelt es von Massai, den vielgenannten und noch mehr gefürchteten Nomaden des Gebiets zwischen den Seen

und der Ostküste. Sie sind schlanke sehnige Gestalten, denen man es ansieht, daß sie keine Arbeit thun, sondern als freie Männer in der großen Wildnis lediglich dem Kriegshandwerk sich hingeben oder höchstens auf die Herde achten. Die eigentliche Arbeit überlassen sie ausschließlich den Weibern. Während die Frauen wohl bekleidet sind, ist die Bekleidung der Männer mehr als dürftig. Fast ohne Ausnahme gehen sie in ihrer ganzen Blöße. Als Schmuck verwenden sie Stücke Zeugs, Tierfelle und gern einen breiten Rahmen von Federn, der wie etwa die Schuppenkette eines Soldatenhelms unter das Kinn gezwängt das ganze Gesicht umgiebt; auch wird ein aus Federn gefertigter dicker, breiter Kragen um Hals und Schultern gelegt. Jeder Mann trägt als Hauptwaffe einen gewaltigen Speer von etwa zwei Meter Länge, mit Ausnahme eines kurzen Holzgriffs in der Mitte ganz aus Eisen bestehend, oben mit breiter Klinge, unten mit meterlanger Spitze — eine furchtbare Waffe. Außerdem hat der Krieger sein Schwert an der Schulter in einer Scheide hängen und am Oberarm trägt er noch einen kleinen Dolch. Bogen und Pfeile und ein großer Lederschild, der merkwürdigerweise schwarz-weiß-rot bemalt ist, vervollständigen die Bewaffnung. Diese Krieger verschmähen Feuerwaffen, wissen sich aber ihren Feinden, die damit versehen sind, trotzdem furchtbar zu machen. Noch im Jahre 1887 machten sie nach Peters eine arabische Karawane von 2000 Flinten bis auf den letzten Mann nieder, legten die sämtlichen Leichen in Reih und Glied nebeneinander und jedem höhnischerweise seine Flinte über die Schulter. Meistens schießen nämlich die Karawanen einmal ab, um dann sofort die Flucht zu ergreifen, wobei sie von den schnellfüßigen Massais regelmäßig bis auf den letzten Mann niedergestoßen werden. Gegen den ersten Schuß aber wissen sich diese Wilden durch Niederwerfen auf den Boden oder Verstecken hinter Bäume sehr gut zu decken. Oft weit ausgedehnte Raubzüge bilden die Beschäftigung der Krieger, wenn sie nicht von einem Stamm gegen einen andern zu Hilfe gerufen werden, wobei die erbeuteten Herden ihr Sold sind. Das Volk lebt fast ausschließlich von seinen Herden, seine Sprache ist von den Bantusprachen vollständig verschieden

und durch tiefe Kehllaute charakterisiert. Auch Stanleys Expedition blieb von Raubversuchen und Diebereien der Massai nicht ganz verschont.

Zur Expedition stießen unterwegs zwei französische Missionspriester, Pater Girault und Pater Schynse, die auch aus Uganda vertrieben worden waren. Casati hat über sie folgendes Urteil: „Sie sind leutselig in ihrem Benehmen, intelligente, thätige Männer, die sich Afrika gewidmet haben. Die Pflichten ihres Amtes verstehen sie gleichzeitig durch ernste, wissenschaftliche Studien zu veredeln."

In den letzten Oktobertagen wurden der Dörfer, der bebauten Felder weniger. Die Karawane betrat den Wald Mgunda-Mkali d. i. Wald der Schmerzen, die Erderhebung, die Unjamwesi von dem südöstlich gelegenen Ugogo trennt. Der Weg ist ein enger Pfad, der nur selten über einen weiteren, grasreichen Platz läuft. Hin und wieder zeigen sich die Spuren eines kleinen, ausgetrockneten Bächleins; bergauf, bergab geht es über ein einförmiges Wellengelände von geringer Erhebung hin. Es ist ein unbequemer Gang sowohl wegen der Unebenheit des Bodens als auch wegen dorniger Zweige, welche sich herabbeugend eine fortgesetzte Galerie bilden, voll von Hindernissen für die Träger der umfangreichen Lasten. Noch schmerzlicher empfindet man den Mangel an Wasser.

Die Stärke der Karawane schützte sie vor der Gefahr, welche die Kaufleute, die durch den „Wald der Schmerzen" ziehen, gewöhnlich laufen, nämlich von Räubern überfallen zu werden. Diese haben in den Tiefen des Waldes in elenden Hütten ihren Aufenthalt, bereit, sich über die unvorsichtigen Nachzügler oder die Reisenden zu stürzen, denen es an hinlänglichen Verteidigungswaffen fehlt. Da das Lager immer auf geringem Flächenraume errichtet werden mußte, bewahrten die zahlreichen, hart neben einander angefachten Feuer auch vor den Nachstellungen der wilden Tiere, welche den Wald bewohnen. Wo die Gefahr einer Feuersbrunst ein derartiges Verteidigungsmittel unmöglich macht, finden sich abgegrenzte Räume, die von Jägern oder Karawanen, welche früher diesen Weg machten, bereits mit Hecken von Dornenlaub hergerichtet worden sind.

Eine weite, endlose Ebene, von weißlicher Farbe infolge ihrer sandigen Beschaffenheit, arm an Vegetation und ohne Baumwuchs, bot sich nach dem Austritt aus dem Walde den Blicken dar. Es war das dürre Ugogo, das Land der wütenden Winde, das nur spärlich Korn und Kürbisse hervorbringt. Die Bevölkerung ist aufdringlich und frech und dabei recht schmutzig. Die Wagogo haben die böse Gewohnheit, von durchziehenden Karawanen große Hongos (Tribute) zu fordern, weshalb sich die Karawanen zusammenthun, um nur einen Hongo zu zahlen, der dann für jede einzelne weniger empfindlich ist. Die Karawanen sind dabei in die Hand der Bevölkerung gegeben, denn die Träger weigern sich aufzubrechen, solange der Hongo nicht geregelt ist, zudem besetzen die Wagogo die Brunnen und verhindern das Wasserholen. Auch Stanley konnte oder mochte sich der üblichen Brandschatzung nicht entziehen.



Dorf in Ugogo.

Am 31. Oktober kamen Boten mit einem Briefe für Emin von Wißmann, dem Reichskommissar für Deutsch-Ostafrika. Wißmann war aus dem Innern nach Zanzibar abgegangen, hatte aber in Mpwapwa Leutnant Rochus Schmidt mit Truppen zurückgelassen, um die Expedition zu erwarten und zu geleiten. Nun fachte frischer Mut ob dieser fröhlichen Kunde die gesunkenen Lebensgeister an, die letzten Schwierigkeiten ruhig und geduldig zu überwinden. Mpwapwa in der Landschaft Usagara wurde erreicht. Auf einem Hügel lag die Militärstation, auf

der das deutsche Banner wehte. Sie bestand aus einer Trockenmauer, die von sudanesischen und Suaheli-Soldaten unter der Leitung der deutscher Offiziere mit Fleiß erbaut war und einen großen Grad von Festigkeit besaß. Leutnant Schmidt stellte sich nach dem Befehle Wißmanns Emin Pascha zur Verfügung. Der Zug setzte sich, immer mit der Richtung nach Osten, die man von Ugogo her eingeschlagen, weiter in Bewegung, und nun wehte die schwarz-weiß-rote Fahne in der Vorhut.

Am Abend des 3. Dezember wurde ein Kanonenschuß gehört. Es war der Schuß der allabendlich in Zanzibar abgegeben wird. Die Zanzi-



Begegnung zweier Karawanen und Übersendung eines Briefes an Emin.

bariten der Expedition erhoben ein ohrzerreißendes Freudengeschrei, ihre lange Reise vom Kongo zur Heimat war zu Ende. Ach, allzuviele konnten nicht mehr rufen, ihr Mund war für diese Welt auf immer verstummt; viele waren nicht einmal in die Erde gebettet worden, sondern hatten in der Not dem wilden Getier überlassen werden müssen! Auch die Flüchtlinge aus Äquatoria stimmten in das freudige Rufen ein, binnen vierundzwanzig Stunden mußten sie nun den Ocean sehen, auf dem sie in aller Behaglichkeit dem Lande Ägypten zugetragen werden sollten.

Am nächsten Tage kam Wißmann an die Fähre des Kingani-Flusses, um die Ankommenden zu begrüßen. Man stieg zum festlichen Einzug

in Bagamoio zu Pferde, die Stadt war mit Palmenzweigen geschmückt, die Kanonen donnerten ihren Salut. Am Nachmittag des 4. Dezember

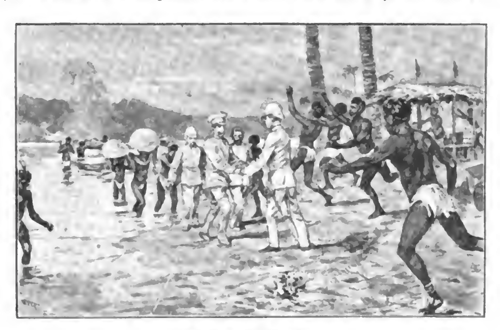


Leutnant Rochus Schmidt.

1889 bezog die Expedition die am Strande aufgerichteten Hütten. Der Indische Ocean weitete sich vor den Blicken als eine einzige große klare,

blaue Fläche. „Da, Pascha," sagte Stanley zu Emin; „wir sind zu Hause." — „Ja, Gott sei Dank," erwiderte er. Und als die Träger ihre Lasten auf den Boden warfen und die vielen, vielen Hängematten ihres Inhalts an kranken Männern und Frauen und schwachen Kindern zum letzten Mal sich entleerten, haben wohl alle, Retter und Gerettete, gefühlt, was diese Ankunft am Meere bedeutete.

Das am Abend folgende Bankett wurde jach gestört durch den schweren Sturz, den Emin Pascha von der Veranda des Offizierskasino auf die Straße that. Halb erblindet wie er war, hatte er sich wohl



Begegnung mit Wißmann.

etwas zu weit übergelehnt, um die im Mondenschein tanzenden Eingeborenen zu betrachten, und das Gleichgewicht verloren. Es folgten bange Wochen für Casati, der die Sehnsucht nach der Heimat zügelte und den Freund pflegte. Endlich konnte er reisen; in Kairo wickelte er noch Geschäfte für Emin ab und durfte nach zehnjähriger Abwesenheit den Boden des Vaterlandes wieder betreten.

Seinen Bericht über die Odyssee von Duldungen und Gefahren, unwirschem Klima und schwierigen Straßen im Herzen des dunkeln Weltteils schließt Casati mit den Worten: „Wenn ich heute, ohne auf Gelehrsamkeit irgendwie Anspruch zu erheben, und jedem persönlichen Ehr-

geize ferne, diese Blätter der Erinnerung hinausgebe, so muß ich erklären, daß es mein unablässiges Bestreben war, sie möchten allenthalben das



Haus in Bagamoio, wo Emin herausstürzte.

Gepräge der alten Vorschrift an sich tragen: Amicus Plato, sed magis amica veritas."

Schluß.

Unsere Bearbeitung der Thaten und Schicksale Casatis möge in einigen Bemerkungen über die gegenwärtigen Zustände der Gegenden und die weiteren Schicksale der Personen ausklingen, die wir kennen gelernt haben.

Der von dem Mahdi erregte Sturm durchfegt noch die unglücklichen Länder Sudan und Äquatoria. Keine europäische Macht ist bislang mächtig gewesen, die finstere Barbarei der Araber, den Fanatismus des falschen Islam, den empörenden Sklavenhandel niederzuschlagen. Doch haben die Belgier aus dem Kongostaate Wadelai besetzt, die Italiener Kassala, das nach Chartum besuchteste Emporium des östlichen Sudan. Damit ist ein Anfang der Zurücknahme des verlorenen Gebiets bezeichnet. Uganda ist für England annektiert. Das deutsche Regiment hat sich auf dem ihm zugewiesenen Gebiete immer weiter ins Innere befestigt.

Stanley hat noch keine Reise wieder unternommen. Sein Verhalten Emin gegenüber ist Gegenstand eines Federkriegs geworden, in dem sich die meisten Stimmen gegen Stanley erklärt haben. — Emin Pascha trat nach seiner Wiederherstellung in deutsche Dienste und brach mit einer Expedition im April 1890 nach dem Seengebiet auf, um dort den deutschen Einfluß aufzurichten. In Mpwapwa traf er mit Dr. Carl Peters zusammen, der in den Jahren 1889 und 1890 eine deutsche Expedition zum Entsatze Emin Paschas führte. Nach einem kühnen Zuge von der Patta-Insel den Tana aufwärts am Kenia vorbei zum Baringo-See war Peters an den Viktoria-See gekommen, um zu erfahren, daß Emin

bereits entsetzt sei. Da faßte er sich das Herz, in dem vielberufenen Uganda sich ein neues Ziel zu setzen und dort als Vorkämpfer des Christentums und europäischer Kultur aufzutreten. Von seiten der deutschen Kolonialpolitik sind seine Abmachungen mit Muanga von Anfang 1890 erfolglos geblieben, in der Heimat waren die Verhandlungen schon im Gang, durch die das Land der britischen Interessensphäre zufiel; von seiten der Interessen Ugandas ist nicht zu verkennen, daß die Anwesenheit der Expedition zur Weckung des Vertrauens und zur Befestigung der Macht der christlichen Parteien beitrug. — Emin zog an die Seen und versuchte vom Albert-See aus durch den großen Wald an den Kongo zu kommen. Doch das eine Mal zwang feindselige Haltung der Eingebornen, das andere Mal Hunger zur Umkehr. Als noch die Pocken ausbrachen, teilte er die Karawane; Dr. Stuhlmann ging mit den Gesunden voran, Emin blieb selbst krank und fast blind bei den Kranken. Stuhlmann gelangte auch glücklich Mitte 1892 an die Küste, durch ihn erfuhr man, daß Emin bei seinem eigenmächtigen Zug über die deutsche Grenze hinaus die abenteuerliche Absicht gehabt, eine Verbindung nach dem deutschen Kamerun herzustellen. Lange Zeit fehlte nun von Emin jede Nachricht. Immer wieder hoffte man, daß der berühmte Afrikaner an irgend einem Punkte des dunkeln Weltteils wieder ans Licht treten werde. Aber die erst vagen Nachrichten von seinem Ende verdichteten sich leider allmählich zur Gewißheit, daß der Forscher und Held auf einem dritten Vorstoß gegen den Kongo und zwar vom Albert Edward-See aus in der Nähe des Stroms durch arabischen Verrat im Oktober 1892 den Tod fand. Im Jahre 1894 ist seine Ermordung an den beteiligten Häuptlingen durch kriegsgerichtlichen Spruch auf Tod durch den Strang gerächt worden.

Casati lebt nach Ausarbeitung seines Reisewerks der Erholung und weiteren Studien in der Heimat.

Wenn man aber fragt, nicht was Thatendrang und Wissensluft, Erbarmen mit dem äußeren und inneren Elend der Schwarzen oder andere Interessen, sondern was Geist und Gemüt an Afrika haben, so

wollen wir zuletzt die tiefempfundenen, edlen Worte von Peters hören: „Auf einer solchen afrikanischen Expedition hat man ja mehr Gelegenheit als irgendwo sonst zum Nachdenken und zur Sammlung in sich selbst. Man ist fast den ganzen Tag allein, fernab liegt das Geräusch und das Getriebe der Welt, und nur die großen Eindrücke der reinen unverfälschten Natur wirken auf die Phantasie. Ernst und frei von dem leidenschaftlichen Lärm Europas fließt das Sein dahin, und der Geist wendet sich mit Notwendigkeit von selbst dem Großen und Ewigen zu. So gewinnt das Leben hier an innerer Tiefe und Reinheit des Wollens, und dies gerade ist es, was einem Rückblick auf solche Wochen hernach von der Civilisation Europas aus etwas von einem sehnsuchtsvollen Verlangen nach der Lauterkeit und Unschuld des Paradieses verleihen kann. Aus den Zuckungen des gierigen Strebens und Ringens in der Civilisation hinaus sehnt sich der Geist nach den großen Eindrücken und Empfindungen der Wildnis, wo die Gottheit selbst aus ihren Werken uns näher tritt, und die Ewigkeit in ihren gewaltigen Worten zu uns zu sprechen scheint.“

Ende.



Casati mit seiner Dienerschaft.

Aus dem Sprachschatz der Dinka, Sandeh und Mambetto.

Deutsch:	Dinka:	Sandeh:	Mambetto:
Eins	To	Sa	Kanna
Zwei	Rè	Üi	Sòzue
Drei	Diàk	Biàta	Sòtta
Vier	Donguàu	Biàma	Sòssua
Fünf	Dik	Bissue	Sarèna
Sechs	Ditèm	Batsà	Tingokànna
Sieben	Dorò	Bàttoi	Tonòmi
Acht	Bit	Battibiàta	Banda
Neun	Inguàu	Battibiàma	Tingelègi
Zehn	Tiar	Bawuè	Tèkke
Baum	—	Bangùa	Uoquôque
Wasser	Piiu	Imme	Egna
Antilope	Tian	Tagba	Nadda
Banane	—	Bò	Bugo
Bart	Inal	Mangbà	Ndolù
Büffel	Niar	Beh	Kibi
Beere	Rok	Mbà	Tipo
Wald	Rorè	Billè	Nopi
Stock	Ausk	Mbondo	Titi
Arm	Sin	Behè	Neti
Weiß	Tuin	Pussìe	Mobu
Hund	Dschò	Augo	Neschi
Messer	Oel	Sappè	Sape
Haus	—	Polo	Neba
Rohr	—	Kolumba	Nekòko
Himmel	Duè	Mbombatulù	Noro
Wetter	—	Bìeli	Nembè
Ziege	Tok	Bussendi	Memè
(Ziegen)bock	Makotok	Babussendi	Bongùlo

Deutsch:	Dinka:	Sandeh:	Mambetto:
Fleisch	Rim	Passienja	Neri
Haar	Mum	Mongilì	Edruè
Herz	Pò	Bagonda	Nessu
Laufen	—	Moolo	Kurengo
Heiß	Rog	Fala	Modè
Zahn	Lu	Linde	Kì
Finger	Sin	Wlisa	Tenge
Süß	—	Zilienzire	Mendendinge
Weib, Frau	Tendia	Dè	Nandro
Schlafen	—	Mulla	Eie
Kraut, Gras	Non	Wua	Ummà
Elefant	Akkun	Mbana	Nokkò
Blitz	Attschaul	Gumba	Barra
Pfeil	Uiet	Guanzà	Bongu
Feuer	Mog	Uè	Kago
Leber	Tschuin	Ende	Kubìa
Bruder	Nonà	Wlina	Janenquè
Kalt	Uir	Zele	Netù
Mehl	Abik	Ngunke	Kiumbàpu
Kehle	—	Ginibòle	Kolikole
Henne	Eget	Kondo	Näele
Hahn	Moroget	Bakkondo	Mabangà
Korn	Rof	Wonde	Bàgala
Mais	Abunatofà	Mbaia	Ndò
Tag	—	Ellemì	Otuni
Hyäne	Anguen	Zige	Ungu
Leopard	Schor	Mamà	Kondò
Löwe	Kor	Bomù	Mazambùla
Lanze	Raug	Bosso	Noru
Milch	Sò	Momussè	Bague
Mond	Fi	Diwi	Angue
Lippe	—	Potumbà	Tipokepi
Zunge, Sprache	Schenin	Menàs	Kodra
Blitzen	—	Mainànjiquera	Komadendi

Deutsch:	Dinka:	Sandeh:	Mambetto:
Holz	Rimag	Njake	Kire
Mutter	Mà	Nà	Jangue
Tot	Tò	Pio	Nunzi
Fliege	—	Agè	Anzi
Morgen	—	Uisso	Nobolebù
Berg	—	Mbia	Kopì
Gatte	—	Kombomi	Maschinandra
Gattin, Weib	—	Demi	Nandronandra
Mittag	—	Bebeleulù	Totianepò
Hand	—	Bhè	Tedrù
Nase	Um	One	Namò
Nein	—	Ohoh	Kare
Schwarz	—	Bie	Mekù
Nacht	—	Julù	Kini
Wolke	—	—	Mundukuba
Öl	—	Paibakita	Belempaso
Auge	Mièn	Bangilì	Nengo
Ohr	Isk	Tue	Nebbi
Ei	Manoget	Palakondo	Balakakà
Knochen	Inàm	Meme	Nepo
Vater	Uò	Bà	Papangue
Land	—	Bolo	Nebà
Fisch	Rek	Tinjo	Nangerè
Regen	Den	Mai	Kuma
Stein, Fels	—	Mbià	Kopi
Fell, Haut	Del	Poto	Kepi
Haar	Nin	Mange	Edruekepi
Fuß	—	Ndue	Konzo
Pfeife	Tongetop	Bassa	Puopo
Bettvorhang	—	Uene	Mombe
Brei	Schun	Bakinde	Quake
Brust	Runjum	Mbadosse	Gugù
Dieser	—	Ginè	Dondre
Jener	—	Sulè	Nendri

Deutsch:	Dinka:	Sandeh:	Mambetto:
Rot	—	Zambà	Ghambà
Schnarchen	—	Boko	Kurkù
Blut	Riam	Kolè	Alipu
Schmutzig	—	Likiquo	Dindà
Schwester	Miankò	Dèule	Nedra
Stern	Kualniale	Dimma	Nedscho
Sonne	Akuàl	Ulu	Neko
Salz	Akkoi	Tiquò	Gandschò
Schild	Kot	Worà	Manzumà
Ja	—	J. i.	Ji
Schulter	—	Kobbè	Nitaboba
Stuhl	Rog	Nbata	Balà
Rücken	Okò	Gil	Nengu
Sesam	Nuam	Bakita	Blemu
Donner	—	Mainekì	Komadudi
Kopf, Haut	Nom	Li	Nedrù
Erde	Fin	Sende	Nape
Tabak	Tabian	Gundù	Tobo
Klaue, Nagel	Rèuf	Sessiulìza	Zèkele
Vogel	Dit	Azire	Nari
Mensch	Mog	Kombà	Massa
Gesicht	—	Bangre	Nango
Sehen	—	Nebie	Madumanja
Ich gehe	—	Ando	Amaio
Lebendig	Ronofir	Ngarò	Nassoro
Leib, Bauch	Ingià	Wusse	Neo
Onkel, Oheim	Uanos	Linabà	Papaianengue

Vollbilder.

Textbilder.

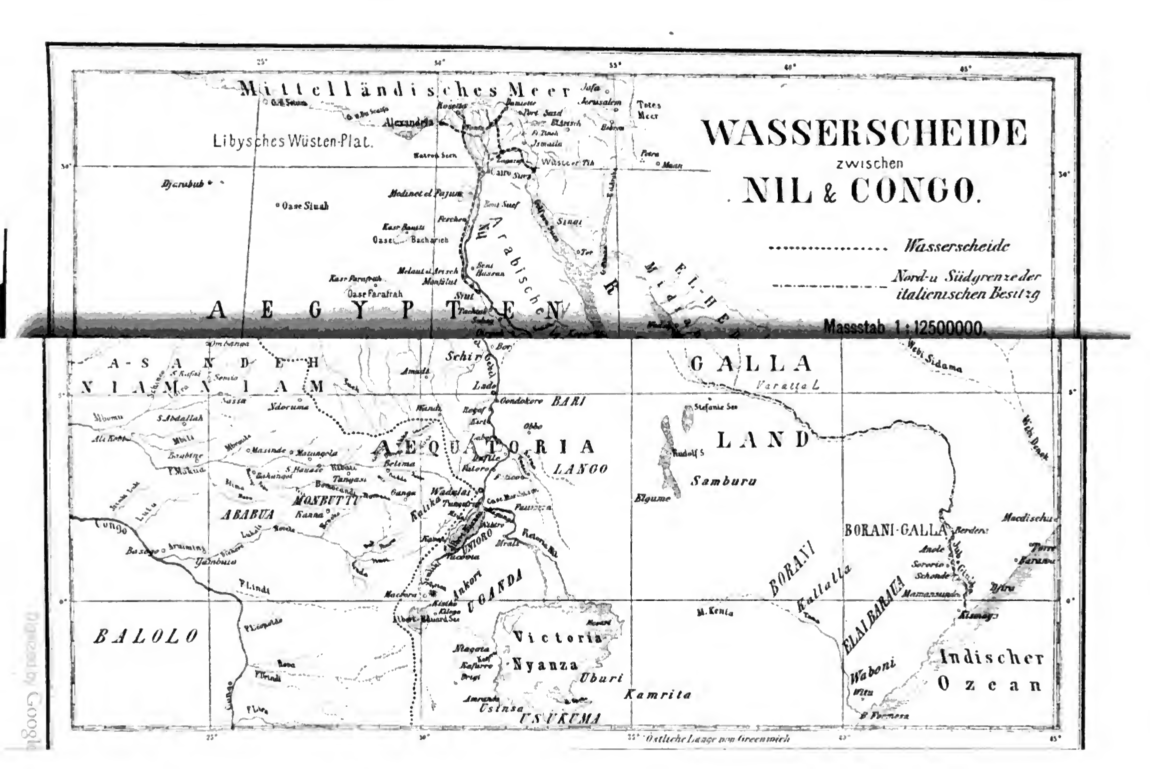
Karten.

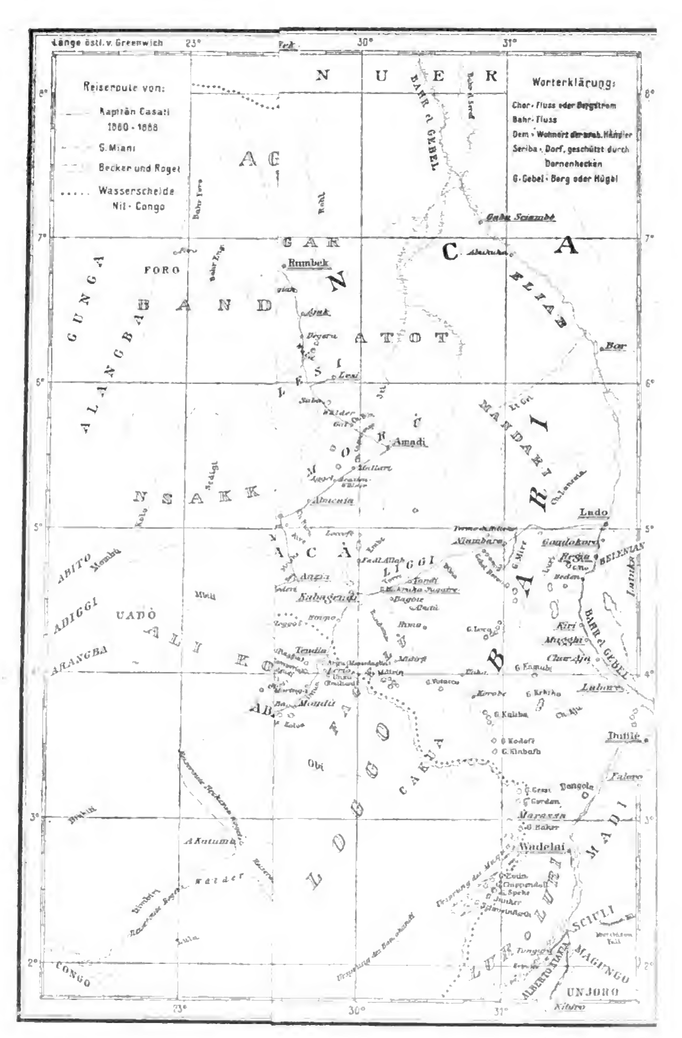
Wasserscheide zwischen Nil und Kongo.

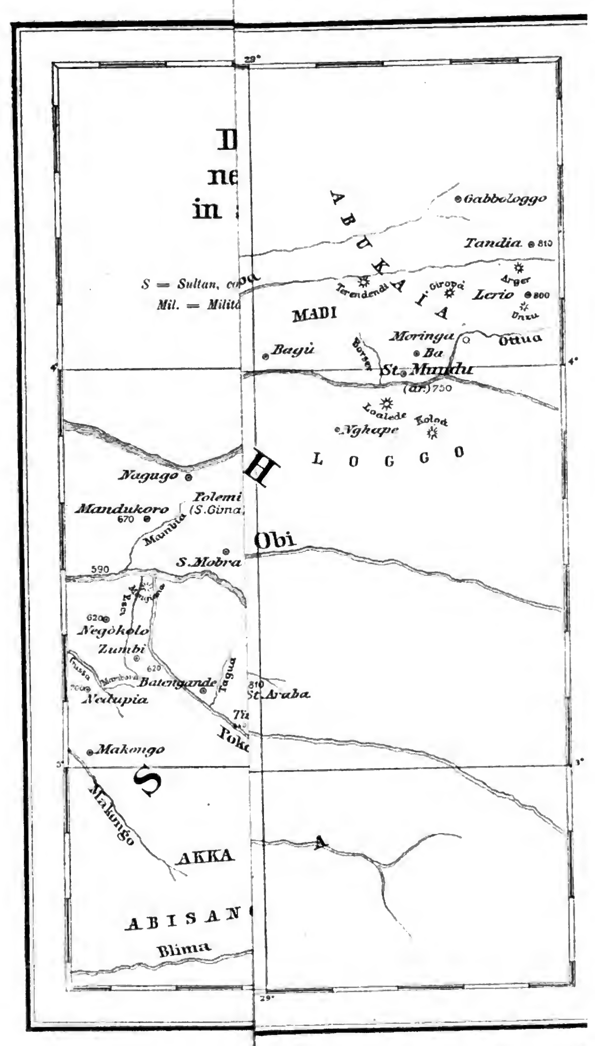
Karte zur Charakteristik des Kibali-Maqua-Uelle-Obandschi-Thales.

Der Fluß Maqua nebst seinen Zuflüssen in seinem östlichen Teile.

Druck von Greßner & Schramm, Leipzig


WASSERSCHEIDE
zwischen
NIL & CONGO.
Wasserscheide
Nord- u. Südgrenze der italienischen Besitzg
Masstab 1:12500000.
Mittelländisches Meer
Libysches Wüsten-Plat.
Alexandria
Jerusalem
Totes Meer
Oase Siuah
Medinet el Fajum
Oase Farafrah
AEGYPTEN
Arabische
Sinai
GALLA
LAND
Samburu
Stefanie See
Rudolf S.
A-SANDEH
NIAM-NIAM
AEQUATORIA
LANGO
BARI
MONBUTTU
ABABUA
UNIORO
UGANDA
Victoria Nyanza
Uburi
Kamrita
USUKUMA
BORANI-GALLA
BORANI
Kallalla
ELAIBARAUA
Waboni
Indischer Ozean
M. Kenia
Congo
BALOLO
Östliche Länge von Greenwich


Länge östl. v. Greenwich
Reiseroute von:
Kapitän Casati 1880 - 1888
G. Miani
Becker und Roget
Wasserscheide Nil - Congo
Worterklärung:
Chor - Fluss oder Bergstrom
Bahr - Fluss
Dem - Wohnort der arab. Händler
Seriba - Dorf, geschützt durch Dornenhecken
G. Gebel - Berg oder Hügel
N U E R
BAHR el GEBEL
Gaba Sciambé
FORO
Rumbek
Ayak
Bor
Amadi
Lado
Gondokoro
BAHR el GEBEL
UADÒ
Kiri
Muggi
Labore
Dufilé
Faloro
Dongola
G. Baker
Wadelai
UNJORO
Kibiro
ALBERTO NIANZA
CONGO



D
ne
in
S = Sultan, capo
Mil. = Milità
Gabbologgo
Tandia
810
ABUKAIA
Terendendi
Giropa
Arger
Lerio
800
Onzu
MADI
Moringa
Ottua
Bagù
Ba
St. Mundu
(ar.) 750
Loalede
Kolod
Nghape
H
LOGGO
Nagugo
Polemi
(S. Gima)
Mandukoro
670
Mambia
Obi
S. Mobra
590
620
Negòkolo
Zumbi
620
Batengande
Tagua
810
St. Araba
Nalupia
Makongo
S
Makongo
AKKA
ABISAN
Blima
29°
4°
3°


DT363 C314
3 2106 00049 0919



